



<36602392990010

Wiener Bilder.

Wiener Bilder.

Von

W. Alexis.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1833.

Inhalt.



1. Die Barriere von Peterswalde.

Ehedem, wenn ich an die Barriere von Peterswalde kam und die ersten gelb und schwarz angestrichenen Balken sah, bemächtigte sich eine gewisse Bangigkeit meiner. Ich sah nach dem Himmel oben und nach den Bergen nebenbei, ob jener drüben noch blau, diese nicht zu hoch wären. Ich meinte, wenn der Schlagbaum hinter mir fiele, sei ich auf Gnade und Ungnade verfallen einer Gewalt, ungefähr so schrecklich wie der Schornsteinfeger in der Ammenstube. Man weiß nicht recht, was der Schornsteinfeger den Kindern thun soll, aber er bleibt doch immer ein Schornsteinfeger.

Wenn der wohlbeleibte Visitator mit der runden Brille heraustrat, und seine Leute so emsig und freundlich sich ans Abpacken machten, kamen mir alte Inquisitionsgeschichten in den Sinn von ewigen Einkerkerungen, Folterungen. Ein Demagog, ein Republikaner bin ich nicht und war ich nie, aber ich habe in meinem Leben Manches gedacht, was hier nicht laut gedacht werden soll. Ich glaubte der Mann lese mir mit der Brille ins Herz hinein, und am Hinterkopf habe er noch ein Paar Augen, um zugleich in einem großen Buche zu blättern, wo jeder Mensch, der einmal nach Oestreich reisen könne, ein eignes Folium habe; und wie er den Blick vorn in meinen Paß geworfen und hinten in seinen Folianten, wisse er genau, wer ich und was an mir sei. Von dem Buche, und was darin steht, lauteten einst die Gerüchte so fabelhaft und wunderbar, als wären es persische Märchen. Die Allwissenheit war hier zu Protokoll gebracht. Von Diesem stand darin das Muttermal, das er unterm linken Arme trägt, von Jenem sogar was er im Schlafe gesprochen!

Es fängt ein altes Lied, was die Handwerks-

burschen singen, mit Oestreich an, und die Altdeutschen haben es ihrer Zeit so variirt, daß der erste Vers so lautete:

In Oesterreich, in Oesterreich,
In Oestreich ist es dunkel.
Warum sollte es nicht dunkel sein,
Es scheint ja nicht Sonne nicht Mond hinein!

An das dachte ich vor beinahe dreimal fünf Jahren, als ich zum ersten Male, leicht geschürt, von der Spitze der Schneekoppe herab in die östreichischen Lande meinen Fuß setzte. Es war ein so schneller Ansatz, daß ich in einem Zuge bis Jung Bunzlau gerieth, ohne an Wallenstein's Gruft in Gitschin, noch an ein Grenzamt davor zu denken. Dafür hatte die Polizei in Bunzlau nicht übel Lust, mich und meinen Freund wieder auf geradem Wege auf die Schneekoppe zurückzuführen, zumal da in unsern Pässen stand, wir reisten „zum Vergnügen", was der Kreisamtssecretair nicht als gültige Ursache, weshalb ein vernünftiger Mensch zum Reisen sich entschließen könne, wollte passiren lassen. Es war das Jahr 1819 auch für Studenten, welche keine altdeutschen Röcke trugen, ein schweres Jahr an allen

den Orten, wo Jemand denken konnte, er sei Kozebue, und der zu ihm ins Zimmer trat, ein Sand. Indessen kamen wir mit blauem Auge und einem Tag Warten davon, weil der Kreishauptmann nach einem Tentamen keine Absicht in uns gewahr wurde, Jemand in Böhmen aus der Welt zu schaffen. Ja ich zweifle nicht, daß der würdige Greis, obgleich in den Pässen stand, daß wir uns der Malerei widmeten, besser als der präger Thorschreiber herauslas, was wir waren. Der Thorschreiber nämlich wollte uns durchaus in die Malerherberge weisen, wohingegen der Kreishauptmann meinte: es schiene ihm, als müßten wir sehr von vorn anfangen, wenn wir's in der Malerei zu was bringen wollten.

Mit wie leichtem Herzen sprangen wir damals hinter Elnbogen, Hans Heiling's Felsen vorbei, der baierschen Gränze zu; wie rissen wir, als der Pfahl mit der Czechie-Granize hinter uns stand, und die blau-weiße Barriere vor uns, die Matrikeln aus der Brust, die uns nun ein lieberer Paß sein sollten; und die Wonne geträumter Freiheit ging so weit, daß wir in Wunsiedel außer dem Hause, wo Jean Paul geboren wurde,

auch das sehen mußten, wo der Unglückselige das Licht zuerst erblickt, von dem Varnhagen sagt:

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr und bejammernswerth hat Alles hier sich gestaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Deutschlands Urtheil war damals noch eben so wenig wie das seiner Richter über ihn ausgesprochen. Man glaubte noch etwas Großartiges in den Motiven zur wahnsinnigen That zu finden. Richtiger war das Gefühl seiner Familie. Sie zogen sich von den Fenstern zurück, wenn ein unzarter Fremder seine Blicke hinrichtete.

Von altdeutschen Wanderern hatten sich wunderbare Märchen verbreitet, mit gläubiger Scheu durch das römische Reich getragen: wie man den Fremden an Oestreichs Grenzen visitire und examinire, nicht allein Gesicht und Gesinnung, auch Rock und Hut, ob jener kein altdeutscher, dieser nicht eigentlich eine Mütze sei? Man sprach von Deportationen, feuchten Kerkern und hochluftigen, und hinter allen diesen nebelhaften Schreckbildern, wenn

auch halb nur Kindern einer romantischen Demagogenphantasie, glänzten doch in wahrhaftigen Umrissen die Thürme von Dürrenstein, Olmütz und Muncacz, genug um eine Scheu auszubreiten über Oestreichs Grenzen, wie nur jene in Tieck's Mährchen, wo sie mit Fledermausflügeln die Uneingeweihten fortscheuchen vom glücklichen Elfenlande. War es daher ein Wunder, daß sich der jugendlichen Einbildungskraft eine Furcht einimpfte, über die der Wiener jetzt lächelt, und so stark, daß sie noch lange als Befangenheit blieb! Es ist eine Thorheit, daß die Sonne in Oestreich nicht scheinen soll; aber das unhöfliche Lied kam mir jedesmal in den Sinn, wenn ich von Hellendorf nach Peterswalde fuhr, und ich sah nach dem Himmel und nach der Sonne und nach den Bergen, ob ich drüber zurück könnte, wenn's mir drinnen zu finster oder zu eng würde.

Diesmal überließ ich die Bangigkeit meinen Begleitern, welche einen reellen Grund dazu hatten, nicht in liberalen Gesinnungen, aber in einigen Pfund Rauchtaback, und dachte, indem ich die grünen Höhen musterte, an den wiener Spaziergänger, wenn er singt:

Unser Land, wohl ist's ein Garten; doch der Gärtner, bang und scheu,
Zog ein starres Eisengitter, daß er rings verschlossen sei!
Doch auch draußen wohnen Leute, die sich gern der Gärten freun;
Wer sich freut an schönen Fluren, kann ein schlimmer Gast nicht sein.

Schwarz und gelbe Schranken halten unsre Grenzen rings umspannt,
Schergenwacht und Mauthner hüten so bei Tag als Nacht des Land,
Sitzen unter Tags vorm Zollhaus, liegen Nachts im feuchten Gras
Still und lauschend auf dem Bauche, spähend rings ohn' Unterlaß.

Daß sich ja kein fremder Krämer, fremder Knaster, fremder Wein,
Fremde Seide, fremde Linnen schleichen in das Land hinein!
Daß ein arger Gast vor Allem unsern Grund betrete nicht,
Der Gedanke, der entsprossen fremdem Boden, fremdem Licht.

Die Art, wie meine Reisegefährten sich vorm Zollhaus mit der Behörde aufs Reine setzten, überzeugte mich indeß, wie Unrecht der Spaziergänger hat, wenn er meint, daß der fremde Kna-

ster und fremde Geist nur zur Geisterstunde auf eine Art, die er weiter so angibt, ins Land kommen:

Sieh da tauchen aus den Büschen, aus den Nebeln rings der Nacht
Männer, schwere Last am Rücken, Karren, schwer von reicher Fracht,
Leise wie die Nebel schleichen sie die fahlen Steg' entlang;
Sieh, da wallt auch der Gedanke seiner Sendung heilgen Gang.
Mit den Schmugglern muß er reisen — er versteckt und hehlt doch nichts! —
Mit den dunkeln Nebeln schleichen — er der Sohn des Tags und Lichts! —

Es ist, wie gesagt, Verleumdung, wenn man behauptet, daß am peterswalder Schlagbaum ein Cerberus sitzt. Die Quarantaine ist kurz, die Inquisition mild, der Zoll gering, wenn man ihn auf richtige Art zu entrichten weiß. Es kommt ja überall nur auf die richtige Art an. Zu freundlicher Verständigung wirst Du die Angestellten hier zu Lande immer bereit finden, was im Preußischen nicht so der Fall ist. Vielleicht daher, weil der militairische Stolz in den Köpfen gegen friedliche Verständigungen sich sträubt.

Genug, ich, wir, unsere Ideen und unser Taback wären ohne Aufhalt durchgekommen, wenn nicht einen ungarischen Roßtäuscher die Gewissenhaftigkeit geplagt hätte, zehn Cigarren, die er bei sich trug, anzugeben. Die ehrlichen Leute schüttelten die Köpfe: ob er sich nicht versehen, ob es nicht inländischer Taback sei? Umsonst, er wollte durchaus ehrlich sein und außer dem Douceur, das schon auf der Schwelle lag und gewiß eben so viel betrug als der Tarif, auch diesen entrichten. Nun mußte gemessen und gewogen und gerechnet werden, und nach einer Stunde Aufenthalt setzten wir uns mit dem allergewissenhaftesten Manne, der je eine Diligence bestieg, wieder ein. Nur sagte mir der Wirth in Teplitz, daß der ehrliche Handelsmann schon drei glückliche Bankrotte erlebt und, während er um Mittag den Zoll für die zehn Cigarren pünktlich entrichte, um Mitternacht drei Koppeln Pferde über die Berge erwarte.

Jedes Ding hat mehr als eine Seite in Böhmen, sagte mir der Wirth in Teplitz, und ich habe die Bemerkung auch in andern Ländern richtig gefunden.

---

2. Teplitz.

Ueberhaupt, behaupte ich, Peterswalde ist gar nicht mehr die Grenze zwischen Preußen — ich wollte Sachsen sagen — und Oestreich, seitdem Teplitz dahinter liegt.

Teplitz ist bekanntlich ein Bad, eine Stadt, eine schöne Gegend und eine preußische Colonie. Ursprünglich war es nicht von Preußen bewohnt, denn die Ureinwohner sind ein Mischvolk zwischen Böhmen und Meißnern, was Dir klarer wird, wenn Du von Prag, als wenn Du von Dresden kommst. Die Bürger sind mehr sächsischen Blutes, die dienende Classe von böhmischem; doch findet man jetzt auch schon Gesichter darunter, welche ihren Ursprung von allen Stämmen der der Welt, deren Söhne in Teplitz badeten, herschreiben. Allein seit funfzehn Jahren sind die Preußen hier eingewandert und herrschen, wenn auch noch nicht in allen Theilen der City, doch im Westminster, auf der großen Promenade und in den

Salons. Noch ist der Dialekt indeß ein sächsischer. Wenn der berliner überhandnimmt, meint man, wird erst die preußische Herrschaft hier begründet sein. In der Stadt möchte das eher eintreten; aber vom Lande ringsum, was zum Theil noch gar nicht deutsch spricht, darf eine stärkere Opposition erwartet werden, indem die gelehrten Mönche von Kloster Ossec und Maria-Schein erklären, daß das berliner Idiom unter allen germanischen dem slavonisch-böhmischen am entferntesten steht. Sollte es einst zu dem blutigen Kriege zwischen Oestreich und Preußen über den Besitz des teplitzer Thales kommen, wofür freilich die europäischen Conjuncturen jetzt sprechen, so dürfte auf den Besitz des Schloßberges nicht weniger ankommen als auf den der antwerpener Citadelle. Hier nun darf der Vaterlandsfreund nicht verschweigen, daß der zeitige Commandant uns gewiß geneigt ist, indem er mir und mich schon häufiger verwechselt, als die Artigkeit gegen seine berliner Gäste, freilich die zahlreichsten, es von einem speculirenden Gastwirthe fodert.

Läge mir ob, den Operationsplan zu einer Eroberung zu entwerfen, so legte ich vorläufig im-

mer mehr Militairlazarethe für uns an, bis wir eine gehörige Anzahl Kranker im Bade hätten, welche über Nacht auf Commando gesund würden. Erhöbe sich dann ein Aufstand, ich weiß nicht warum, in der Stadt, so wären wir als die einzige bewaffnete Macht gleich zur Hand. Wir wollten natürlich nichts als Ordnung und würden von den guten Bürgern darum ersucht. Am Morgen darauf wäre es eben so natürlich noch tumultuös, und es verstände sich von selbst, daß wir das Castell, den Schloßberg besetzten. Ein unvorsichtiger Unteroffizier pflanzte unsere Fahne auf. Das Thal käme in Allarm. Man ließe uns hoch leben und zwänge uns, uns auszusprechen. Wir bewilligten Vieles und versprächen noch mehr, z. B. daß die Teplitzer auch im Winter die Voß'sche Zeitung lesen dürften, freie Einfuhr des sächsischen Landweins, anfänglich zwei Kammern, für den Prälaten in Ossec, nachher nur eine, die Stumme von Portici fürs Theater, und was weiter zu einer glücklichen Revolution gehört. Käme es dann doch zum Kriege, so ist ja das Thal von Teplitz groß genug, um entscheidende Schlachten zu vermeiden; dann wür-

de in Aussig eine Conferenz versammelt, protokollirt und pacificirt und am Ende wenigstens so getheilt, daß wir die deutsche und die Oestreicher die böhmische Bevölkerung behielten. Die Zwistigkeiten, das gegenseitige Auffangen und Abschneiden gäbe gute Nahrung für die Zeitungen und der Diplomatie zu immerwährenden Verhandlungen. Wenn auch sonst nichts, gewönnen wir doch den Schloßberg, für unsere Telegraphenlinie von großem Vortheil, weil man das ganze Thal übersieht.

Ich will nicht die Verdienste dieses Plans mir allein beimessen, da ich Vieles davon aus dem Gespräche mit einem belgischen Attaché auf der Promenade mag profitirt haben; aber er wäre doch nicht eher auszuführen, als bis die sächsischen Schnellposten wenigstens täglich einmal von Berlin kommen und gehn.

Aber lohnend einen Krieg ist der Besitz von Teplitz. Der Versucher könnte wenig schönere Plätze in Deutschland wählen, um dem Sohne des Menschen die Herrlichkeiten der Erde zu zeigen, als den Schloßberg. Die Schloßruine ist wenig, wenig durch sich und durch die Erinnerung,

der Berg ein kahler Kalksteinhaufen mit einem schon sehr gekämmten Eichenwäldchen; aber rings=um das reiche, üppige schwellende Thal, mit seinen Quellen, Hügeln, Wäldern, Gärten, dort die merkwürdigen biliner Felsen, mit den stürzenden Wässern zu Füßen, dort die Kuppeln reicher Stifte und Klöster mit wunderthätigen Bildern. Und jenseits des Lieblichen und Reichen, des Friedlichen und Wohlgeordneten die mächtigen Bergzüge, dicht bewaldet, welche dieses weite Thal schützend umschließen, ohne es zu drücken. Im Süden die Kette der Paskepole mit dem gewaltigen Milleschau, streitend mit den regelmäßigern Höhenmassen des Erzgebirges gen Norden, wem die gesegneten Triften, die sie umfangen, angehören sollen, ob Böhmen ob Deutschland? Und längs der tief dunkeln Wände dieses deutschen Gebirges von der höchsten Höhe herab schlängelt in tausend Krümmungen ein weißer Streif sich nieder, die große Straße von Sachsen. Vor zwanzig Jahren röthete ihn dreier Völker Blut, es tränkte die Wiesenabhänge und Wälder. Du siehst die Spitze von Kulm, dort liegen die Hütten von Nollendorf. Zwei Denkmäler haben Men=

schenhände errichtet, aber das Gedächtniß der gefochtenen Schlachten wird diese Säulen von Metall überdauern.

Es ist kein Feengarten, es ist nichts Gigantisches, nichts Wunderbares, aber Alles, was des Menschen Herz erfreut, was ihm das Dasein lieb macht, lacht um ihn her: der Erdgeist in blühender Gestalt wandelt mit Dir um die Burgmauern am Morgen und Abend und zeigt Dir, wie schön sein Planet ist in dem Wechsel von Licht und Schatten. Nur um Mittag ist es nichts. Volles Licht verträgt die Erde nicht.

Wenn Blücher, wie es anfangs bestimmt gewesen, den Johannisberg bekommen, hätte man Göthe'n das Thal von Teplitz schenken sollen. Keinen würdigern Fürsten kennte ich für dies blühende Thal. Nicht Schiller, nicht Shakspeare, nicht Dante; der Dichter hätte hier walten müssen als Fürst, der

Immerfort sich selbst beschränkend,
Immer nur das Nächste denkend,

doch in engsten Grenzen das Schönste, Lieblichste sammelte und ein solcher Gärtner war, daß die Blüte des Lebens unter seiner Pflege noch

im Herbst und Winter frisch blieb und anmuthig. Denke ihn Dir thronend auf einem neuerbauten Schlosse auf dem Berge und, die greisen Locken vom Abendgold geröthet, mit den ernsten, sichern Blicken musternd seine Welt unter ihm. Für den Faust freilich wär ich um einen Platz verlegen im Thal. Aber zwischen den waldbewachsenen Bergen drüben liegt wol eine einsame Warte, wo ich den Magier hinversetze.

Volle Lebensblüte athmet das kleine Reich, und doch fehlt ihm Poesie. Ihm fehlt das Auge der Landschaft, Wasser, und ihm fehlt Wein, nämlich den es selbst baut. Sonst fehlt ihm nichts. Der rothe Thonboden der nächsten Stadtumgebung dient nicht wenig, jeder kleinen landschaftlichen Scene Freundlichkeit und einen malerischen Anstrich zu geben; und doch wird es dem Maler schwer, bei aller Lieblichkeit Punkte aufzufassen, da die scharfen Umrisse fehlen, und das Wohlgefällige mehr auseinandergeht, als sich zu zueinanderdrängt.

Teplitz ist eine preußische Colonie und eine Weltstadt. Daß große und auch gekrönte Häupter hierher kommen ist bekannt, außerdem kommen

Vornehme und Reiche um zu baden, oder nicht zu baden, um sich sehen zu lassen, oder zu sehen, um ernste oder nicht ernste Geschäfte zu schließen; es kommen Spieler aus allen Ländern, Kellner vom Rhein und aus Sachsen, Köche aus Frankreich und Geld aus aller Welt. Teplitz, obgleich ein unbedeutendes Fleckchen in dem kleinen Königreiche Böhmen, ist darin so großartig, daß es Geld von jedem Gepräge annimmt, am meisten preußisches. Gold, Silber oder Papier, hier ist kein Unterschied. Ausländische Weine kann auch jeder Badegast einen halben Eimer unversteuert mitbringen, und der Bürgermeister von Teplitz ist ein berliner Operncomponist.

Um deshalb behauptete ich, Peterswalde sei nicht mehr die Gränze zwischen uns und Oestreich, denn Teplitz rechne ich noch zu uns.

---

3. Böhmen.

Ich könnte über Vielerlei Betrachtungen anstellen, was ich gedacht, als ich in der Nacht über die Paskopole fuhr zum Beispiel über Hundesteuern, über den gestirnten Himmel, oder Runkelrübenzucker.

Aber ich bekenne, daß ich geschlafen habe, und wenn ich zum Fenster hinaus sah, war der Himmel bedeckt. Auf der Höhe schneite es, ich konnte also keine Sterne sehen, Runkelrübenzucker wird in Böhmen erst seit kurzen fabricirt, und von Hunden kommt später Gelegenheit zu sprechen.

Ich muß also spätern Reisebeschreibern überlassen, wenn es nicht vor mir welche gethan, ihre Beobachtungen über diese Gegenstände, die ihnen auf dem natürlichsten Wege beim Eintritt in Oestreich in den Sinn kommen werden, auszusprechen. Hunde giebt es übrigens auch anderwärts, Runkelrüben nur in Ländern, wo starker

Zoll auf Colonialwaren liegt, und einen Himmel voll Sterne überall, wo man ihn sehen will.

In Dresden lachte der junge Frühling von der Brühl'schen Terrasse, von den Weinbergen der Elbe, aus den großen und kleinen Gärten und Promenaden; im südlichern Böhmen war es noch Winter. Eine leichte Schneedecke lag über den Feldern, die Flocken wehten durch Prags Straßen und verfolgten und begleiteten uns bis zu den mährischen Gebirgen. Hier, mit einem Male hörte der Winter auf, das Frühjahr war schon vorüber, und der üppige Frühling lagerte auf den gesegneten Fluren Oestreichs.

Eine andere Vorstellung macht sich doch die Phantasie von Böhmen, als die Wirklichkeit ist, nämlich die man aus den Fenstern der Schnellpost sieht. Wo sind die böhmischen Wälder, wo die Felsen, Schluften, der Aufenthalt für Räuberbanden, Zauberer, Unholde, Amazonen? Wo begegnen uns die Enkel der Prokope, Hussineks, Ziska? Sucht Dein Auge nicht überall nach zerstörten Burgen, Schlössern, verbrannten Kapellen, Erdrissen? Und wenn Du auch nicht die Zauberwälder der alten Czechen verlangst, nicht nach den

Morgensternen und Wagenburgen der Hussiten suchst, nicht nach Wallenstein's Hufen und des Grafen Thurn Kürassen, ja nicht einmal nach den Räuberbanden, die von Schiller bis Byron nur in Böhmens Wäldern leben konnten; so meinst Du doch in dem bergumschlossenen Kessellande Spuren zu finden von den Sturmrevolutionen und meteorischen Besuchen, die Böhmen, wenn auch sonst nichts mehr revolutionair da ist, wenigstens noch immer in den Zeitungen ein revolutionaires Ansehn geben. Und für alles das findest Du nichts als ein fruchtbares, ebenes Ackerland!

Böhmen hat eine Geschichte gehabt, und sie ist nicht so zerrissen und zersplittert als die polnische, und doch entdeckst Du auf der ganzen Länge des Landes kaum eine Spur davon. Es scheint, als sei auf die slawische Urzeit die neue gefolgt, das Mittelalter übergehend. Mit der einen großen Ausnahme siehst Du nichts von den Bauten, welche in echt altgermanischen Ländern bei jedem Schritte die emsige und kühne Thätigkeit des Mittelalters bezeugen. Jene Waldwohnungen, jene Burgen von Eichenstämmen der alten Slawen sind untergegangen, ohne eine Spur zu hinterlas-

sen. Von Denkmälern einer Zeit von tausend Jahren darnach ist nichts zu finden, und die Geschichte, die im Steine lebt, fängt erst wieder an mit den freundlich hellen Bauten aus der Jesuitenzeit. So weit Dein Auge sucht in den Niederungen, wo niedliche Dörfer in großer Zahl an den Bächen des Landes gedrängt liegen, siehst du keinen Spitzthurm, keine Spitzbogen, kein gothisches Gewölbe, überall die breiten Tonnenbogen, den hellen behaglichen Baustil, der nicht über den dreißigjährigen Krieg hinausreicht. Hat dieser nun, haben die noch mörderischern Flammen der Hussitenkriege das Alterthum verbrannt, zertrümmert und zertreten?

Vieles gewiß; aber wo die Feudalzeit einmal geherrscht, hat sie so fest gebaut, daß ihre Trümmer noch einem Jahrtausend trotzen, und ihre Wurzeln sind so fest, daß sie erst mit dieser alten Erde untergehen werden. Ist dies doch selbst in Frankreich der Fall, und in keinem Lande wurde ähnlich gegen sie gewüthet. Wo sie gewesen, da lebt sie noch in ihren Ruinen fort. In Böhmen hat sie nie geherrscht, Böhmen blieb, trotz aller Versuche, es germanisch zu colonisiren, bis auf den

dreißigjährigen Krieg durchaus slawisch, und dieses slawische Land theilt noch darin die Verwandtschaft mit seinen Vetterländern Schlesien, Polen, Rußland, daß die ganze bauende Kraft des Volkes in seiner Hauptstadt sich concentrirt hat. Der Adel in allen diesen slawischen Ländern begnügte sich mit Balkenschlössern, das Volk mit Lehmhütten, und ihre Hauptstädte bauten sie von Quadern und Backsteinen; dort errichteten sie Schlösser, und ließen ihre Münster und Thürme gen Himmel steigen, dem Lande zu Ehren, dem Feinde zum Trotz, dem sie Das zur Verwüstung Preis gaben, woran nicht viel zu verlieren war.

So wurde Moskau, überladen mit allen geretteten Erinnerungen und Schätzen des Volkes, eine heilige Stadt, so konnte Warschau, während ringsum im einst mächtigen Polen der Bauer wie der Magnat in Lehmkoben und Lattenhütten bis auf den heutigen Tag wohnt, die mächtige Polenburg werden und bis vorgestern eine glänzende Hauptstadt, die jedem civilisirten Lande Ehre gebracht hätte. Früher und mächtiger drang deutsche Cultur in Schlesien ein. Wenig Burgen

zwar sehen wir auf seinen Bergspitzen, dafür desto mehr Städte von reichsstädtischer Zierlichkeit, welche alle freilich hinter dem ehrenfesten Alterthume von Breslau zurückstehen.

So nur konnte Prag, diese alte, steinerne Slawenburg, werden, was es geworden, eine prächtige Königsstadt an einem Flusse, der keine Schiffe zum Meere führt, mitten in einem von Bergen umschlossenen, tief versteckten Binnenlande, ohne Mittel zum Welthandel. Wäre es ein germanisches Land geblieben, so sähen wir kleine feste wohlbehagliche Städte in Bunzlau, Saaz, überall Schlösser und Burgen, aber kein Prag wie es ist. Prag ist der Stempel für Böhmens Geschichte. Sie läßt sich nicht wieder verlöschen.

Wer aber unternähme es, in einem Capitel ein Gemälde von Prag zu geben! Hier den richtigen Standpunkt zu finden, hier zu sondern, wo Germanisches, wo Slawisches sich verbindet, wo es sich trennt, dazu gehört Studium; und eine flüchtige Reiseskizze, die Paris, Neapel, Wien und Berlin richtig auffassen mag, weil dort Alles dem beobachtenden Blicke zu Tage liegt, versucht hieran nicht ihre Kräfte.

Böhmen hat Weine, aus Melnek und Czernoseck, mehr Raritäten als Producte. Auch Raritäten können vortrefflich sein. Anerkannt ist der Werth des Bieres. Nicht so gelobt wird die Höflichkeit der Böhmen gegen Fremde, die sie zum ersten Mal sehen. Doch mag dies in der Häuslichkeit auf dem Lande anders sein. Die Lebensbedürfnisse sind theurer als in dem gesegnetern Oestreich. Die Emsigkeit, die Betriebsamkeit, die Verstandesschärfe der Böhmen, das Feuerelixir in ihrem Lebensprincip wird auswärts mehr anerkannt als in ihrem Lande.

In Slan fanden wir, um wieder auf Hunde zu kommen, einen Hund, der im Begriff war, sprechen zu lernen. Aber man meinte, es werde ferner einige Schwierigkeiten haben, da es ungewiß, ob er mehr Beruf zum Böhmischen oder Deutschen besitze. Indeß konnte er auch Karten ziehen.

Durch Kollin fährt man bei Nacht. Ob dies eine Artigkeit ist gegen die preußischen Reisenden, ihnen den Ort zu verbergen, wo Friedrichs Stern unterzugehen drohte? Es war Mitternacht, die Sterne funkelten am Himmel. Auf

dem ganzen weiten Markte war es todtenstill. Mich durstete; es war kein Kellner zu wecken und zu rufen. Das Rieseln eines immerwährenden Brunnens leitete mich endlich zu einem frischen Labetrunke. Vielleicht derselbe, aus dem Friedrich nach der Schlacht wieder Muth trank! — Ich wünschte, man käme bei Tage durch Kollin, denn auch das Unglück, was uns nicht vernichtet hat, ist eine Perle im Diadem der Ehre, und wäre es auch nicht, man soll ihm doch ins Auge sehen.

---

4. Unerwartetes.

Der Oestreicher weiß sehr wohl, was über ihn und seinen Staat auswärts gedacht wird. Mit Vertrauen kommt er Dir entgegen und fodert von Deiner Billigkeit, daß Du Alles ganz anders findest, als Du nach dem Gerede erwartet, und daß Du mit einem andern Urtheile Oestreich verlässest als Du mitgebracht.

In Berlin wird das nicht erwartet. Der Fremde darf unsere Sitten belächeln, unsere Einrichtungen kritisiren. Man verlangt nicht, daß er sich besser unterrichte und bekehre. Je schärfer er richtet, um so mehr wird es heißen, wenn er überhaupt Geist hat, er sei geistreich. Man wird sich an ihn drängen, ihn gern hören, ihn anführen gegen Dritte, sogar ungerecht sein gegen sich selbst. Jener, gefragt, warum er so unablässig auf die Berliner stichle, antwortete: „Mein Gott, Sie wollen doch nicht, daß mich die Berliner für einen Dummkopf halten, indem ich sie lobe.“

Ist das der Gipfelpunkt moderner Bildung, alle Urtheile zu ertragen und über sie hinauszusein, so ist Berlin die gebildetste Stadt in der civilisirten Welt. Nur im grauen Alterthume gab es eine, die eben so hoch stand, Athen, wo das Volk ertrug, daß seine Lustspieldichter es in der Maske eines närrischen alten Gecken auf die Bühne brachten. Die Athener lachten über sich und ließen Andere über sich lachen, denn Marathon und Salamis blieben ihnen doch, und sie waren doch die gescheitesten in Griechenland. Ich will nicht untersuchen, ob unser Gleichmuth vom Gefühl innern Werthes, der nicht zerstört werden kann, oder von einer Blasirtheit der Gefühle herrührt. Eine Apathie ist da, aber auch ein Werth errungener Bildung, der nicht der Schätzung bedarf. Wenn auch nicht höchster humaner Bildung, so ist doch dieser Zustand der Gipfelpunkt einer durch Bildung errungenen socialen Freiheit, wie sie in keinem freien Staate vorkommt.

Zu dieser Höhe ist der Wiener noch nicht gelangt. Er fodert, daß, was ihm gefällt, auch dem Fremden gefalle, er fodert Anerkennung, Lob, Entzücken. Ist das ein Verbrechen? Ein

phlegmatischer alter Holländer las mir ein Gedicht vor zum Preise seines freien Vaterlandes, was sehr langweilig war, und die Thränen flossen ihm die Backen herunter, und die Stimme wurde gerührt, und er nahm es sehr übel, daß ich nicht auch so gerührt war und auch so weinte. Aehnliches wirst Du in allen Ländern finden, in absoluten wie in freien, in tief verfinsterten und in hochgebildeten. Nur in Lappland und in Deutschland verträgt es der Patriot, daß der Fremde vor ihm sein Land heruntersetzt. In Lappland, weiß ich, ist es gewiß nicht das Gefühl des Werthes. Aber sei es bei uns auch Höhe der Bildung, Sicherheit und Ueberzeugung, dennoch handeln wir nicht ganz recht. Nicht jeder, der unsere Lächerlichkeiten und Mängel uns bewitzeln hört, hat die Kraft oder den Willen, was an uns trotz dem wahr und gediegen ist, zu erkennen. Die am Schein sich haltende Menge meint, wenn wir selbst alles das einräumen, so müsse es doch jämmerlich mit uns stehen. Daher haben die jüngsten Angriffe aus Süddeutschland gegen Berlin Eingang und Wirkung bei der Masse, wie unaussprechlich albern sie uns auch vorkommen, und

nur das zu bewundern, daß sie nicht müde werden, wie der am Pfahl trottirende Gaul, immer um ein und dasselbe sich zu drehen. Dahin ist man in Berlin gediehen, daß man sich über die Impudenz nicht ärgert, sich aber über die Ignoranz und den Skandal amüsirt, wie denn hier nichts begieriger gelesen wird, als die noch lächerlichern Lügen der französischen Blätter. Aber unsere Doctrinairs, staatliche und andere, die sich darüber in gutem Bewußtsein erhaben glauben und selbst über die Verunglimpfung ihrer eigenen Persönlichkeit lachen, bedenken nicht die große Masse Deutscher um den Winkel zwischen Donau und Rhein, die in keine so gute Schule gegangen als sie, um gleich das Wort von der That zu unterscheiden, die in treuherzigem Glauben, was ihnen ihre Blätter lügen, für evangelische Wahrheit nehmen, und nicht würdigen mögen, daß unser Lebensgebäude auf einem sittlichen Grunde ruht, der ziemlich so fest noch ist, um die Stürme der Tagesbonmots zu ertragen. Wie das Echte allüberall einst siegen muß, so werden auch diese ephemeren Beschuldigungen in sich selbst zusammenfallen, ein natürlicher Proceß,

den Preußen schon mehrmals überstanden; aber um deshalb ist unser apathisches Lächeln noch nicht gerechtfertigt, denn wir leben nicht allein für die Zukunft, sondern auch in der Zeit.*)

*) Die Anfeindungen gegen Berlin zerfallen ihren Motiven nach in zwei Arten. Als Hauptstadt norddeutscher Bildung, die sich in protestantischem Charakter starr, prüde, reflectirend und in sich abgeschlossen ausspricht, ist sie dem warmblütigern, das Leben leichter nehmenden Süddeutschen von selbst fremd, er findet sich selten behaglich, und mit aus dieser Spaltung ist der feindliche Wille gegen alles Preußische hervorgewachsen und stark geworden, der sich seit den letzten politischen Irrungen auf so mannichfaltig unerfreuliche Art kundgibt. — Aber die jüngste frivole Richtung des gesellschaftlichen Lebens, die seit 1815 in rapiden Progressen zunahm, und erst in der Sängerinnen- dann in der Tänzerinnenepoche ihre Culminationspunkte erreichte, mußte auch die norddeutschem Ernst Zugethanen zu Unwillen und Spott aufreizen. Aus Berlin selbst sind die stärksten Stimmen gegen diese überhandgenommene Verflüchtigung der Lebenskraft laut geworden. Die aus diesem Motiv Berlin anfechten, haben indeß nie vergessen, daß das nur die schimmernde Oberfläche eines Lebens ist, und was Gediegenes und Dauerndes in vielen Fächern der Kunst, Wissenschaft und des öffentlichen Lebens gerade da hervorging, als freilich, wer nur nach dem Theatergeschwätz urtheilte, es verdammen müßte. Allein es braucht nur erinnert zu werden, daß zur selben

In Oestreich denkt darin Volk und Regierung übereinstimmend. Sie mögen es nicht, daß man

---

Zeit, wo die entwürdigte Bühne aus einem Organ für Volksbildung, Erhebung und Frohsinn zum moralischen Bordell versank, von Berlin aus die sogenannte düsseldorfer Malerschule hervorging, die deutscher Kunst eine noch nicht erreichte Stufe des Ruhmes verspricht. Ich blättere in dem Werke eines früh verstorbenen Sängers. Der edle Todte, Wilhelm von Normann, ließ auch in dem besten Gesange, den er hinterlassen, (Mosaik), seinem Unwillen gegen Preußens Hauptstadt freien Lauf; aber wie anders klingt seine Klage als die heut zu Tage hergebrachten. Wohl spricht er ein bittres Wort aus:

Du stehst in einem todten, sand'gen Meere,
Und so wie außerhalb ist innen Leere,

er zählt alle Klagen gewichtiger, tiefer, poetischer auf als die kleinen Schreier von heut, und doch nennt er:

Berlin, den Marktplatz alles Schönen,
Wo wahre Kunst und hohe Weisheit lebt,
Wo Schleiermacher's, Hegel's Worte tönen,
Wo Ritter's Geist von Pol zu Pole strebt,
Hufland und Gräf des Todes Macht verhöhnen,
Gestärkt durch Savigny das Recht sich hebt,
Wo Rauch gemeißelt für die fernsten Zeiten,
Und Devrient und Wolf mit Garrick streiten.

Und wie viele Namen in allen Fächern des Wissens ließen sich seit 1826 diesen zufügen, welche in jeder andern Stadt patriotische Ruhmredigkeit dem Fremden präsentiren würde; das ist aber nicht berli-

auf sie stichelt und schmäht. Die Regierung aber einsehend, daß, wenn das eine vergönnt ist, das andere sich von selbst macht, will nicht einmal gelobt sein; sie verwehrt daher mit dem Sticheln auch das Raisonnement. Das Volk, minder umsichtig, verlangt, daß man es loben soll, und gibt sich dadurch Blößen gegen den Fremden, der Lächerlichkeiten aufsucht. Doch die gutmüthige Art, wie der Wiener sein Lob als Fremdenzoll eincassirt (er bittet gewissermaßen darum), ist weit zu seinem Vortheil von der Art verschieden, wie der Franzos Aehnliches fodert. Der Wiener will ja nur ein bischen anerkannt haben, daß es bei ihm sich gut leben läßt, und der Fremde soll es mit ihm sich gut schmecken lassen. Er ist selbst so selig dabei, und dasselbe gönnt er dem Fremden und begreift es nicht, wenn er nicht so selig

---

nisch. Wie die Satire, selbst die weit über den trivialen Regionen schwebende, veralten kann, beweist mir auch dies schöne Gedicht, indem ich es wieder durchlese. Die Hälfte von den Thorheiten, worüber der erzürnte Jüngling vor sieben Jahren seinen Unmuth in Versen ausließ, sind seitdem ganz andren gewichen.

ist. Der Franzose fühlt das nicht, sein Patriotismus ist keine innere schwellende Seligkeit. Die Göttin Gloire steht außer ihm da. Es ist nur eine pflichtschuldige Devotion vor ihr, die sein Vaterland hoch gestellt hat, wenn er schultert, den Hut zieht, den Degen schwenkt und allenfalls auch für sie stirbt. Mit herrischem Tone fodert der galante Mann vom Fremden dieselbe Veneration, und ob der Fremde sich dabei wohl fühlt, ist ihm gleichgültig.

Ob ich alles wirklich in Oestreich so ganz anders gefunden, als das Gerücht es macht? Wenn ich nun antwortete: ich habe dem Gerüchte längst nicht geglaubt? Oder wenn ich sagte: ich habe es mir noch viel besser vorgestellt, als ich es gefunden? Es ist eine so umfassende Frage, daß ich sie hier nicht in einem Satze, sondern mit dem ganzen Büchlein zu beantworten suche.

Etwas hatte ich nicht erwartet. Eine Stimme in der Wüste ist jederzeit was Unerwartetes, aber auch auf dem Eilwagen kann sie es werden, wenn sie — nämlich in den östreichischen Staaten — wie jener Conducteur politisirt, neben dem ich saß auf dem Wege von — doch halt! Man

könnte von Polizei und Oberpostamts wegen dem freimüthigen Weltbürger nachforschen, ihn auf Grund meiner Denunciation zur Untersuchung ziehen und gar vielleicht seines Schirrmeisterpostens entsetzen. Deshalb verschweige ich den Namen der Tour. Es war irgendwo im ganzen weiten Bereich des östreichischen Kaiserstaates, der, obgleich jetzt nicht mehr so groß, daß die Sonne darin nicht untergeht, doch noch groß genug ist, daß sich darin ein liberaler Schirrmeister verstecken kann. Nicht weit davon, irgendwo, war eine große Schlacht geschlagen worden, zwischen Franzosen und Deutschen, eine entscheidende, und der kaiserliche Schirrmeister, selbst einst Soldat, urtheilte darüber wie folgt. Fast Wort für Wort ist es auf der nächsten Station niedergeschrieben.

„Wozu haben sie einen Löwen hingesetzt? Der General, der da geblieben ist, hat sein Lebtag nichts mit 'nem Löwen zu thun gehabt. War nie kein Löw. Er ging in die Schlacht wie die Andern, oder auch nicht, denn sie mußten ihn auf dem Sattel halten, weil er zu viel getrunken hatte. Und da kam eine Kugel, eh' er sich's versah, er fiel, wie Andre auch und

das war Alles, und verloren war nichts dran. — Der Krieg ist und bleibt eine Dummheit, die allerschrecklichste Dummheit, die in der Menschheit jemals erfunden ist. Auf wessen Kosten geht's? Der Bauern ihre. Vom Pfluge werden sie genommen, daß sie sich sollen einander todtschießen und todtstechen.. Und wofür? das weiß Keiner. Ich weiß es aber. Daß der Bauer, wenn er leben bleibt, 's nachher noch schlechter hat als vordem. Was haben wir von dem großen Krieg? Unglück und Ruin, wo man hinsieht. Unsre Bauersleute müssen noch mehr robothen als sonst, daß die Abgaben rauskommen. Und haben sie's in Preußen etwa besser? Die haben auch nix gewonnen durch den Krieg, ich weiß es. — — Freilich (es sollte wol ein Compliment sein) machten's die Preußen damals aus. Aber wenn sie nicht zugekommen wären, wär's anders geworden, und ich weiß nicht ob schlimmer. Aus wär's gewesen mit dem Kaiser von Oestreich und dem König von Preußen. Was geworden wäre, weiß ich nicht, aber für den Bürger und Bauer schlimmer gewiß nicht. — Sie meinen: neuer Krieg mit der übrigen Welt! Mit wem denn? — Die

Engländer hätten einpacken gemußt. Sie meinen, er hätte uns rüber geführt nach Asien! — Dazu hätte er wahrhaftig auch nicht alle Bauerssöhne aus Europa vom Pfluge zu nehmen gebraucht. Asien, das ist eine alte Fabel. Das kost't nicht viel. Man hat gesehn, mit wie wenig der Paskewitsch viel gemacht. Jetzt aber ist's alles verworren, verworren und kraus in der Welt, und lange kann's so nicht währen."

So sprach der kaiserliche Schirrmeister im Frühjahr 1832. Ob es im Lande viele solcher praktischen Friedenspolitiker gibt, weiß ich nicht. Aehnliche Logik hört man auch wol anderwärts in Deutschland, aber im Oestreichischen tönte sie mir doch seltsam. Die Furcht, daß der Deutsche auch wie der Franzose für das hohle Phantom der gloire alles Reelle und Ideelle opfern könne, möchte danach noch zu früh kommen.

---

5. Mähren.

Die mährischen Gebirge, welche Böhmen im Süden begränzen sollen, sind eine alte Fabel. Man sieht nichts davon. Und doch, wenn man jetzt allgemach hinuntergleitet, fühlt man in der veränderten Atmosphäre und Cultur, daß man aus einem Berglande kommt, von dem man nichts gewahr wurde, so lange man drin war. Dort Schnee, rauhe Lüfte, graubraune Fluren, hier grünt es schon weithin auf den Feldern, in den Gehegen, den Gärten und Wäldern, und die Singvögel lassen sich hören.

Noch eine Veränderung: hier wird schon Wein geschenkt. Man ist in einer Nacht aus dem Bierlande in ein Weinland versetzt. Welche ganz andere Physiognomie hat doch jedes Land, wo Bauer und Bürger seinen Schoppen oder Seidel trinkt, als wo er hinter der Bierkanne oder am Branntweinglase politisirt. Böhmen zählt man deshalb

noch zu Norddeutschland, indeß Mähren, wenn auch der Weinstock hier noch wenig heimisch ist, schon ganz zu Süddeutschland zu gehören scheint. Alles wird lustiger, heller, geräumiger, wohlhäbiger.

Schon in Böhmen fällt uns diese behagliche Geräumigkeit und sorgenloserer Wohlstand auf, ein Charakter, der mit der mährischen Grenze immer mehr heraustritt. Die norddeutsch-wendischen Dörfer aus Lehmhütten mit vom Wind und Wetter eingedrückten Strohdächern sind verschwunden, wenigstens sieht man an der Straße nichts davon. Das Erdgeschoß jedes Bauerhauses ist gewölbt, ungeheure Thorwege, helle geräumige Tennen deuten an, daß man den Reichthum hier kennt und für ihn Platz hat. In den Städten nichts von der dürftig unmassiven Bauart unserer Provinzialstädte. Halb mit ihren Stechbahnen, geräumigen Märkten und Giebelthürmchen tragen sie den deutsch-reichsstädtischen Charakter, halb aber schon mit ihren hohen breiten Steinfronten, den flachen Dächern und der Abwesenheit der gothischen Ecken mahnen sie an italienische Bauart, welche, jemehr man nach Süden kommt, mehr vortritt. Welche Ueppigkeit, nach unsern Begriffen, in jeder Dorf-

schenke, von den städtischen Wirthshäusern nicht zu reden. Statt des sauren Biers, des schwarzen Brotes und der Fliegen, zu denen Du Dir zuweilen saure Milch, Kartoffeln und, wenn es glücklich kommt, Eier bestellen magst, das feinste Weißgebäck, Wein, der immer Wein bleibt, wie er auch sei, Würstel, Hähnel, Schinken oder sonst eine Auswahl von Fleischspeisen. Reinliche Zimmer, gedeckte Tafeln und lange Speisekarten; jemehr Du Dich Oestreich näherst. Es mag freilich, wer tiefer seitwärts ins Land blickt, es daselbst anders finden; das fruchtbare Land trägt aber doch überall den Stempel des gesegneten auf der Stirn.

Die slawonischen Sprachen wechseln und Du merkst es nicht; vocalreich melodiös klingt das Böhmische wie das Mährische, was um Dich schwirrt und singt. Triffst Du an einem heitern Sonntage die Kirchengänger, gruppirt sitzend auf dem heiteren Markte oder unter den breitschattigen Linden vor der Kapelle, so kannst Du Dich der alten, malerischen Trachten freuen, die schon sehr von unsern deutschen abweichen, aber noch wenig von dem halb phantastischen Prunk der Oberöst-

reicher haben. Die Heiligen wechseln mit den Ländern, die unter ihren Schutz gestellt sind, viele höchst geputzt mit Sternenkronen, die große Mehrzahl freilich nur Holzschnitzarbeit, mit Farben bunt bemalt, manche indeß nicht schlecht gedrechselt. Wenn es in solchen Dingen recht ist nach dem Aeußern zu urtheilen, so wäre es der heilige Wenceslaus, zu dem ich das meiste Vertrauen faßte.

Aber wer kann aus der vorüberfliegenden Eilpost diese Heiligen, die auf alle hundert Schritt vom Himmel den Segen über das schöne Land erflehen, so genau betrachten, als sie es gewiß verdienen? Staub und Regen, Hagelstürme und Gewitter kümmern sie nicht und haben ihnen nichts an. Sie blicken auf den Sünder und auf den Frommen mit demselben Blicke. Frommer Eifer giebt ihnen hier ein neues Kleid, wenn Wind und Regen das alte ausgewaschen, und dort läßt man sie gleichgültig in dem verwitterten stehen; ihre Miene ist hier und dort dieselbe, und man kann sagen: das Kleid macht hier nicht den Mann. Hier hängt man ihnen Guirlanden um, Kränze um ihre Scheitel, streut Blumen zu ihren Füßen oder zündet gar Lichter an sie zu ehren. Beson-

ders für die Marien hat der fromme Sinn liebliche Plätze ausfindig gemacht. Unter alten Bäumen stehen sie gehegt, und die Krone wölbt eine Laube über ihre Häupter. Ein Reisender erfährt nicht, welche von den zahlreichen Bildern mehrer Verehrung als die andern sich erfreuen oder gar den wunderthätigen ähnlich kommen. Einige mögen sehr alt sein, die Mehrzahl neu; wenige möchten in Böhmen und Mähren, mindestens von denen am Wege, bis zum Hussitenkriege oder auch nur bis zum dreißigjährigen zurück datiren. Wenn ich aber diese Bilder mit den zahlreichern im innern Oestreich nach dem Gebirge zu vergleiche, so sehe ich, daß Cultur und Mode auch unter den Heiligen zu Hause ist; denn unverkennbar sind diese an der Landstraße viel moderner und eleganter als jene, welche nicht für den Reisenden sondern nur für den Bauer und Hirten am Wege stehen. Trotz der Eleganz merkte ich indeß nie, daß unsere Postillons, die wechselnd bald funfzehnjährige Burschen, bald abgelebte Greise waren, auch nur einige Ehrfurcht vor ihnen zeigten. Sie knallten vielmehr vor den hölzernen Heiligen so lustig mit der Peitsche, als wäre ringsum nichts

als dürre Wüste, und bliesen Melodieen, die gar nichts Heiliges hatten.

Außerordentlich schnell fahren die östreichischen Eilwagen; die Schnelligkeit ersetzt die mindere Bequemlichkeit im Innern wie auch die nicht ganz so normale Accuratesse wie bei den preußischen. Der bona fides und einem andern Verständigungsmittel wird vieles zu arrangiren überlassen. Es ist jedoch dabei das Gute, daß man im Oestreichischen überall mit Wenigem zufrieden ist.

---

6. Visitationen.

Man ist in dunkler Nacht über classische Gegenden geflogen, wenn man Morgens in Wien erwacht. Historisches Blut hat für die Weltgeschichte vielmals den Boden gedüngt, Hunnenblut, Deutsches, von Türken, Polen und Franzosen. Der große Baum der neuern Geschichte hat unter dem weiten Marchfelde eine tiefe Wurzel; aber es ist Niemand angewiesen, es Dir zu erzählen. Nichtmal weckt man Dich und sagt Dir, wo das Licht flimmert, jenseits der Donau am Bergwalde, ist die Burg, in der Richard Löwenherz gefangen saß. Vielleicht hat ihn auch nur die Sage dort in Greifenstein eingekerkert.

Man weckt Dich erst, nachdem Du über ein paar versandete Arme der Donau gefahren, um Deinen Paß an der Linie von Wien zu fodern. Man visitirt auch zuweilen Deine Effecten und Dich, es bedeutet aber nicht viel.

Eine große Stadt, die wir zum ersten Male beim Bleigrau des Morgens betreten, hat für mich etwas grauenhaft Wüstes. Je volkreicher sie ist, je mehr Menschen Du weißt, daß in den aufgethürmten Steinhaufen jetzt bewußtlos liegen, um so unheimlicher wird die momentane Oede, die düstere Stille, während noch am Pflaster, am Steine, die Reste des Lebens von gestern kleben. An diese Klinke faßte eine trunkene Hand, an dieser Schelle riß der Uebermuth, die Frühstrahlen der Sonne treffen noch die letzten Athemzüge der Lust, die leichten Wolkenstreifen dort sind der Dampf vom gestrigen Leben; zu weiter nichts wußte es sich zu gestalten und schwebt nun leiblos und seelenlos über den Häuptern und Leibern derer, von denen es ausging und schied. Sie selbst hält der physische Tod mit bleiernen Armen umschlungen, eine unbußfertige Welt. Einige Glockenschläge noch und das Leben erwacht wieder aus ängstlichen Träumen zum erneuten wirren, bunten Treiben, zur Fortsetzung der Lust, und es ist ein Tag, wie der andere. Oder ein anderer Glockenschlag tönt, der Stoß in eine Trompete, so menschliche Ohren nie vernommen, und diese ganze Welt, die sich

schlafen gelegt um zu erwachen, erwacht nie wieder, oder da, wo man sich nicht mehr zum Schlafen niederlegt. Wer bürgt Dir dafür, daß sie wieder aufstehen, daß es nicht ihr letzter Tag war, daß nicht der Mund eines gewaltigen Zauberers eben jetzt das: „Sei gewesen" aussprach? Und zu wem redeten dann diese tausend Mauerplacate, und wovon? Von einem Schauspiel, das heute nicht mehr ist. Und wären die Steinhäuser und Thürme dauerndere Symbole von dem was gewesen, als die von Knabenlust gestern halb herabgerissenen Zettel, mit denen heut der Morgenwind spielt? Von Karthago ist nichts zu sehen als rother Sand. Was bliebe nach tausend Jahren von Paris, Wien —

Auch schon die Vorstellung, daß man nicht weiß, was erwacht, wenn die gewöhnliche Thurmuhr die Schläfer weckt, hat für den Fremden, der am Frühmorgen eine große Stadt zum ersten Mal betritt, etwas eigenthümlich Spannendes. Wer wird drüben die sorgsam verschlossenen Fensterläden öffnen, wird ein graues Mütterchen verschlafen und verdrießlich sich umschauen, wie der Tag von heut so langweilig ist wie gestern, oder wird

ein schönes Gesicht dem Morgenstrahl die blassen Wangen hinhalten, daß sein erster Kuß sie wieder röthe, und die kleine Hand die seidnen Wimpern streichen, damit das Schelmenauge lustig ausschauen kann, wie gestern?

Daß der Fremde nicht allzuviel darüber meditire, sorgt die Polizei. Jeder, arm oder reich, ist in Person bei ihr eingeladen, er wird freundlich empfangen, zum Sitze und einer Conversation genöthigt, die nicht mit dem Wetter, sondern mit der Sache anfängt. Es ist Verleumdung: daß man unhöflich dabei zu Werke geht. Man will nur Notizen über Deinen Lebenslauf, wahrhaftige, belegte, damit, wenn einmal ein östreichisches Conversationslexikon herauskommt, die Redaction desselben, statt nach Gerüchten und Zeitungen zu schreiben, hier authentische Nachrichten schöpfen kann. Auf kleine Duodezblättchen oder vielleicht gar nur Sedez wurde es notirt wie ich heiße in Prosa und in Poesie, wo ich geboren, erzogen, was ich gedacht und geschrieben, was ich gewesen und was ich sei und was ich noch denken, schreiben, und treiben und sein wolle.

Dieses Zettelchen wurde in meinen Paß gelegt,

und von dem großen Buche, worin schon meine Lebensgeschichte stehen sollte, habe ich nichts wahrgenommen. Damit sei indessen noch nicht behauptet, daß dies Buch nicht existirt. Denn nicht alles, was man nicht sieht, ist darum nicht in Oestreich, ein Gedanke, der mir einfiel, als ich in das wiener Polizeigebäude trat, und mir nachher noch manchmal beikam. Indessen giebt es ebensowenig Freimaurer als eine unsichtbare Küche in Wien.

Sehr viel weiß man auf der Polizei in Wien, zum Beispiel, daß ein preußischer Hofrath kein östreichischer Hofrath ist und ein Referendarius bei uns nicht ganz dieselben Functionen hat wie der am Hofe Kaiser Karls des Großen. Aber Alles weiß man doch nicht. Man wußte zum Beispiel nicht, wer meine literarischen Freunde in Wien wären, und als ich einige nannte, rümpfte man die Nase, und als ich andere nannte, war man wieder so zuvorkommend, daß man meinte es sei nun gar nichts mehr nöthig, als daß ich einen oder zwei Gulden schweres Silber, in Papier, für meine Aufenthaltskarte erlege. Außerdem soll man einen Creditbrief und eine Empfehlung an ein sicheres Handlungshaus vorzeigen. Als ich

nichts dergleichen in meiner Brieftasche fand, war man wieder so höflich zu äußern, ich hätte wol Credit bei mir selbst, und ließ es hingehen.

In diesem großen Buche, worin alle stehen, denen es einmal beikommen könnte nach Oestreich zu reisen, soll auch eine vollständige Kritik dessen stehen, was sie sonst sind als Schriftsteller, Politiker, Reisende und Menschen. Von jenem abyssinischen Demagogen, dessen Folium ein College nachschlagen ließ, hieß es bekanntlich, er sei ein unschädlicher Schreier. So giebt es über Dichter, Gelehrte, Künstler, Aerzte, kurzgefaßte Urtheile, die den Personen, welche noch nicht mit sich im Reinen sind, von größter Wichtigkeit wären. Wie die Polizei im Besitz von etwas gekommen, was die Fremden selbst noch nicht besessen, nämlich Einsicht ihrer Fehler, ist noch im Dunkeln, sehr unwahrscheinlich aber die Erklärung, daß zur Demagogenzeit Manche aus entsetzlicher Angst unwissentlich gegen sich selbst bei der östreichischen Polizei denuncirt haben, gleich wie mancher Schwindelnde aus Furcht zu fallen sich selbst hinunterstürzt.

Es ist sowol die magnetische als die rein

menschliche Existenz dieses großen Buches noch so mit Fabeln umhüllt, daß wir lieber an der letztern zweifeln als jene annehmen.

Ueber alle Dinge im menschlichen Leben läßt sich sehr viel nachdenken, warum nicht auch über die Einrichtung der östreichischen Polizei. Denkfreiheit herrscht in Oestreich, darum kann auch Jeder denken über die östreichische Polizei was er will. Auch kann Jeder sich die Frage stellen, wie die Idee eines alt-aristokratischen Staates mit der Idee eines vollkommenen Polizeistaates sich verträgt? Jene Idee entsprang den alt-germanischen Begriffen vom getrennten Rechte der Stände, diese den neu-französischen vom gleichen Rechte aller Bürger. Jene bedurfte keines Schutzes, als der in der Sache selbst lag, das patriarchalische Element sträubte sich gegen jede controlirende Beaufsichtigung, diese erfand die Polizei um von Staatswegen zu beaufsichtigen, daß sich Niemand mehr Rechte anmaße als der Andere. Die Aristokratie ist noch mächtig in Oestreich und die Polizei allmächtig, und Derindur's Vater sagt:

Erklärt mir Derindur
Diesen Zwiespalt der Natur.

Die Pole begegnen sich oft um sich zu verschmelzen, ein solcher Bund hält aber nirgend lange aus, was sich von Natur widerstrebt, trennt sich wieder, insofern das Amalgam nicht mächtiger war als die Elemente. Wenn zwei Pole sich streiten, nehme ich nie Partei für einen.

Vor der römischen Kirche, sagt man, hegen die Habsburger nicht mehr dieselbe Furcht wie ihre Erblasser die Hohenstaufen; wiewol der Papst mehre Male in Wien war, habe man ihm doch nur gegeben, was des Papstes und nie was des Kaisers ist. Außer der Kirche soll aber in Oestreich eine Macht existiren, der man keine Ehrenpforten baut und nicht den Steigbügel hält, die aber so mächtig sei, daß auch der Mächtigste es nicht gern mit ihr verdirbt, weil er nicht weiß, wo ihr unsichtbarer tausendfach verzweigter Arm ihn einmal faßt.

Napoleon Bonaparte drang mehre Male mit Leichtigkeit bis in das Herz von Oestreich. Einige meinen, er habe das nur dem Glücke und seinem Degen zu verdanken, Andere sagen, sein Gold habe ihm immer den nächsten Weg gezeigt, und jene unsichtbare Macht, die Alles kennt und sieht,

nur sich selbst nicht, habe ihm, ohne es zu wissen, die verschlossenen Thorwege aufgemacht.

Pourquoi faire des exemptions! sagte ein junger Polizeibeamte, als der andere der Meinung schien, ein angekommner Fremder, der nebenbei ein deutscher mediatisirter Fürst war, könne sich wol in der Person seines Kammerdieners examiniren und repräsentiren lassen, statt selbst auf die Polizeistube zu kommen. In dem jungen Manne, der das ausrief, schienen mir demagogische Gesinnungen zu schlummern, und wie nun, wenn die ganze Polizei, die nämlich, die man nicht sieht, demagogisch wird! Wer stützt dann einen Staat, der sich auf sie stützt?

---

7. Die Kaiserstadt.

Wien, die Stadt, ist wie ein Spinnegewebe krummer, hoher, nicht schöner, aber auch nicht häßlicher Straßen, die im Mittelpunkt zusammenlaufen auf den Sanct Stephan, und, auslaufend, die Basteien berühren. Wenn man in der Kaiserstadt ist, könnte man allerdings in Versuchung gerathen, die Kaiserstadt zu suchen; so hochumwallt, so aussichts- und effectlos sind alle Punkte. Die neuere Baulust und Kunst konnte nicht abhelfen, wenn sie nicht geradezu zerstören wollte. Schönen Gebäuden hier würde jede Aussicht abgehen; auch müßten sie in eigenem Maßstabe zu den himmelhohen Häusern aufgerichtet werden, ein Maßstab, der niemals im breit-geräumigen Styl des Alterthums, vielmehr in dem des italienischen Mittelalters zu finden wäre, das in seinen aufschießenden Krystallbauten Luft, Licht und Ebenmaß in der Höhe suchte. Doch mitten inne in diesem

Labyrinth erhebt sich über die Riesenhäupter ein Gigant, der Stephansthurm, wie ein Wegweiser für das Auge, das ihn freilich auch nicht in jeder Gasse erblickt, aber nach wenigen Schritten immer wieder finden wird.

Dies eigentliche Wien ist so klein, daß man es bequem in drei Viertelstunden im Spazierschritt umgeht; schwieriger ist es diametrisch zu durchschneiden, da man schon genau mit den Quergassen und Durchgängen vertraut sein muß, um einen möglichst graden Weg zu finden. Passagen sind wie in Paris durch verschiedene Viertel durchgebrochen; nur fehlt ihnen die ostentative Eleganz, welche die pariser Galerien und Passagen zu Wunderwerken macht. Sie sind weniger der Industrie als der Bequemlichkeit gewidmet. Der wiener Wegweiser enthält eine so treffliche Specialkarte der innern Stadt, daß der Fremde ohne Leitung jeden Durchgang zu einem jeden Hause aufzufinden weiß, bevor er noch einen Schritt in die Stadt gethan, um sich zu orientiren. Nur in der Entfernung dürfte er sich täuschen. Mit dem Maßstab einer sehr großen Stadt in der Vorstellung mag er leicht drei Mal den Weg messen, den er

zurückzulegen hat. Dies gilt indeß lediglich von der eigentlichen Stadt.

Rings um diese alte Stadt, fast ein regelmäßiger Cirkel, erheben sich, bis über die Höhe des ersten Stockes, die alten gemauerten Wälle der Festung Wien. Sie, jetzt zu Spaziergängen eingerichtet, haben, ohne Unterschied wo wirkliche Bastionen gestanden, im Allgemeinen den Namen der Basteien erhalten. Jäh, fast perpendiculär, senken sie sich auf der Außenseite in die ebenfalls noch erhaltenen sehr breiten Festungsgräben. Nur die kaiserliche Burg, eigentlich ein Complexus von alten Gebäuden mit neuem Anstrich, die ein großes Quartier der Stadt für sich bilden, nur diese, dicht auf der Bastei erbaut, oder eigentlich, wo sie die Umwallung berührt, mit ihr eins, führt gleich ins Freie, ohne Wall und Graben. Während die Thore der Stadt alterthümlich mit krummer Wölbung in die Stadtmauer eingehauen sind, bildet die Burg ein großes Thor selbst, ähnlich, wie das dresdner Schloß, durch welches die Hauptcommunication mit außen statt findet.

Diese vielgerühmten Basteien können auf den

ersten Blick befremden, wenn der Reisende die Art vergleicht, wie Leipzig, Frankfurt, Breslau u. a. ihre alten Festungswerke zu parkartigen Lustpartieen zu benutzen gesucht. Ueberall dort mußte, wenn man auch, wie in Breslau und zum Theil in Leipzig, den Graben beibehielt, der Wall herunter, um der Stadt freien Luftzug und den äußersten Häusern neue Fronten zu geben. Nur einzelne Basteien ließ man als Berge in dem neuen Parke stehen, um Terrassen darauf anzulegen und Aussichten zu verschaffen, zu welchem Behuf man sie hie und da noch erhöhte. Von diesen Parkanlagen gewahrt man auf den wiener Basteien wenig oder nichts. Der rothe Ziegel ist nirgend mit Rasen bekleidet, selbst die Wallbrüstungen sind eckige Steine ohne Grün und Blumen, die breite Fläche ist mit Kies, der keine Vegetation aufläßt, bestreut, und die neu angepflanzten Bäume geben noch nicht den wohlthätigen Schatten, der den Spaziergänger unter den ehrwürdigen Kastanienalleen auf den Wällen alter Festungen erfreut. Es fehlen nur die Schießscharten, Kugelhaufen und Kanonen, um diesen Wällen das Ansehen mächtiger Schanzen zu leihen, die noch im-

mer einem Besuche, sei es von Türken oder Franzosen, entgegensehen.

Man führt einen seltsamklingenden Grund für die Erhaltung dieser steinernen Bollwerke an. Nicht daß es, bei einem dritten Einfall aus Westen oder Osten, den der Himmel verhüte, einem wiener Gouverneur in den Sinn kommen könne, den zweiten Starhemberg zu spielen; denn Wien läßt sich nicht mehr als Festung gegen Feindesmacht vertheidigen, aber böse Zeiten könnten böse Aufstände herbeiführen, und wäre es auch nur ein Markttumult. So würde einem tumultuarischen Haufen der erste Andrang in die Kaiserstadt oder Kaiserburg durch diese Mauer erschwert, was gewiß logisch richtig ist. Abein um Sperlinge vom Kirschbaum zu jagen, genügt ein Flintenschuß mit Schrot, und man pflegt die kostbaren Vierundzwanzigpfünder für kostbarere Gelegenheiten zu sparen. Ernstlicher klingt es, wenn man den Zollcontraventionen durch diese Mauer einen zweiten Wall entgegenstellen will. Die das Auge verletzende Kiesbekleidung rechtfertigt man durch die Volksmenge, welche an schönen Tagen diese Höhen bedeckt und die Erhaltung künstlich gepflegter Rasenplätze oder Blu-

menbeete unmöglich macht. Doch nur wer die ersten Male auf die Bastionen stieg, wem Staubwolken und ein belegter Himmel das Panorama verhüllten, klagt. Der Wiener selbst klagt nicht, und mit Recht. Wo dieser reiche Anblick ringsum bei jedem Schritte in wechselnder Anmuth sich entwickelt, fodert nur die Ungenügsamkeit, daß auch der Punkt, von wo man es sieht, ihm an Schönheit gleichkomme. Wer, versenkt im Anblick eines reizenden Schauspiels, kritisirt die Logenwände, von wo er zusieht? Kritisiren ist überhaupt nicht die Art der Wiener. Die Basteien sind für ihn die hohen Gerüste, um nach einem Paradiese auszuschauen. Und wohnte er im tiefsten Mittelpunkte der Altstadt, in zehn Minuten ist er auf diesem Gerüste ohne Entreegeld und hat ein wandelndes Schauspiel, wie keine Kaiserstadt und keine Königsstadt es bietet.

Noch etwas versöhnt den Einheimischen mit diesen nackten Höhengängen. Wenn die schöne Welt in Wien spazieren geht, will sie nicht bloß sehen, sondern auch gesehen werden. Der Sonnenbrand ist nicht so gefährlich, als ein schattiges Dunkel verdrießlich, wo man eben nicht nöthig

findet, sich beschatten zu lassen. Denke Dir dichte Reihen hochragender Ulmen mit ihren königlichen Laubkronen rings sich erheben auf den schon hohen Wällen: sie würden einen Spaziergang bieten, wie nur der Poet ihn wünschen kann, sie würden der innern Stadt ein romantisches Ansehen geben, aber eine dunkle Farbe, die zu allem eher als dem modernen Wien paßt.

Ich sagte, der Wiener findet auf seinen Basteien, was keine Kaiser= und Königsstadt ihm bietet. Punkte mit herrlichen Aussichten findest Du in Paris und London, in die Stadt hinein und hinaus. Hier aber steigst Du aus der dunklen Stadt hinauf, zu einer räumigen Höhe, Du fühlst Dich frei, Du siehst den weiten Horizont über Dir, grüne Plane, Thürme, Baumpartieen unter Dir, in weiterer Ferne reizende Landschaften, grüne Höhen, in der Ferne blaue Gebirge, sogar weiße Schneeberge, und doch bist Du noch mitten in der großen, großen Stadt. Denn über dem Graben, in den Du schwindelnd schaust, am andern Rande des weiten Glacis, — fängt eine neue Stadt an, schöner, prangender, größer als aus der Du kommst. So hoch Du stehst, Du über=

siehst nicht das Ende der Dächer. Und wohin Du Dich wendest, überall dasselbe Schauspiel. Die Mauer senkt sich schroff, ein tiefer Graben trennt Dich von einer großen Wiese und jenseits der Wiese hebt die neue Stadt an. Du läufst um Wien und siehst, daß Du Wien nicht kennst, Du warst nur in seinem kleinen Kern. Die große weiche neue Masse liegt rings um diesen Kern, weiter als Dein Auge reicht, sich erstreckend. Erst umlagert ein grüner Anger das alte Wien und an den grünen Anger reihet sich das neue Wien. Jetzt weißt Du nun, daß es eine Kaiserstadt ist.

Dort alles eng, knapp gemessen, winkelig, krumm, hier alles luftig, wohlhäbig, grade Linien, dort himmelanstrebend, hier weit auslaufend. Dort Nutzbauten des Betriebsfleißes, zwischen denen, was Schloß sein will, spärliche Fronten sucht, hier auch das Bürgerhaus palastartig. Und doch drängt sich nicht allein der Gewerbfleiß, auch Kunst und Wissenschaft, der Arzt und Advocat, der Beamte und der Adel in der alten Stadt zusammen. Denn hier ist die Burg, hier der Hof, die Collegien und Aemter, die Hauptkirche und

das Haupttheater. Nur der Saum der prächtigen Vorstädte, der an die Glacis streift, wird noch von denen bewohnt, die gelten, mitglänzen und mitsprechen wollen.

Hierin steht Wien in Gegensatz zu den meisten alten Residenzen, wie München, Berlin, London, wo der Glanz des Lebens sich in die neuen Städte zog.

---

8. Das Panorama.

Um Dich in der Kaiserstadt zurecht zu finden, wandle ein Mal in einem Strich um den ganzen Kreislauf der Basteien. Paris lernt man nicht mit so leichter Mühe kennen, wenn man um die Boulevards geht.

Es ist eine Promenade, die für jeden Geschmack Befriedigendes hat, so mannichfaltig ist das Schauspiel. Die schöne Welt findet sich, der Naturfreund Aussichten, der Volksfreund ein Getümmel und selbst ein — Geist, ein bürgerlicher, fand sich einmal hier ein, und war zufrieden.

In erreichbarer Ferne steigt gegen Südwest über den prachtvollen Palästen der Vorstädte ein grüner Gebirgszug in die Höhe, der sich an die nicht sichtbare Donau lehnt. Der Leopoldiberg, der Kahlenberg glänzen Dir mit ihren Schloßbauten auf der westlichen Spitze entgegen. Du erblickst auf ihren Gipfeln glänzend weiße Gebäude,

von alterthümlichen Mauern, welche das alte Klosterschloß ahnen lassen, umwallt; sie blicken aus anmuthigem Waldgrün vor, durch das einladende Pfade sich hinaufschlängeln; die Weinberge unterhalb, an die sich die Wälder lehnen, werden noch von den Dächern der Vorstädte bedeckt. Weiter nach Süden, mehr im Vordergrunde, blickt, in tiefes Grün getaucht, der Cobenzl heraus. Alle drei Berge, Vergnügungsorte der Wiener, sind nicht so handgreiflich nahe, als sie scheinen, aber leicht erreichbar durch die stündlich zu den Dörfern an ihrem Fuß hinrollenden Stellwagen. Von diesen drei Höhen ist es, wo Du Wien, die Kaiserstadt, wie einen schönen Punkt in einem segensreichen Lande mit Lust erblickst, und doch steht die Lust, mit der Du nach den Bergen hinausschaust, jener um wenig nach.

An die drei genannten Kuppen, eigentlich Vorsprünge der ganzen Kette, schließen sich die Höhenzüge des Wienerwaldes an, der in südwestlicher Richtung auslaufend bis zum Fuß der gräzer Alpen reicht. Noch siehst Du bei klarem Himmel über seinem saftgrünen Kamm in weiter Ferne einen weißen Bergrücken schimmern. Die Sonne

blitzt auf den Schneelagern und zeigt Dir dazwischen die schroffen Felsfurchen. Es ist der Schneeberg, das äußerste Ziel der wiener Fußwanderungen; und freilich, wer einen solchen Riesen in der Nähe hat, fühlt sich nicht zu leicht versucht, funfzig Meilen nach Hügeln zu reisen. Der Schnee überdauert, und nur in den heißen Sommermonaten ist es rathsam, ihn zu ersteigen. Beim Frühroth oder in der Abendsonne glänzt er wie ein Feenschloß hervor über die grünen näheren Waldkuppen.

Weiter gen Süden steigen am Horizont die höheren Berge der gräzer Gebirge malerisch in die Luft. Zwischen ihren blauen Kuppen schlängelt sich die Straße, die nach Italien führt, jetzt durch die Verbindung der Lombardei mit Oestreich eine viel bedeutende. Das Terrain erhebt sich dahin; üppige Saatfelder, mit Wäldern untermischt, überstreut mit glänzenden Villen, die reizendste Fernsicht, wenn man die Passage der Glacis und der Vorstädte mit ihren Schlössern und Parks mitbegreift. Hier erblickst Du die gothische Säule, Spinnerin zum Kreuz genannt, von der man die reizendste Aussicht auf die Kaiserstadt

Wien, als Ganzes, gewinnt. Das Auge schwankt, ob es rechts nach den nahen Bergen, oder dieser Fernaussicht links, den Vorzug giebt.

Mehr als sonst bei schönen Punkten kommt hier auf die Beleuchtung an, woran aber nicht die wiener Gegenden, sondern die wiener Baumeister schuld sind. Es giebt Momente, gerade bei klarem Himmel, wo der Sonnenschein den anmuthigsten Punkten den Reiz nimmt, auf den sie vermöge ihrer Lage und architektonischen Formen vollen Anspruch hätten, und nur der Farben der Häuser wegen. Die Alten haben immer, wie sie nach den Bedürfnissen bauten, auch nach dem Klima den Mauerpinsel gebraucht. Die Burgen unsrer Vorväter auf kühnen Felskuppen wurden nicht überkalkt; man ließ ihnen das Felsgrau des rohen Materials oder das Roth des Ziegelsteins, damit es scharf gegen die helle Luft abschneide. Im Norden, wo das Aetherblau zu lichtlosem Weiß sich verflüchtigt, streicht man die Häuser mit brennendem Zinnober an. Es gilt hier, bewußt oder unbewußt, überall Gegensätze herauszukehren. Das Weiß gehört nach dem Süden. Hier mag der Marmor gegen den duftig dunkeln

italienischen Himmel vorglänzen, und die weißen Häuserfronten haben ihre schöne Bedeutung. Der Horizont um Wien hat noch nicht diesen italienischen Hauch, die Prachtbauten der Vorstädte, in allzulichten Farben, treten noch nicht dagegen heraus. Wenn die Sonne schattenlos herabscheint auf die Glacis, verliert die Aussicht auf die Vorstädte ihre Wirkung, da Weiß auf Weiß nicht glänzt. Sie wird stärker gegen Abend, effectreich aber erst, wenn ein dunkler Gewitterhimmel über dem Wienerwalde lagert.

Südöstlich gegen Ungarn verliert sich der reiche Hintergrund; das Auge muß sich mit den Thürmen, Schloßbauten und Gärten der Vorstadt begnügen, unter denen wie eine dunkle Waldung der Schwarzenberg'sche Garten herausblickt.

Gegen Nordost streift die Bastei, ihr dürftigster Theil, an die Donau. Auf dem jenseitigen Ufer, wo kein Glacis ist, fängt sogleich die Leopoldstadt an, eine volkreiche, glänzende und gewerbtreibende Stadt für sich. Das Auge dringt durch die bewegte Jägerzeil, eine breite Straße, deren Krümmungen trotz der modernen Paläste von einer ältern Anlage sprechen, und das Grün des

Praters winkt Dir entgegen. Dort war es die Natur, hier ist es das Volksschauspiel, das Dich fesselt.

Ein Kranz von Zuschauern bedeckt an Sonn- und Feiertagen, ja an jedem schönen Abende, die Wallbrüstung. Wenn Du von der Leopoldstadt über die Brücke kommst, wähnst Du in eine belagerte und wohlvertheidigte Festung zu ziehen, wenn die tausend und aber tausend Köpfe Dir von der hohen Mauer entgegen blicken. Sie schleudern aber keine Steine und Feuerkugeln, nur Blicke, doch freilich darunter feurige genug, herab. Die Brücke ist Wiens Hauptpassage. Sie führt die betriebsame Bevölkerung der Vorstadt in die Stadt und alle Müssigen und Lustigen aus dieser nach dem leopoldstädtischen Theater, in den Augarten, den Prater, zu den Wettrennen und Feuerwerken, Lockungen, denen kein echtes Wienerherz lange widersteht. Kopf an Kopf unter Dir — und wie schöne Köpfe! — welcher Schmuck von Atlashüten, Federn, Shawls, Equipage an Equipage, und welche Equipagen! — welche Rosse, welche Pferdelenker, und welche Pracht dienender Geister, die in den Trachten aller orientalischen Stämme

hinten aufschweben. Du kannst drei Stunden stehen und warten und wartest nicht das Ende der Wagenreihen, der wogenden frohen Spaziergänger ab. Unter die Eleganten und die Behaglichen mischen sich langbärtige Griechen, Juden, Türken, Armenier, ganz heimisch hier mit ihren Mützen, Kaftans, Talaren. Drüben vorm Kaffeehaus rauchen und trinken sie, die Asiaten und Europäer in gleicher Ruhe und Behaglichkeit. Wenn der wiener Bürger, der nichts ausgeben will, seine drei Stunden hier gestanden, hat er ein Schauspiel gesehen, was ihn keinen Kreuzer kostet und auf eine Woche Lebenslust gibt. Er kritisirt, er raisonnirt nicht, er freut sich; ich glaube, er beneidet auch nicht, die da fahren, reiten und zehren können derweil er steht; er zehrt am Anblick und wenn er denkt, denkt er: wenn Du die Pferde hättest, die Karossen, die Jäger und Haiducken und das Geld, so würdest Du auch so reiten, fahren, zehren und Dich begaffen lassen.

Die Gräben um die Basteien sind nicht so reichhaltig und zum Nutzen verwandt wie in den meisten alten Städten. Nur hie und da entdeckt man auf einem niedern Wallvorsprung einen klei-

nen Blumen- und Küchengarten. In der Tiefe der Gräben, vielleicht zu tief zur Zucht von Fruchtbäumen, geht eine auch mit Bäumen umpflanzte Fahrstraße, deren eigentlicher Zweck mir unbekannt blieb. Denn den man angiebt: um bei stürmischem Wetter eine geschützte Promenade zu haben, möchte doch nicht der nächst liegende sein. Eine traurige Einsamkeit herrscht in der Tiefe, wenn das bunteste, regste Leben oben waltet. Kinder spielen wol auf dem Rasen, es schläft ein müder Arbeitsmann am Rande, oder eine Gestalt in tiefer Trauer sitzt auf einem Baumstamme und denkt vielleicht hier näher zu sein dem Theuren, den die Erde in ihrem Schooße aufgenommen. Auch diese Einsamkeit, eine die von allen Augen beschaut ist und es doch bleibt, hat ihr Eigenthümliches. Die Gräben sind so tief, daß die Gesichtszüge verschwinden.

Noch leuchten keine Gasflammen durch das nächtliche Wien, es fehlt aber nicht an Licht. Wenn Du durch die gastlich geöffneten Hallen der Burg gehst, durch die gigantischen Räume ihrer Höfe und aus den tausend Fenstern Lichter auf Dich niederblicken, ahnest Du wieder, Du bist in einer Kaiserstadt.

Steige von den Terrassen der Bastei eines der prachtvollen Häuser hinauf, deren neue Fronten sich daran lehnen, und schaue nun über das Glacis auf den weiten Halbkreis, den Millionen Lichter in der Vorstadt um Dich beschreiben, dann sagt Dir die Nacht deutlicher als der Tag: Das ist die Kaiserstadt, von der ihre frohen Sänger singen, es gäbe nur eine in der Welt.

---

9. Strassenleben.

Farblos sind nur die Mauersteine. Was indeß der Architekt gesündigt — und ich möchte nichts auf ihn kommen lassen, denn war sein Schönheitsgefühl nicht lebendig genug für eine Kaiserstadt, so hat er durch die comfortable Einrichtung der Wohnhäuser das Versehen auf andere Art ausgeglichen — was der Architekt gesündigt, als er den Mauerpinsel schwang, macht Wiens Bevölkerung wieder gut. Farblos sind nur die todten Häuser, Wien selbst hat — Farbe.

Zwar keine grell lebendige, nicht das chinesische Feuerwerk, wie die Volksscenen in London und Paris, wo an jeder Ecke ein andres Schauspiel ist und dies Schauspiel jede zehn Minuten wechselt. Aber es lebt sich und ist bunt auch auf den wiener Straßen. Ehedem mag es noch bunter gewesen sein, wo aber war dies nicht? Jene gesegneten Zeiten, als alle Zöpfe vor Schreck beim

Anblick des ersten Schwedenkopfs sich sträubten und die letzte Frisur à la Maintenon mit einer verspäteten Alongenperrücke à la Louis quatuorze vor Sympathie schauderten, daß nun die nackte Natur in die Mode käme, als Muffe und Rocquelaure, die Carmoisinröcke und Schnallenschuhe in Gesellschaft der ersten Stulpstiefeln sich compromittirt hielten, jene Zeiten bunter Mischung und schroffer Sonderung sind überall hin, um nie wiederzukehren. Die Freiheit hat auch in Wien egalisirt. Selbst der Orientale, den Du sorglos ernsten Schrittes wandeln siehst in seinem Kaftan, wie vor vier tausend Jahren, trägt darunter eine elegante Weste, Ginghamhosen à la Navarin, und Schuhe, an denen die beste englische Glanzwichse sich probirt. Hängt doch vielleicht auch eine Lorgnette um den Hals. Der Geistliche trägt feine Wäsche oder einen ernsten Geschäftsschritt unter der Kutte; seinen Hut trägt er wie jeder Wiener und die geistliche Toga behende unter dem Arm.

Wo sind die wiener Köchinnen und Stubenmädchen und Chocoladenmädchen, wie sie in den Galerien mit den Hackenschuhen, Hüftenröcken und goldnen Flügelhauben uns so appetitlich anblicken?

Paris hat gesiegt, die Hauben sind in die Gebirge, ins linzer Oberland bis Salzburg zurückgedrängt und wahrhaftig zum Schaden für die hübschen Wienerinnen und noch mehr für die, welche an ihrem Anblick sich freuen. Kein Kopfzeug der Rue St. Honoré und der Boulevards ersetzt nur entfernt einem niedlichen Köpfchen die steife Goldhaube. Ein paar Exemplare hängen noch aus, lockend wie Raritäten unter den Glasfenstern der Läden, den Wienerinnen zu zeigen, wie reizend sie sein könnten, wenn sie wollten.

Alle Wiener sind auf der Straße gleich gekleidet. — Du erkennst den Fremden auf den ersten Blick, allein zur gastlichen Ehre der Stadt sei es gesagt, auch darin lebt man, um Dich leben zu lassen. Die schwarze Binde mit dem ungeheuren Knoten ist ein gleiches Symbolum des großen Ordens der Fashionablen. Der Gehrock hat eine Farbe, einen Schnitt, die Beinkleider hängen gleich tief, die Stiefel oder Schuhe bedeckend. Anders ist es freilich bei den Damen, die Mode variirt, man will, man muß sich hervorthun, — man gedieh schon so weit, sich durch Einfachheit auszeichnen zu wollen, — man trägt einfach ge-

scheiteltes Haar, ohne Locken! — aber für den Totalanblick kann der französische Putz auf der Straße keine bunte Mannichfaltigkeit gewähren. Nur die Federhüte und bunte Shawls tragen etwas zur Farbe bei.

Auch vermissest Du, wenn Du an Paris denkst, die Decorationen der Häuser, die gebauschten Tücher und Zeuche, welche die ganze Fronte einnehmen, Guirlanden selbst über die Straßen schlingend, ein dem Auge wohlgefälliger Charlatanismus, der in Deutschland noch nicht Platz greifen will. Auch sind die Mauern noch mit keinen ellenhohen Inschriften versehen. Die gemalten Schilder reichen noch nicht über den zweiten Stock hinaus. Die Läden, elegant und schön, kommen den prachtvollen der Boulevards und der Galerie Orleans, wo ein Chemiker die Farbencomposition geordnet zu haben scheint, — so wunderbar glänzt es, — noch lange nicht gleich, aber brillanter, lockender sind sie doch als die berliner. Ebenso irrst Du, wenn Du denkst, daß an jeder Ecke die Bratwürste, oder gar schon die Macaroni Dir entgegendampfen, daß der Braten sich ewig am Spieße wendet. Das sind schöne Bilder der Phan-

tasie, oder einer Vorzeit, die zur Atlantis geworden. Selbst in den Restaurationen dreht sich nicht immer der Braten am Spieß, und Du mußt mit „Naturschnitzeln" zufrieden sein, was Du übrigens ganz gut kannst, wenn Du treffliche Kälbercarbonade zu schätzen weißt. Nur die Eisbuden auf dem Graben, die geöffneten Thüren der Kaffeehäuser, welche ihre Stühle und Bänke hie und da bei schönem Wetter auf die offene Straße herausschieben oder Zelte darüber spannen, mahnen an ein städtisches Straßenleben, dessen Anfang man umsonst in Berlin versucht hat.

Aber es ist doch bunt auf den wiener Straßen. Du mußt nur nicht verlangen Alles auf einen Blick zu haben, Du mußt mit einem geistigen Storchschnabel die Eindrücke concentriren. Die Militairs in allen Farben, des Ungarn enganschließendes blaues Beinkleid, mit den kurzen Schnürstiefeln darüber, sein Schnurrbart und die Bärenmütze des Grenadiers, der polnische Jude, der Türke, der Armenier, sie sind schon ein lustiger Contrast zu der adretten Wienerin, zum feinen Elegant. Noch mehr der zerlumpte Slowake im braunen Mantel, ein Prototyp der Bettlerblöße

und des Bettlerschmuzes, mit gelben Zigeunerzügen und Kohlenaugen (nur eines Murillo Pinsel kann diesen braungelben Schmuz wiedergeben!), denen das Auge nicht gern begegnet. Man glaubt, man muß verhext werden. Sie sprechen in einer Sprache oder in unarticulirten Lauten, die kein Sprachkundiger in Wien versteht, und doch versteht Jeder, was sie wollen, und kauft sich gern mit ein paar Kreuzern von ihrer näheren Bekanntschaft frei.

Höchst eigenthümlich dazu der magyarische Bauer, in seinem weißen Mantel, der seit tausend Jahren seinen Schnitt nicht verändert hat und, wenn er wirklich weiß wäre, an den Templer erinnerte, dem auch die ungeschlachten übergeklappten Wasserstiefel ritterlich gut ständen. Aber das dummgutmüthige und doch verschmitzte Gesicht mit den ungekämmt nach hinten herabfallenden Haaren, gewaschen vielleicht nur einmal seit er geboren, mahnt zu deutlich an die hunnisch-mogolische Abkunft, die sich nur in den edeln Geschlechtern durch Einimpfung germanischen Blutes zu jenen kräftig ausdrucksvollen Zügen herausgebildet hat, die heut den vornehmen Magyaren zieren. Mir kommen

diese ungarischen Bauern, wenn sie, immer zu mehren, durch die volkreiche Straße zogen, wie Revenants vor, die sich der Zeiten erinnerten, wo alles dies, worauf sie jetzt nur lüstern staunende Blicke werfen, kraft des Rechts physischer Stärke ihnen gehörte.

Noch hat Wien andere Straßeneinwohner, nicht Straßengänger — die keck herabschauen auf das Gewühl und nicht wenig zur Lebendigkeit beitragen. Hier lächelt mich Mademoiselle Sontag von einem Galanterieladen an (die Handlung heißt: „Zur Demoiselle Sontag"), dort ein stolzer Ungar in voller Pracht seines Magnatenstaates, drüben eine Schweizer-Mimili, hier eine decente Hofdame, König Salomo, auch lebende Potentaten, der jüngst gekrönte König von Ungarn und mitten auf dem Stephansplatze der König von Preußen in blauer ungarischer Husarenuniform. Ich rede von den Ladenschildern, die in Wien wenigstens der Idee nach an ein Alterthum erinnern, was nicht bloße Namen und todte Nummern, sondern lebendige Wahrzeichen wollte. Hat auch nicht jedes Haus, so hat doch fast jeder Kaufmann solches Schild, und alle sind sauber, mit muntern

Farben, nicht selten mit kunstgeübter Hand gemalt. Unsere Gurkenschilder müßten sich wenigstens dagegen verkriechen.

Das Erdgeschoß fast jeden Hauses ist ein Laden; man weiß mit Geschick und Geschmack die reizenden Gegenstände theatralisch aufeinander zu bauen. Liebliche Portraits mit lockenden Wieneraugen sind zu Waaren jeder Art gestellt. Spiegelscheiben zeigen Dich Dir selbst.

Auch die übrigen Mauern sind nicht todt und stumm. Wo ein Stein frei geblieben, locken Dich in grün, roth, gelb 300,000 Gulden Silber und 43,000 Ducaten, die Dir morgenden Tags ausgezahlt werden sollen, wenn Du zuvor eine kleine Einbuße von wenigen Gulden gezahlt hast. Es ist dann weiter nichts Deiner Seits nöthig, als daß Du dafür sorgst, daß die Nummer auf dem Zettel, den Du dafür eingelöset, bei nächster Ziehung herauskommt, und Du bist ein reicher Mann. Vor einigen Lotterieläden liesest Du die bestimmte Versicherung — auf Ehre — und ein Calculator bestätigt es — daß Du, wenn Du hier das Loos nimmst, jedenfalls gewinnst! —

Daneben beruhigt Dich ein anderes Placat,

daß Du nicht nöthig hast, Dich vor dem großen Kometen zu fürchten. Wenn Du das kleine Büchlein, das eine allerhöchste Censur passirt, also approbirt ist, für wenige Gulden „Schein" kaufst, so kann Dir weder der große Schweifstern selbst, noch sein Schwanz etwas anhaben, und Du kannst noch lange Jahre gebratne Hähnel und Würstl essen, und wenn Du über die Donau willst, ins leopoldstädter, oder über die Wien ins Theater des Director Carl gehen.

Vom großen Volksvirtuosen Strauß, Lanner und — — — ich habe die Namen vergessen, — werden Dir einige dreißig Variationen angeboten auf das Thema: „Man lebt ja nur einmal;" und der Gastwirth zu Döbling, Hietzing, der Bierbrauer zu Hittelдorf und der Sperlwirth zeigen Dir daneben an, daß Du noch besser thätest, wenn Du das Geld für den Text sparst und die Sache selbst lieber bei ihm in natura hörst für ein kleines Entreegeld. —

Die Enge der Gassen drängt die Fußgänger aneinander; so scheinen die Hauptstraßen schon um deshalb bei mäßigem Zulauf belebter, als es vielleicht der Fall wäre, wenn alle Straßen berliner

Breite hätten. Haupt= und Modepassagen wie der „Graben" und der Kohlmarkt, bieten fast je=den Augenblick ein so munteres Bild als nur die rue Richelieu in Paris. An schönen Sommer= und Feiertagen ist buchstäblich Kopf an Kopf, und so ungern der Wiener frühen Morgen macht, schallt doch von der frühesten Frühe das Gesumme der Gehenden bis in die obersten Etagen, daß man nicht wohl weiß, wie hier Geschäftsleute ihre Bureaus nach vorn heraus einrichten konnten.

Die Fuhrwerke tragen indeß das meiste zur bunten Belebtheit des innern Wiens bei. Wenn man, ohne an die französische Hauptstadt zu den=ken, die krummen, engen winkligen Gassen im Auge hat, so begreift man nicht, wie, ohne täg=liche Unglücksfälle, und gar schnell, gefahren werden kann. Unsere Polizei müßte sich mit sich selbst multipliciren, wollte sie, nach berliner Art, nur in dem kleinen innern Wien ausreichen, hier zu war=nen, dort zu hemmen. Die Auffahrten vor den Theatern, Concerten, sind von einer Enge, daß sie für Equipagen und Reiter bei uns ganz ge=sperrt würden. Hier rauscht und rollt es von Fi=akern und herrschaftlichen Wagen, von Zweispän=

nern bis zu Sechsspännern und kaum ist ein Polizeibeamter zu sehen; die Fiaker sind sich da selbst Polizei. Ihre Kunst schnell und gut zu fahren, ist weltberühmt; die Geschicklichkeit der Wiener, auszuweichen, wird ebenso anerkannt und verhältnißmäßig selten hört man von traurigen Vorfällen.

Halb Wien scheint an heitern Tagen nicht auf den Beinen, sondern auf Equipagen. Die Stellwagen (stage coach) nach den benachbarten Lustorten kreuzen die Stadt, die Fiaker brauchen nicht ihr: „Foahrn mer Ihro Gnoadn?“ den Vorübergehenden zuzurufen, sie sind alle beschäftigt und wetteifern mit den prachtvollen herrschaftlichen Kutschen. Was bei diesen aber einen eigenthümlichen Anblick gewährt, den die Gleichheitscultur in den westlichen Hauptstädten nicht zuläßt, sind die Diener der östreichischen Aristocratie. Hier entwickelt sich aller Luxus, aller Geschmack, alle Ostentation, um die reichsten Livreyen ausfindig zu machen, die in Vergangenheit und Gegenwart des magyarischen und aller slawonischen Völker zum Vorschein kamen. Die gold- und silberstrotzenden Jäger sind nichts dagegen und die Pracht der Oper wird dürftig gegen diese Wirklichkeit, die

hinten aufsteht und schwebt, hinter einer Kutsche, in der ein einfach angezogener Mann ohne Stern und Band sitzt.

Nicht in dem Maße, wie es bunt ist, ist es auch laut in den wiener Straßen. Mir kann es nämlich sehr still in einer Gegend vorkommen, wo zehn Mühlen in der Ferne klappern. So ist zwar auch hier immer Geräusch, aber das Geräusch bleibt monoton, ich vermißte das Individuelle, den Jubel, die Ausbrüche der Freude, die ich mir als Wahrzeichen des wiener Volkslebens dachte. Nichts von Ausrufern, Guckkasten, improvisirendem Marktwitz, der, in Berlin sogar zu Hause, hier an der Schwelle Italiens, wie ich meinte, glänzender heraustreten müsse. Diese Lustigkeit scheint indeß für Wien in den Würstlprater gewiesen.

---

10. Grün in Wien.

Sie haben in Paris die alten Bäume niedergeschlagen in den heißen Julitagen; der Baum der Freiheit werde künftig Schatten geben, sagten sie. Der Baum ist noch nicht gewachsen, und der Schatten fehlte vergangenes Jahr schon im frühen Juni.

In Berlin haben sie auch einmal die alten Bäume umgeschlagen, unter den Linden, auf dem Dönhofsplatz, und wo in Winkeln und an Ecken ein ehrwürdiger Kastanien- oder Nußbaum sich verspätet hatte. Sie sagten, es würde dadurch heller werden in Berlin. — Seit die Bäume niedergeschlagen wurden, ist es nicht heller geworden.

Die Spanier haben auf ihren Feldern und an ihren Straßen alle Bäume gefällt. Sie sagten: „In den Bäumen nisten die Vögel, und die Vögel fressen die Körner unseres Feldes, darum weg mit den Bäumen, so den Vögeln Nah-

rung geben, die unsere Nahrung zehren." Nun singen keine Vögel in Spanien mehr und keine Bäume geben dem Wandrer Schatten, und Spanien ist — Spanien. Es ist da kein Schatten, worunter ein neuer Baum wachsen könnte — für lange Jahrhunderte nicht — nicht der Baum der Freiheit, nicht der Baum der Gerechtigkeit, nicht der Baum der Kunst, nicht der Baum der Wissenschaft.

Die Holländer sind klüger. Wohl wissen sie was Freiheit heißt, und das Licht kann so viel in ihr grünes Wiesenland scheinen, als es will, es ist immer willkommen, aber ihre alten Bäume schlagen sie darum nicht weg. In jedem Dorf, in jeder Stadt stehen sie Haus vor Haus, und sie reißen lieber ihre alten Häuser nieder, als daß sie den alten Rüstern, unter deren Schatten schon ihre Großväter als Kinder gespielt, unter denen der Brautzug ihrer Väter gegangen und die ihnen Schatten und Kühlung zuwehen Morgens und Abends beim Kaffee, — als daß sie denen ein Leid zufügten. — Ihre Freiheit besteht auch ohne daß sie einen entblätterten Stamm ins lockere Erdreich stecken und darauf eine rothe Mütze, und selbst

wenn der Feind in's Land kommt, schlagen sie die Bäume nicht nieder zu Verhauen, denn der Feind geht wol so aus dem Lande, wenn sie ihre Schleusen loslassen, aber sie mögen noch so viel gießen, die Bäume wachsen nicht wieder.

Mich dünkt, jedes Kind schon müßte Ehrfurcht vor einem grünen Baume fühlen; aber freilich die Polizei und die Liberalen fühlen nicht wie Kinder.

Einige meinen, man schlüge die grünen Bäume immer in den Städten nieder, wo das Papiergeld aufkommt; eine Verleumdung, denn sie stehen nirgends schöner, als in Rotterdam und Amsterdam.

In Wien hat man sich nicht in der Art versündigt. In der engen Stadt haben sie keinen Platz; aber sobald Du aus den Thoren bist, umgrünt Dich auf weitem Wiesenplan ein Garten von Kastanien, Pappeln, Linden, Kirschen, Aepfel- und Birnbäumen. Es sind noch Kinder gegen das alte Wien, aber schon große Kinder. Man hätte können auf dem ungeheuren Kreise der Glacis die Bäume abhauen, den Rasen ausroden und Häuser darauf bauen, so viele und so hohe, und

sie hätten so viel Früchte, — wie der Jurist Zins und Miethe nennt, — getragen, wie alle Aepfelbäume in ganz Oestreich nicht. Aber man hat es nicht gethan, und das ist eben so viel werth und noch mehr werth als wo man die alten Bäume schont. — In einer liberalen Stadt wäre es vielleicht geschehen.

Hecken schlängeln sich um die grünen Plätze, aber an den Hecken steht nicht geschrieben: „Hier ist es verboten, bei zwei Thaler Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe, den Rasen zu betreten.“

Es ist ein lustiger Anblick, am heitern Nachmittag die Familien hinauswandern zu sehen, Groß und Klein, hier ihr Lager aufzuschlagen, ihre Küche. In Behaglichkeit sonnen sie sich, suchen den Schatten, kochen, speisen, trinken, lachen, singen, und die Kinder tanzen und haschen sich und spielen Plumpsack und kein Polizeisergeant freut sich, sie vom grünen Rasen zu jagen.

Von früh auf bis spät sind Kinderwärterinnen hier und das kleine Volk tummelt sich nach Lust im grünen Grase, und der Rasen bleibt immer grün.

Alles das ist mitten in der großen Stadt Wien, und Du kannst noch eine halbe Stunde gehen, bevor Du dahin kommst, was anderwärts „vor's Thor" heißt.

Der Schmelz des Sommerabends fächelt Dich in den Blüthenmonden wunderbar an, wenn Du über die Basteien auf das dunkelnde Grün hinabschauest, aus dem die Lichter wie Glühwürmer schimmern und der Wohlgeruch der blühenden Bäume und Blüthenstauden Dir entgegen duftet. Die fernen Berge schwimmen im Abendroth, größer, dunkler gefärbt. Die Natur ist so schön, reich, üppig; der Gedanke an den Norden weicht fern zurück, Du mußt Dich wohl fühlen, oder es ist kein Wohlgefühl in Dir.

Nirgends nährt der Abend mehr den italienischen Charakter, als wo in der Nähe der Burg der Volksgarten zu Deinen Füßen liegt; ein erhabenes Geschenk der kaiserlichen Huld. Zwischen den Terrassen der alten Wälle, die man hier mit dem sanftesten Grün bekleidete, wogt Dir das lichte Saftlaub abendlich entgegen. Lichter, Musik, Jasmindüfte, erleuchtetete Hallen, griechische

Tempel unter Dir. Dort das vergnügliche Volk im hellstrahlenden Kreise um die Tribune eines beliebten Virtuosen, Massen von Eis consumirend, hier ein dunkler Laubengang, darinnen selige Wandler, die, jenes vermeidend, ein Licht suchen, das auch im Dunkeln glüht.

Alles das wirkt feenhaft. Jetzt noch im hellstrahlenden Salon, dessen Festons Laubwipfel sind, mitten in glänzender Gesellschaft, steigst Du in einem Athem hinauf in die stille einsame Nacht. Ueber den Häuptern der Frohen und Sorglosen, mit der Fußspitze die Wipfel berührend, die über ihren Häuptern rauschen, — und sie hören sie nicht, — stehst Du auf dem umhegten Wall, wo Du, den Young in der Hand, Nachtgedanken träumen magst und Gespenster sehen. Es verirrt sich selten der Fuß eines Wieners her, so lange unten der Walzer schwirrt.

Der Mond über Dir, das Sternenheer, draußen die nächtigen Massen des Kahlenbergs, die flimmernden Vorstädte, der jählings tiefe Graben, und drinnen über dem Wipfelmeer des Gartens die prächtigen Fronten der Basteipaläste, mit ihren erleuchteten Fenstern, das Summen der Mu=

sik, der Stimmen — und dazu die Stimmen der Einsamkeit!

Ein Geist muß Dir hier erscheinen, oder Du sahest nie einen.

---

11. Ländliches.

Der Begriff des „vorm Thore“ — „ins Freie gehen“ verliert jetzt, wie ein veraltetes Sprichwort bei veränderten Sitten, in größern Städten ganz seine Bedeutung. Wo an die Ringmauern weite Vorstädte, und an die Vorstädte Dörfer sich reihen, die auch allmälig städtisch werden, wo man nur hie und da einen Park, ein Hölzchen, höchstens eine Wiese schonend dazwischen läßt, geht die alte deutsche Bürgerlust verloren, die sonntäglich nach saurem Tagewerk das freie Feld suchte. Sie forderte keine reizenden Gegenden, nicht nach anmuthigen Fernsichten; das grüne Saatfeld, der weite blaue Horizont, der frische Lufthauch genügten. Unter der breitastigen Linde, der eingerammte Tisch und die feste Bank, ein Bierkrug, die Aussicht auf das Abendroth nnd ein traulich Gespräch waren genug, um dem Bürgersmann und dem Gelehrten neuen Muth auf die saure Arbeit neuer sechs Tage zu leihen.

Wo ist dies „Freie" um Berlin? Mit dem Wilde hat sich die Natur aus dem Thiergarten verloren. Schon eingeschlossen von zwei Seiten durch Reihen von Villen, rückt dem eleganten Park von der andern eine ganze Stadt mit Kaffeehäusern und Pavillons entgegen; und dringt die Lust des Berliners bis durch Charlottenburg die Fahrstraße hinauf, so trifft sein erster freier Blick statt des Freien wieder auf eine dritte Stadt zu seinen Füßen. Ein Tivoli verdrängte vor dem halleschen Thore das Freie, und in dem Wäldchen vor dem cottbusser hat man den einzigen Höhenpunkt an seinem Rande, der eine anmuthige Fernsicht gewährte, mit einer Mauer barrikadirt, um die Lust der Besucher ja nicht von der neuen Rutschbahn der Hasenhaide abzuziehen. Auch von den andern Seiten rücken die Lustörter der Residenz so elegant entgegen, daß sich der Dunghaufen bald schämen wird, blank und baar in der Bannmeile zu liegen.

Um Paris ist längst der Begriff des Dorfes verloren gegangen. Es gilt Reisen anstellen, um das Land zu suchen, und aus den sieben Tagen wird ein Monat, ehe der gute Bürger aus dem

Marais nach St. Germain en Laye kömmt, wo der Pariser versichert, daß das Land sei.

Alle näheren Dörfer und Lustorte sind nur Vorstädte, Fortsetzungen der Hauptstadt, kaum durch ein boulogner Hölzchen oder die Aecker von St.-Denis davon getrennt. Ist es doch schon eine kleine Reise vom Palais Royal bis zu einer der Barrieren, und nur hinter der von Neuilly erblickte ich etwas von dem, was wir „vorm Thore" nennen würden. Seltsam, daß gerade hier das Thor nicht fertig ist! Es ist der berühmte Triumphbogen, der unter dem Wechsel der Regimenter in seiner Bestimmung wechselnd zuletzt die hatte, der Promenade en Espagne zu Ehren, den Trocadero-Namen zu führen! Jenseits drüben, über das Feld, hatten sich die Jesuiten auf dem Calvarienberge angesiedelt, ein sicheres Zeichen, daß der Pariser hier nicht hinausgeht.

Paris ist darin nur ein Bild im Kleinen gegen London. Aus einem unermeßlichen Häuserlabyrinth gelangt der irrende Fuß in ein neues, aus den Städten in Vorstädte, aus den Vorstädten in Dörfer, comfortabler als die City, an die Dörfer reihen sich bebaute Landstraßen, selbst herr-

liche Straßen, die jeder Stadt Ehre brächten, durch hintern Anbau zu neuen Städten sich formirend, und so weit ist es jetzt gekommen, daß Du vom Meeresufer bis zur Paulskirche in einer fortgesetzten Stadt zu fahren meinst. Ebendesgleichen winden sich die Verzweigungen der Themsestadt bis tief ins Innere, und wenn Englands industrielle Cultur so progressiv fortschreiten könnte, wie in den letzten zwei Decennien, würde das südliche Britannien, ehe denn ein Jahrhundert vergeht, eine Stadt sein, in der man das Land und die grüne Wiese mit Gittern umschließen und mit Schlüsseln öffnen würde, wie jetzt in London seine Squares und Parks! Doch allem Menschlichen ist seine Grenze gesetzt! Dunkele Gewitterwolken schweben über der Kohlenatmosphäre. Ob man nach des Amerikaners Prophezeihung in einem Jahrhundert die Stätte suchen wird, wo London stand, bezweifle ich billig; denn noch ist nicht die Zeit, wo die Cultur so albern wurde, daß sie der Barbarei das Feld räumen muß; aber, wo sie, nur der Materie dienstbar, dem lebendigen Geiste sein Recht weigerte, rächt sich dieser, und entladen muß sich das Gewitter über England, wenn auch

nur um mit seinen elektrischen Strömen seine verknöcherten Venen und sein erstarrtes Blut wieder in Fluß zu bringen.

Auch Wien verzweigt sich durch die angebauten Vorstädte, durch die wohlhäbigen Dörfer weit ins grüne Land. Aber der Unterschied ist: das Land ist da. Nur auf den Stephan, nur auf eine der Höhen braucht man zu steigen, um sich davon zu überzeugen, wie die Kaiserstadt wie ein kostbares Kleinod auf einem — noch kostbarern — unermeßlich weiten grünen Sammetteppich ruht.

Fern ist das Land, aber nicht unerreichbar. Nimm Deinen Weg über das Glacis zur Josephsstadt, steige durch ihre langen Hauptgassen bis zur Linie — die Linie ist die äußere Umwallung der Vorstädte, mit einem trockenen Graben, damit der Schmuggler es doch nicht allzuleicht hat, wenn er die Mauth betrügen will — und tritt jenseit der Linie in eine neue Stadt. Sie heißt: das Lerchenfeld, der Sammelplatz aller derer, die von einer großen Stadt und nur durch eine große Stadt leben, aber keine Berechtigung haben und Lust spüren in ihr zu leben. Der Berliner vergleicht es mit seinem Voigtlande. Aber wo

reicht das bunteste Sonntagsleben vorm schönhäuser Thore nur im Entferntesten zu einem Vergleiche mit dem Treiben und dem Jubel in dem neuen Lerchenfelde aus.

Denke Dir wieder eine kleine Stadt mit ziemlich breiten Gassen, aber kein Haus über ein Stockwerk hoch, und vor jedem Hause hängt ein Tangerzweig, das Zeichen der Weinwirthschaft, und jedes Haus um das andere ist ein Bäcker, der die schönsten Küpfel backt, oder ein Schlächter, wo Würstl von aller Façon Dir entgegendampfen. Und all der Wein und all das Weißbrod und all die Würstl, denke Dir, sie reichen nicht aus, um die Hungrigen zu sättigen, die Durstigen zu tränken, sobald Sonntags Wiens Volksmassen sich in das Lerchenfeld ergießen. Da ist kein Platz in den Schenkstuben, in Hof, Garten, Flur, es thut noth, daß man die Kellnerin über die Köpfe forthebt, um die Gäste zu bedienen. Auf den Straßen ist Haube an Haube, Hut an Hut, Pfeife an Pfeife und der Rauch hat kaum Platz vor den Köpfen. Ich möchte Dir nicht rathen, Deinen besten Rock anzuziehen, denn Du weißt nicht, ob Du die Zipfel behältst, und im Wagen

wirst Du nur in seltenen Fällen durchdringen, denn auch ein wiener Fiaker findet da keinen Platz, wo keiner ist. Aber Menschen findest Du von jeder Gattung, mit verschollenen Röcken, antiquirten Hüten, hier sogar auch Mützen, eine Seltenheit in Wien! — Gesichter und Leibesstaturen, Gliedmaßen, von jeder Façon, doch gebe ich Dir zu bedenken, wenn Du Lust hättest, Streit zu beginnen, daß die massiven vorherrschen. Vögel in Bauern und freie kannst Du sehen, singen hören und kaufen, Vögel aller Art, auch Katzen, die Du als Katzen oder als Hasen kaufen magst, wenn Du willst; ja eine Frau, mit einem Gesicht, das von langer Weltkenntniß und Erfahrungen allerlei Art spricht, bietet Dir eine Tonne voll junger Hunde an. Sie greift hinein, und zappelnd hängt an ihrer braunen Hand bald ein weißer, bald ein schwarzer, bald ein gelber Spitz, wie Du ihn verlangst, jeder ist echt. Daneben freilich auch gemalte Bilder aller Art, Regenschirme und ein Theater für Hunde, Puppen und Menschen. Es summt und brummt um Dich, alles ist Lebendiges, und ich stehe nicht dafür, daß Du nicht auch etwas davon mitbringst. Kümmere

Dich nicht um die Ellenbogen, brauche vielmehr Deine auch, mit Moderation, und sieh nicht zu ängstlich auf Deine blanken Schuhe, wenn ein kothiger Kärrnerstiefel drauf tritt, denn um zu glänzen bist Du nicht im Lerchenfeld, sondern um Dich durchzudrängen und, wenn Du durch bist — die freie Natur zu kosten.

Die thut sich mit einem Male vor Dir auf. Dicht hinter der letzten Hütte, frisches grünes Saatfeld, feste Wege sich durchschlängelnd, bergauf bergab und jenseits eine Kette hoher grüner Berge, und ringsum freie, freie Luft. Wär's auch nicht so frei, grün und bergig, die freie Luft fühltest Du doch, wenn Du durch das Lerchenfeld bist, und wußtest Du auch nie bisher, was es sei, hier wirst Du mit einem Male inne, was freie Luft ist.

Wie Dir die Menschen thörig vorkommen, die sich schwitzend, unbehaglich drängen und drehen in schmuzig elenden Gassen, um das, was sie jeden Orts ebenso hätten, und dicht daneben ist die grüne freie Natur, auf deren verschlungenen Wegen nur hier und da ein Liebespaar oder ein Empfindsamer sich abschleicht. Was suchen die Leute

dem Gewühl? Sich selbst. Suchen sie in dem eleganten Wien drüben etwas Anderes? Das Lerchenfeld ist nur Wien auf eine andere Art. Lauter Sociales, dem Du Alles, auch das Ewige, zum Opfer bringen sollst, und dicht daneben eine grüne Natur, die Dich an die Ewigkeit des Paradieses mahnet.

Dörfer mit Strohdächern uud Lehmwänden, an denen der Flieder sich aufrankt, und der Storch auf dem Schornstein sein Nest baut, gibt es nicht mehr, sie verkriechen sich wenigstens und bleiben Ausnahme. Aber Ländliches ist überall.

Es will Niemand vornehmer sein, als er ist, wenn er genießen will, und der Vornehme prätendirt nicht einmal Das zu sein, was er ist, wo es genießen gilt. Das ist die große Maxime, die das Leben in Wien anmuthig macht. Sie läßt auch zu, daß man sich noch ländlich fühlt. Wo ein schöner Punkt ist, siedelt sich nicht gleich ein vornehmer Restaurateur an, der durch Glanz die Geringeren verscheucht um die Höheren separat anzulocken. So etwas giebt es im Süden nicht. In der Genußbildung sind sich Alle gleich. Im ersten Hôtel ist neben der Table d'hôte eine Bier-

stube, wo der Kärrner und der Laquai trinken, und das vornehme Auge und die vornehme Nase finden sich eben so wenig beleidigt durch die blauen Strümpfe und den schlechten Taback, als Die in der andern Stube moquant demagogische Blicke auf die Mehrgenüsse Derer werfen, die mehr sind, und mehr haben.

Noch natürlicher und entfernter von aller Prüderie geht es auf dem Lande zu. Es setzt sich an denselben Tisch, wo der Handwerker seinen Platz genommen, der Cavalier und der Magnatensohn, er trinkt dasselbe Bier, denselben Wein und ißt von demselben Speisezettel. Er spricht auch mit ihm und lacht mit ihm, und indem er mit ihm spricht, nimmt er keinen andern Ton an. Er denkt dabei: ich habe daran Vergnügen, und durch den Tisch, das Bierglas und die Conversation höre ich doch nicht auf Das zu sein, was ich bin; ich bleibe Cavalier und Magnat, und der drüben bleibt Handwerksbursch. Das soll in andern Städten nicht so der Fall sein. Denn wo der Nobleman durch ein Air, was er sich gibt, sich jeden Augenblick erst seinen Stand vor den Andern machen muß, kann dieser Stand auch je=

den Augenblick wieder verloren gehen. Darin ist das Leben allerdings leichter in Wien. Auch der Gastwirth macht keinen Unterschied, er bedient den Baron und den Laquaien mit demselben Eifer, wenn sie dasselbe Geld zahlen. Er freut sich, wenn er seinen Garten in Aufnahme kommen sieht, aber er schlägt darum die Preise nicht auf und setzt nicht statt der Holztische Marmortische, denn er denkt, wenn die Gäste plötzlich fortbleiben, bleibt ihm nur ein Stein, der leicht einer des Anstoßes und des Aergers werden könnte. Nur Musik ruft er herbei, und so lange die Walzer schwirren, bleiben die Gäste. —

---

12. Der Kahlenberg.

Aus der dumpfen Siechenstube nach den frischen grünen Hainen
Läßt der Kranke gern sich leiten von den liebevollen Seinen,
Daß er dort ins Gras sich lag're, Kraft und neuen Glanz sein Auge,
Seine Seele Muth und Hoffnung aus dem Grün der Wiesen sauge,

singt der wiener Spaziergänger, und wie natürlich es klingt, versteht man es doch erst recht in Wien, wie überhaupt den ganzen Dichter, und wie er dazu kam so etwas so zu dichten. Das sind Gegensätze: der Staub der Straßen, das Gewühl, die Interessen, der Markt einer Weltstadt, — man sollte denken, die Natur läge hundert Meilen davon, und wenige Schritte hinaus, und Du bist recht mitten inne in ihrer Lieblichkeit, in duftigen Waldschluchten, auf umbuschten Bergkuppen, auf Gebirgszügen; steinige Schlüfte unter Dir, weit unten erst Weinberge, Dörfer, Gärten, Vor-

städte, dann eine Stadt; weithin magst Du Dich ergehen auf den Höhen ohne zu fürchten, nun ist's aus, und über Dir sind doch noch höhere Berge, und es ist keine Täuschung, keine gemachten Parkfelsen und Berge. Der Kahlenberg läßt sich nicht forttragen und nicht einstecken.

Ich weiß nicht, ob es meinem Leser in den geschilderten Steinhaufen so eng wie mir geworden. Das Grün drinnen „thut es noch nicht", nachdem ich so viel gemauerte Mauern ihm aufbauen mußte. Was er innerhalb derselben findet, spare ich ihm und mir noch auf und lade ihn als Intermezzo zu mir in einen Stellwagen, der uns nach Grinzing fährt, dem Orte, wo der berühmte Wein wächst und von wo man zu Fuß auf die Berge steigt; ich verspreche ihm eine so erfrischende Ausflucht, daß die ungeheure Steinlast, und wäre sie noch drückender, ihm in wenigen Minuten von der Brust gewälzt ist.

Wir sitzen im Wagen, der Schlag Ein Uhr abfährt, ob er sich nun bis da gefüllt hat oder leer ist. Die Tour muß gehalten werden, als wenn es eine preußische Post wäre, denn die Einrichtung steht unter der Controle des öffentlichen

Vergnügens, und für Wien giebt es keine höhere. Die innere Vorstadt, die nußdorfer Linie, die äußere Vorstadt liegen hinter uns, und schon fühlst Du Dich im Gebirge: ausgefahrene, steinige, tiefe Wege, Defiléen, bald durch Gründe, bald über Höhen, es duftet Dich balsamisch an; jetzt nicken Dich von oben Weinstöcke an, jetzt, selbst auf der Höhe, gewinnst Du schon anmuthige Fernsichten über das gewellte Land, das sich hier nach der Donau, dort längs den Bergen in die Ebene senkt.

Hinter dem Dorfe, wo Dich der Wagen unter Häusern absetzt, welche trotz einer nicht größeren Entfernung als drei Viertelstunden von Oestreichs Residenz und Hauptstadt doch schon den Hütten eines Gebirgsdorfes ähnlich sehen, beginnen wirkliche Gebirgspfade. Du kletterst auf steinigem Gerüll, windest Dich durch blühende Gesträuche, kreuzest abschüssige Wiesen, längst hinaus über die Weinregion. Begegnet Dir auch keine echte Gebirgstracht, kein Saumroß, so könnten sie Dir doch begegnen; ganz andere, reinere Lüfte umfächeln Dich, als die den wiener Staub aufwehen. Vor einer Stunde aus der eleganten Eis=

bude des Grabens getreten, knöpfest Du den Rock zu, um Dich vor der Bergluft zu schützen, und hältst still um Athem zu schöpfen. Ein Blick rückwärts, und eine paradiesische Aussicht will Dich fesseln; aber Du bekämpfest die Lust um die höheren Punkte zu gewinnen.

Schon magst Du vom Wege abkommen und Dich verirren, bevor Du noch den niedrigsten Punkt der drei Höhen gewannst, denn Du trittst in eine blühende Laubwaldregion. Es war ein reizender Frühlingstag, als ich die Spitze des Cobenzl bestieg. Ich war allein und doch nicht allein. Wiener Freunde hielten es für unmöglich, daß Jemand da so mutterseelenallein umherstreifen könnte, sie bedauerten mich, daß ich es ihnen nicht gesagt; aber begleitete mich nicht so mancher — und einen davon kann ich nennen, der zu mir unter den schattigen Wipfel der hohen Buche trat und viel mit mir plauderte! Was er mir vertraut, davon an anderer Stelle; es war der wiener Spaziergänger, den ich bis da nie gesehen und auch bis heute nicht von Auge zu Auge sah; aber unterm grünen Baum auf dem Vorbug des Cobenzl haben wir uns lange unterhalten, und

wenn ich ihn längst schon lieb gehabt, gewann ich ihn jetzt noch mehr lieb, denn hier erst verstand ich ganz seine Frühlingsgedanken. Dieses Plätzchen mußte es sein, wo er sang:

Fern der Stadt, auf einem Hügel, saß ich unterm grünen Baum,
Der mir säuselnd um die Schläfe spielte wie ein Frühlingstraum,
Frei die Blicke ließ ich schweifen über Felder, Höh'n und Wald,
Bis die fernen blauen Berge ihnen höhnend riefen: Halt!

Sieh, da nahmen die Gedanken ihren leichten Wanderstab,
Schritten über jene Berge jenseits in das Thal hinab,
Schritten fort unaufgehalten, über neue Bergeswand,
Und sie sahn, soweit sie wallten, ringsum schönes, reiches Land!

wo er wünschte, daß der Herrscher dieses schönen Landes statt seiner säße und ihm die Zweige wie Frühlingsträume um das Haupt säuselten, wo er nennt dies sein:

Vaterland, von Gott gesegnet also reich mit jeder Lust,
Daß für Dich der Ueberreiche andre fast enterben mußt',

und Fragen an dasselbe richtet, auf die eine Thräne im Auge ihm antwortet. Eine treffendere, leben=

digere Schilderung Dessen, was das Auge umfaßt, kann nicht entworfen werden als seine:

Ebnes Land liegt mir zu Füßen, wie ein stilles, grünes Meer,
Weithinaus, wie Möven, kreisen meine Blicke drüber her;
Gleichwie schmale, lichte Furchen, die durchs Meer die Schiffe ziehn,
Schlängeln Donaustrom und Straßen sich als Silberstreifen hin!

Rings empor als inselreicher, stolzer Archipelagus
Ragen Dörfer, Schlösser, Städte, blinkend wie aus Silberguß;
Doch vor allen groß und mächtig ragt ein Eiland aus dem Meer,
Dem als Tannenwald die Stirne krönt gewalt'ger Thürme Heer.

Du bist's Wien, Stadt der Cäsaren! — Doch wie dünkst Du jetzt mir klein!
Selbst ein Meer sonst meinem Auge, schrumpfst Du nun zur Insel ein!
Riesenwerk, dran müd' sich bauend rastlos ein Jahrtausend stand,
Sieh nun Deine ganze Größe leicht bedeckt von meiner Hand!

Dreimal hunderttausend Brüder träumen dort des Lebens Traum!
Dreimal hunderttausend Herzen schlagen in dem engen Raum!
Draus Entwürfe, weltbewegend, erderschütternd, sind gewallt!
Draus gewandelt manche Botschaft, deren Klang die Welt durchhallt!

Das geistige Auge ist so scharf als das leibliche beim Spaziergänger. Zum Glück stand er nur im Frühling auf dem Cobenzl. Ich weiß nicht, wie es hier im Winter und Herbst aussehen mag.

Durch parkartige Anlagen, bergauf, bergab, nicht ohne Beschwerde und Gefahr Dich zu verirren, ersteigst Du den viel höhern Kahlenberg. Nicht zu vergessen ist das elegante Schloß auf dem Cobenzl mit seiner Bue nach der Stadt, welches, wenn auch sonst nicht merkwürdig, durch den Namen seines Besitzers an die Intriguenzüge der letzten Weltereignisse erinnert. Es gehört dem Grafen von Pfaffenhofen. Er hat diesen reizenden Sitz Karl X. nicht angeboten.

Der Kahlenberg führt mit Unrecht den Namen. Aus einem dichten Walde, zum Theil als Thiergarten eingehegt, erhebt sich gegen Wien hin eine

vorragende Spitze, auf der die ehemaligen Klostergebäude stehen, welche im Lauf der Zeiten zu einem Wirthshause sich accomodiren mußten. Auf einem schönen Altanplateau vor demselben ist der Punkt mit der reizenden Aussicht, um deretwillen der Wiener die Mühe nicht scheut, den Berg zu ersteigen, weit reicher, umfassender als die vom Cobenzl. Dort beschäftigte sich das Auge noch mit den Gärten und Villen um Wien, hier ist man von einem Hügel auf einen Berg gestiegen und hat das Großartige einer Fernsicht, verbunden mit aller Anmuth nächster landschaftlicher Umgebung. Wien zu Deinen Füßen, weithin das reiche, grüne, ebene Land bis zu den gräzer Bergen zur Rechten, und links verfolgst Du die Krümmungen der Donau bis sie auf einen neuen Gebirgszug in weiter Ferne stößt. Aber man zeigt Dir zwei getrennte Bergspitzen; hier durchbricht sie, ein neues Felsbett findend, die ungarische Grenze, und die weißen Punkte, die Du bei heiterm Himmel erkennst, sind Presburg. Und von Wien bis Presburg, wenn Du dem schlängelnden Donaulaufe folgst und die großen Inseln entdeckst, wie viel verhängnißvolle Namen knüpfen sich daran!

Jener sandige Werder heißt Lobau. Aspern, Wagram, das Marchfeld, vielbedeutende Klänge! Auf dem Kahlenberge stand auch Sobiesky und musterte das Türkenlager, bis er bei Klosterneuenburg über den Fluß zog. Und bis auf die Franzosen wie viel berittene Kriegervölker, Polen, Türken, Ungarn, Hunnen, tummelten auf jener weiten Ebene ihre Rosse! Diese poetischen Gedanken und historischen Erinnerungen werden Dich aber nicht abhalten, wenn Du Dich an der Aussicht gesättigt, beim Restaurateur einzusprechen, der Dir eine ellenlange Speise- und eine eben so lange Weinkarte vorlegt. In guten Zeiten wirst Du vielleicht Alles erhalten, was darauf geschrieben steht, in kritischen, wozu ich den Frühling rechne, der noch nicht genug Besuch heraufführt, wenigstens die Antwort: ist nicht mehr da. Von den Weinsorten, die ich foderte, natürlich zu Ehren Ungarns, das vor mir lag, war erst die siebente vorräthig. Dafür waren die Flaschen aber versiegelt, denn ein Advocat aus der Stadt hält und versorgt dieses Bergwirthshaus, das sich gewiß mit jedem andern in ähnlicher Lage messen kann.

Der Leopoldiberg liegt eine starke Viertel-

stunde vom Kahlenberg auf der äußersten spitzen Kuppe des Bergzuges, wo dieser sich schroff in die Donau senkt. Minder hoch als letzterer, ist er doch malerischer wegen der Isolirtheit seiner Lage und der Schloßgebäude, die ihn krönen. Ehedem war es ein erzherzogliches festes Schloß, dann ein Kloster, jetzt hat es gleich dem Kahlenberge, sich zum Theil zu einem Wirthshaus hergeben müssen; aber seine kühne vorspringende Lage und die verwitterten hohen Feldsteinmauern lassen ihm noch immer den Aspect eines alten Donaucastells. Ich zog die Aussicht hier, weil sie eine doppelte und unbeschränkter ist, der auf dem Kahlenberge vor. Wenn gleich diese rechts nach Wien hin reicher und lieblicher ist, so ist die links herunter auf die Donau, welche eben um den wiener Wald biegt, und mit ihren grünen Wellen um viele Werder und Sandbänke, die noch keine Inseln wurden, lenkt, desto romantischer. Eine wechselnde Beleuchtung, denn der West trieb dunkle Regenwolken über den lichtblauen Horizont, hier die einsame Donaupartie im grauen düstern Abendschatten, dort die belebte Flur mit der Hauptstadt noch im glän=

zenden Abendschein, hoben den höchst romantischen Eindruck grade dieses Punktes.

Einst in der Vorzeit stand hier ein Erzherzog mit seiner Gemahlin, in erbaulichen Gesprächen des reichen gesegneten Landes unten sich freuend. Gedrängt, ich weiß nicht durch was, fühlte sich ihr Sinn ein Kloster zu gründen, Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren, die sie zu Herrschern über dies gesegnete Land eingesetzt. Aber sie waren nur in Verlegenheit, wo; Da riß ein Wind der Erzherzogin den Schleier vom Haupte und trug ihn durch die Lüfte über die Wipfel des Bergwaldes hinab zur Donau, und ihr Gemahl gelobte, den Wink des Himmels erkennend, wo man den Schleier finde, das Kloster zu gründen. Der wiener Wald war dazumal noch etwas Fürchterliches, man hatte lange suchen müssen, bis man ihn sauber ausgespreizt über einem blühenden Strauche mitten im Dickicht fand. An der Stelle lichtete Leopold den Wald und gründete das reiche Klosterneuenburg, dessen graue Kuppeln und Thürme Dir jetzt noch unten an der Donau aus dem grünen Walde entgegenschimmern. Wenn ich die Sage nicht ganz richtig erzählt — ein Gedächtnißfehler

ist verzeihlich, wo so viele Sagen an Schleier und aufgefundene Heiligenbilder im Walde sich knüpfen — so schlage man irgend eine der vielen poetischen Erzählungen nach, welche sie zum Gegenstande haben.

Grau, einsam, altklösterlich schauen die Dächer und Zinnen zu Dir auf, die Donau rinnt träg und düster an dem öden Mönchssitze vorbei, den melancholischen Klagen aus seinen Mauern antwortend, und die Hirsche, die auf den einsamen Sandinseln spielten, vollendeten das schöne, düstre Bild. Alles aber Täuschung, vermuthlich von den Schatten der grauen Regenwolken. Um Wien ist nichts traurig und einsam. In den Mauern von Klosterneuenburg ist's prächtig und geräumig und reich, die Mönche sind keine Karthäuser, es ist ihnen nichts genommen, und ob auch die Reformbill durchgegangen, und die Sinecuren in England beschnitten werden, für ihre sind sie noch auf Lebenszeit, für Kind und Kindeskind, wenn man so von Mönchen reden darf, nicht bange. Hat doch Napoleon und seine Soldaten ihnen nichts angehabt. Nur daß diese über die Donau schifften und in den Kellern, die noch geräumiger sind

als die Refectorien und Zellen, so viel zapften, daß der Prälat mit seinen Mönchen im nächsten Jahr einigen Durst litt. Doch seit 1809 ist wieder viel Klosterneuenburger gekeltert und gefüllt — dieser Wein gilt als Delicatesse — und die frommen Wiener sind auf funfzig Jahre hinaus der Sorge enthoben, daß einmal die gastlichen Mönche von Klosterneuenburg mit ihrem Abte verdursten. Das Kloster ist eine Lieblingslandpartie der Wiener.

Vom Leopoldiberg kann man den Rückweg bis dicht an die Linie fast durch lauter Windungen sich abdachender Weingärten wählen.

Neapel allein ausgenommen, grenzt wol an keine große christliche Stadt so unmittelbar eine reiche grüne Natur in ihrem anmuthigsten Kleide.

---

13. Was kochen wir heute, was morgen?

Mauerplacate sind von unendlicher Wichtigkeit nicht allein in constitutionellen, auch in absoluten Staaten.

Denn während man dort aus den Anschlägen ersieht, ob und wann eine Revolution und gegen wen ausbrechen soll, oder nicht ausbrechen, und ob man zu Hause bleiben und still sein, oder Tumult machen und etwas schreien soll auf der Gasse, Articulirtes oder Unarticulirtes, Namen oder Sachen, liest man hier aus den Placaten nicht mehr und nicht weniger als die ganze Volksbildungsgeschichte heraus.

Die Reisebeschreiber sind nur zu lässig im Sammeln dieser Documente, ihnen scheinen sie an Ort und Stelle nicht wichtig genug, Documente, die doch authentischer sind als alle coram notario

duobusque testibus aufgenommenen, der diplomatischen ganz zu geschweigen.

Sage man nicht, daß der Mensch sich besser zeigt an den Straßenecken als zu Hause. Indem Jemand sich Mühe gibt, sich zu zeigen, zeigt er ja doch eben in der Anstrengung, was er ist und kann. Jedes Schauspiel geht aus dem innersten Leben des Volkes hervor, warum nicht auch jedes Avertissement?

Die witzigen Philister im berühmten „Spectator" wollten es vor hundert und einigen Jahren der englischen Behörde zur Pflicht machen, auf die Grabsteine und Inschriften zu wachen. Sie sollten einfacher werden, minder pompös, correcter. Namentlich sei es eine Schande, daß die geschmacklosen Embleme und Inschriften der Nationalgräber im Westminster dem Fremden eine so schlechte Idee vom englischen Nationalgeschmack gäben. Die englische Regierung und das Parlament waren vernünftiger als die witzigen Philister der tonangebenden Wochenschrift, sie breiteten durch keine Académie des inscriptions einen täuschenden Schleier über den schlechten Kunstsinn der Nation, und noch heut zu Tage sieht der Fremde an allen ihren

neuern Monumenten, ein wie praktisch tüchtiges, umsichtiges Volk die Engländer sind, aber wie wenig angeborenen Geschmack sie in Kunstsachen haben.

Was liesest Du aus den französischen Mauerplacaten heraus, aus den öffentlichen, wie aus denen der Privatpersonen? Etwa Anderes, als daß die Franzosen, trotz ihrer eleganten liebenswürdigen Bildung, ein ungeheures Charlatanvolk sind?

Was liesest Du aus unsern berliner Anschlägen? Wie sehr correct wir sind, wie unsere Wisotzky's, Herig's, alle in guten Primairschulen gesessen, wie sie, wohl wissend, daß Klappern zum Handwerk gehört, doch auch sich bewußt sind, daß das Klappern mit Anstand geschehen muß, daß man nicht Schellen läuten darf. Wie ungeheuer belustigend klingen uns die Placate fremder Taschenspieler, Menagerieinhaber und mehr oder minder ehrbarer Gaukler, wenn sie versichern, so etwas sei noch nie dagewesen, in Berlin noch nie gesehen; welches Gaudium verursachen die Sprachschnitzer, die Wendungen und Beugungen vor allen verschiedenen Gattungen, in die sie, uns nicht kennend, das anzulockende Publicum eintheilen. Erregt es nicht unsere Lust und Abneigung zugleich,

wenn sie die Ehe zwischen einem hohen Adel und einem hochzuverehrenden Publicum separiren? An den Mauern steht es nun geschrieben, wie die Feuerschrift in Nebucadnezar's Zelt, aber wir wissen gleich, das schrieb Keiner von uns.

Correctheit ist eine gute Sache; aber damit ist nicht gesagt, daß es nichts Besseres gibt als Correctheit, und daß aus unsern correcten Placaten auf einen so vorzüglichen Zustand unserer Volkssitte und Bildung zu schließen wäre, daß man gar nichts mehr wünschen könnte. Ich zu Exempel wünsche, daß unsere Anschlagzettel, statt alle weiß zu sein, mehr bunt wären, und ich bin überzeugt, daß keiner meiner Leser mir antworten wird, daß es ja orange Theaterzettel gebe, welche die eingetretenen Hindernisse anzeigen.

Correctheit ist es nun am allerwenigsten, was Dir ins Auge springt, wenn Du die wiener Ecken musterst, so wenig Correctes als Revolutionnaires, aber viel Buntes, und Du wirst Dich auch nicht wundern und mich nicht lügen schelten, wenn Du einmal nur lauter weiße und keinen einzigen farbigen Zettel findest. Es gibt Farben, die man nicht sieht, aber fühlt.

Wie es verschiedene Sitten in der Welt, also auch in Deutschland gibt, warum soll es nicht auch verschiedene Orthographien geben? Gibt es doch kluge Lästerer, die behaupten, daß keine Dame, auch die allerhochgebildetste nicht, auch keine Schriftstellerin, ganz und durchaus richtig orthographisch schreiben könne. Die wiener Straßen- und selbst die Gelehrtenorthographie ist gewiß eine andere als die berliner; aber was man Dir aufbinden will von dem frequenten Gebrauche des X und dergleichen, glaube ja nicht. X ist in Deutschland einmal angenommen als unbekannte Größe, und zugegeben, daß es in Wien mehr unbekannte Größen gibt als bei uns, so stoßen sie uns doch eben so wenig bei jedem Schritte auf, als das ganze A. B. C. dort aus 24 X besteht.

Was kochen wir heute, was morgen? findest Du mit handgroßen Buchstaben an jeder Straßenecke angeschlagen, und gleich darunter grinzt Dich ein entsetzliches Bild an, roth, grün, blaue Gedärme, ein aufgeschnittener menschlicher Leib. Wie paßt das zusammen, fragst Du? Und es paßt vortrefflich.

„Was kochen wir heute, was morgen?" ist näm-

lich der Titel eines vortrefflichen Kochbuchs, welches in Wien so viel Autorität hat als bei uns die Markus Looft's, die Sophie Scheibler's, Louise Werner's, Sametzky's und wie die Wohlthäter und Wohlthäterinnen des Menschengeschlechts heißen, die für dasselbe geschrieben haben. Das Bild drunter ist aber das Titelkupfer eines Werkes über den Magen, der sich Dir hier aufgeschnitten präsentirt, und Du siehst alle seine Verrichtungen, und lernst, wenn Du das Buch kaufst, was Du zu thun hast, Dich mit diesem Freunde in gutem Vernehmen zu erhalten. Und von welcher Wichtigkeit er ist, sagt Dir nicht allein das Gefühl und dies gedruckte Buch, auch von der Bühne herab wird es Dir gepredigt, wenn Du Dich entsinnst, wie das Alter im „Bauer als Millionair" den Alternden mahnt, des Magens zu gedenken, wenn die Jugend Abschied nahm.

Was Strauß und Lanner verspricht, der Feuerwerker im Prater, die musikalischen Wirthe in Döbling, Hitzing, Schönbrunn, links und rechts, nah und fern, von allen kannst Du lesen, wenn Du lesen kannst, was hier zu lesen ist. Aber aus dem „Was kochen wir heute, was mor-

gen", und aus dem aushangenden aufgeschnittenen Magen liesest Du noch viel mehr und viel kürzer ein Resultat heraus.

Es ist sehr schade und wird von allen Patrioten bedauert, daß die alte wiener Sprache mehr und mehr abkommt. Nicht im Gespräch, denn hier lebt sie noch in aller ihrer lieblichen Gemüthlichkeit, aber auf den Küchenzetteln. Erinnere man sich doch an die classischen Papierstreifen, die frühere Reisende aus den wiener Restaurationen wie unschätzbare Seltenheiten mitbrachten, worauf hunderte von Namen standen, von denen weder Adelung noch Campe nur eine Ahnung gehabt, und von einem so seltsamen Klange und einer so magyarischen Orthographie, daß ein Norddeutscher in eben die Verlegenheit kam, sollte er danach fodern, als jener unser Landsmann in Paris, der unkundig des Französischen, auf Verry's Karte ein Gericht nach dem andern heraustippte und immer eine Suppenart nach der andern erhielt. — Man will in den Restaurationen jetzt vornehm, hochdeutsch werden, und cultivirt die alten Namen. Die alte naive Unschuld ist weg, aber mit dem Hochdeutsch „thut's halt noch nicht."

---

14. Die wiener Küche.

Zu Friedrich Schlegel, als er noch lebte, und zwar in Wien, kam Jemand und fand den Dichter, Kritiker und Philosophen in Hemdsärmeln am Küchentisch, eine weiße Schürze um den Leib, ein Messer in der Hand, mit dem er ungemein geschickt die in der andern befindliche Bohne schnitt, wie man Bohnen schneidet. Der Freund aus dem Norden wollte betroffen zurück, aber Schlegel bat ihn zu bleiben und entschuldigte sich mit der pressanten Zeit.

„Sie haben doch aber eine Köchin," konnte sich der Freund nicht enthalten zu sagen, „und zwar eine sehr gute, wie wir neulich erfuhren."

„Allerdings Theuerster," erwiederte Schlegel, indem er eine neue Bohne mit dem Finger kappte, „aber Sie wissen nicht, wie wenig man ihnen hier in der Stadt trauen kann. Ich mag es ihr tausendmal sagen und einschärfen, aber glauben

Sie, daß die Person die Fäden ordentlich abzieht, ehe sie schneidet? Da ich nun aus langer Erfahrung mich überzeugt, daß man von keiner Person, die um Lohn dient, das erlangen kann, was bleibt übrig, wenn ich keine Bohnen mit Fasern essen mag, als mich selbst an die Arbeit zu machen?“

Friedrich Schlegel's Handlungsweise war hierin vermuthlich so für sich allein, wie Vieles, was er in seinem Leben gethan. Ich habe nicht in Erfahrung gebracht, daß die wiener Gutesser, ob sie katholisch von Geburt, oder erst geworden, sich selbst ihre Bohnen schneiden. Man überläßt das und jedes andere Schneiden, das dahin gehört, den Köchinnen, in die der Wiener das Vertrauen setzt, sie werden nicht mehr und nicht weniger schneiden, als rechtschaffenen Köchinnen die Observanz erlaubt. Aus Meißl's Fee aus Frankreich weiß man ja, wie gewissenhaft die Haushälterin des Hagestolzen ihre Schwenzelpfennige berechnet, daß sie sich nicht einmal entschließen kann, gegen ein fixis Abstandsquantum ihnen zu entsagen!

Die ganze wiener Küche, wie sie ist, wie sie war und ihre Aussichten in die Zukunft zu schil-

dern, wie reicht ein Capitel aus, wie faßte man alle diese Bilder in ein Bild! Sie zu ergründen, nur sie zu kennen, dazu gehörte ein halbes Leben, sie zu beschreiben wenigstens ein ganzes Buch. Wohl wichtig, ehe es geschrieben würde, wäre die Frage, ob der Einheimische, ob der Fremde mehr berufen scheint: der Einheimische der sie kennt, dem sie aber—er kann nicht vergleichen—zur andern Natur wurde; der Fremde, dem in der Menge des Ueberraschenden und Neuen der sichere Standpunkt abgeht; jenem ist gar nichts merkwürdig, diesem Alles; jenem fehlt die Würze, welche jeder Wechsel mit sich führt, er ist abgestumpft; diesem könnte Alles pikant scheinen, eben weil er nicht einsieht, daß es natürliche Combinationen nach gewissen, bestimmten Gesetzen sind, daß nach diesen schmacklichen Prämissen der zur Erscheinung kommende Geschmack nichts als ein organisches Resultat ist.

Möge diese Aufgabe der Zukunft überlassen bleiben, vielleicht einem Fremden, den langjähriger Aufenthalt zu einem Freunde der wiener Sitte, aber noch nicht zu einem Wiener gemacht. Ihm liegt es ob, erst zu ergründen und dann deutlich zu machen, ob die wiener Küche etwas so in sich

selbst Dastehendes, aus sich heraus gebornes organisch Vollendetes ist, als ältere Annahmen andeuten wollen, oder ob, wie man in Wien selbst hört, französische Art und französische Principien auch hier, unmerklich freilich, aber um desto gefährlicher eingewirkt und die eigenthümlich vaterländische Herausbildung gehemmt, gestört haben. Angenommen, daß dieser Einfluß da ist, dessen Schuld der Diplomatie mehr beizumessen wäre als den kriegerischen Combinationen, welche zweimal französische Heere nach Wien führten, so wäre ans Licht zu stellen, wie weit er eingriff, wo er half, förderte, Geburten weckte, die bis da embryonisch in bewußtloser Ahnung schlummerten, und wo er eigne Anstrengung vernichtete, zurückschlug. Nur dieser historische Weg würde aufs Richtige führen, während der andere empirische nach dem Geschmack ins Meer voriger Unsicherheit zurück leitete. Wenn der Berliner sagt: „Mit der wiener Küche ist auch nicht so viel los, als man davon macht," was ist damit gesagt? Paralysirt es sich nicht mit der andern Redensart: „Man ißt in Berlin eben so gut oder besser jetzt als in Wien." Was heißt besser und was berliner Küche? Ist das ein

Urbegriff auf den das Seiende sich zurückführen läßt, oder nicht vielmehr auch ein Gemisch von von Fremdartigem, von Russisch, Französisch, Englischem?

Und wie weit sind wir gerade darin noch zurück, nämlich in der historischen Verfolgung. Rumohr hat Lichtblicke in die Küchen der verschiedenen Nationen geworfen; aber dies Licht kam nur aus seinem subjectiven Genius, nicht aus einer vollkommenen geschichtlichen Klarheit; denn wenn er gleich weiß, wie die Römer geschmort und die Spanier gebacken, hat er um deshalb ergründet die ungeheuere Veraderung der heutigen europäischen Küche? Gar nicht. Hier ließen sich Ahnentafeln der Gerichte aufstellen. Aber hat man auch nur die scheinbar so einfache des Beefsteaks bis jetzt?

Ich sage, und das ist mein einziges Resultat von allgemeinerer Bedeutung, daß in der wiener Küche neben dem unbewußt oder mit Bewußtsein eingeschlichenen Fremden sich noch viel Eigenthümliches, ja mehr als in irgend einer Nation erhalten hat. Manches ist aus Italien gekommen — wer wollte den Werth der Macaroni verkennen,

wer nicht einräumen, daß die Mehlspeiscultur, wenn wir sie überall den Welschen verdanken, etwas Dankenswerthes ist — es kommt aber nur darauf an, wie wir das Ueberkommene benutzt haben, und darauf kommen wir später zurück. — Einiges kam auch aus der Türkei; die Behandlung des Zuckergebäcks, die Anwendung des Honigs; warum wollte, warum sollte der Wiener es leugnen, daß er hier viel die Ansichten der ottomanischen, der magyarischen und slawonischen Stämme benutzt hat.

Freilich ist es noch in tiefes Dunkel gehüllt, woher eigentlich die Klöße stammen; indessen wäre es mehr als deutsche Bescheidenheit, ableugnen zu wollen, daß sie den Germanen ursprünglich angehören. Tacitus erwähnt nichts ausdrücklich davon, auch Plinius in seinen Notizen aus älteren Reisebeschreibern, welche Deutschland kennen gelernt, beläßt dies in voriger Ungewißheit; wer indessen den großen, ernsten Römer mit feinem Sinne liest, wird vielleicht deutlicher, als wir es niederzuschreiben wagen, aus der Schilderung der germanischen Wachtfeuer an der Weser, wenn er den Dampf sieht, der aus den Kesseln emporbro-

det, fühlen, daß unsere Vorväter Klöße koch-
ten. Was für Klöße, und ob die feinen Römer
daran Geschmack fanden, das steht freilich nicht
im Tacitus; allein es stände schlimm mit unsrer
Philologie, wenn sie aus den Alten nicht mehr
herauslâse, als drin steht. Gewiß waren es nur
Haferklöße. Noch schwieriger, dunkler wird unser
Gebiet, wenn wir uns nach demjenigen Stamm
umsehen, wo sie vorzugsweise, wo sie zuerst berei-
tet wurden, und wir bekennen, daß wir rein im
Lüftemeer der Ahnungen uns schaukeln, wenn wir
sie den semnonischen Stämmen der Longobarden
zuweisen. Etwas Aufgegangenes geht nicht ganz
wieder unter, auch die Klöße blieben, nachdem die
Longobarden längst nach Südwesten sich gewendet,
und die semnonischen Germanen den Slawen Platz
gemacht, im Lande zwischen Oder und Weichsel,
und die Pommern diesseit und jenseit der Oder
vervollkommnen ihre Bildung. Wie sie von ihren
semnonischen Erfindern im Gewühl jener ersten
deutschen Freiheitsaufregung zu den Markomannen
übergegangen — wir finden sie bestimmt und schon
in einiger Ausbildung im Lager des Marbod —
ist erklärlich; wie sie nun auf diesem Wege Eigen-

thum der spätern Oestreicher geworden, hier zu Knödeln (oberschlesisch Kliesla) Strudeln, Hefenklößen, Kolatschen sich condensirt, läßt sich deutlicher nachweisen, als wie sie durch den Umweg der longobardischen Wanderungen, nicht gestört durch den Conflict mit den Gepiden, nach Italien gekommen und hier — vielleicht zu Macaroni sich aufgelöst haben, was, wir bekennen es, aus dem historischen Gebiete in das der vagen Vermuthung hinüberstreift. Aber zu erfreulich war der Gedanke, daß die wiener Küche auch etwas von der germanisch-märkischen ursprünglich bekommen und so doch in einer Verwandschaft mit ihr steht, die wir freilich mehr ahnen als beweisen können.

Räthselhaft möchte es scheinen, wenn man die so oft ins Leben getretene, politische Wechselwirkung Englands und Oestreichs betrachtet, wie eigentlich, man darf es aussprechen, so viel als nichts aus der englischen Küche in die wiener überging. Hier haben keine Allianzen, keine Gesandtschaften eine Verschmelzung zu Stande gebracht, die Natur ist mächtiger als die Politik. Man weiß, wie die Gattin des britischen Gesandten zu Anfang vorigen Jahrhunderts, die berühmte Lady

Montague, in Wien sich bemüht, Englisches und Wienersches zu amalgamiren; aber auch wenn es ihr, was sie so eifrig beabsichtigte, gelungen wäre, die wiener Oefen in London einzubürgern, schwerlich hätte sie wiener Strudel in England gebacken, wie denn umgekehrt auch nicht die leiseste Spur ihres Wirkens für die wiener Küche hier zurückgeblieben. Fast mit historischer Gewißheit läßt sich annehmen, daß bis 1732 noch kein Beefsteak in Wien geröstet worden; Abraham a Sancta Clara würde wenigstens einmal es auf die Kanzel gebracht haben. Nicht übersehen darf dabei jedoch werden, daß die blutig annoch gährenden Kämpfe zwischen Whigs und Torys die englische Küche um jene Zeit noch nicht die Einheit gewinnen ließen, welche sie zu einer siegenden gemacht hätte, gleichwie Frankreich erst Frankreich und seine Küche erst die französische wurde, nachdem Richelieu die Parteien unterdrückt und die aristokratischen Factionen unter seinen großen Cardinalshut gebracht hatte. Mit dem siebenjährigen Kriege hörten alle Relationen zwischen England und Oestreich auf, obschon, merkwürdig genug, die englische Küche um deshalb nicht den mindesten Ein-

fluß auf die preußische ausübte. Langsam erholte sich erst wieder die Verbindung. Aber noch Sir Robert Keith, Gesandter bei Kaiser Joseph II., klagt bitter, daß man ihn ganz außer Acht lasse und kaum vierteljährig Novitäten aus London zusende. Für die englische Küche war damals nichts in Wien zu thun. Wie Castlereagh während des wiener Congresses seine Nationalität vernachlässigte, darüber ist in ganz England, unter Torys und Whigs, nur eine Stimme. Er hat seine Beugung vor fremden Sitten und fremden Küchen durch einen blutigen Tod gebüßt! Mehr ließ sich erwarten von des Fürsten Esterhazy glanzvoller Gesandschaft in London; aber die englische und die wiener Küche können auf gleiche Weise klagen. Der Fürst hält sich französische Köche!

Mit Holland stand die wiener Küche nie in Relationen. Wie auch momentane Combinationen dem Dinge einen andern Anstrich geben; Holland hängt durch seine kräftige Hornviehzucht unzertrennlich mit England zusammen. Strudel und Maccaroni werden hier zu derbem Plumpudding; aber der Nerv beider Küchen ist das Hornvieh, ihre

Aufgabe: seinem Fleische Würze, Frische, Kraft zu erhalten oder zu geben. Es sind Länder, mit von Wasserdünsten, Kohlendampf und Nebel geschwängerter Luft, hier gilt es, Würze zu suchen, wo sie nicht ist. Oestreich ist ein sonnenhelles Land, Alles bildet sich von selbst, und der Genuß ist leicht; man braucht keiner Potenzirung des Nahrungsstoffes.

Ungerecht wäre es und ein Vorurtheil gegen die französische Küche, das Gute ihr abzusprechen, was sie vorzugsweise auf die Wiener geübt hat. Nicht die Delicatessen, welche der wiener Koch dem pariser nachmacht, sind zu rühmen, sie bleiben französisch, wer sie auch zurichtet; aber die Elementargerichte, die, zu Haus überall, doch in jedem Hause verschieden behandelt, verschieden gedeihen, diese sind es, welche den soliden Ruhm eines Kochs, den Ruf einer Küche begründen. Unverkennbar ist nun der französische Einfluß auf die wiener Brühsuppen. Mit geringen Mitteln weiß jede Köchin die verhältnißmäßig beste Fleischbrühe zu erzielen. „Diese Bouillon," sagte Napoleon in Schönbrunn zum Grafen Auersperg, „ist von keinem französischen Koch und doch ganz fran-

zösisch, aber auch wieder nicht französisch, denn ich wollte in ihr alle Eigenthümlichkeiten dieses Landes kosten.“ Aehnlich hatte sich schon früher Zacharias Werner geäußert. — Inwiefern die geschmackvollen Saucen Kinder oder Enkel der in pariser Küchen erfundenen sind, wage ich nicht zu behaupten, wohingegen, was Andere aufgestellt, ich dreist bestreite: daß die Art, wie das Geflügel bereitet wird, von den Franzosen erlernt sei. Dies ist falsch. Nicht allein die gebackenen Hähnel sind ursprüngliche Erfindung Unteröstreichs, sondern auch die ursprüngliche Behandlungsart allen Geflügels trägt unverkennbare Spuren eignen Nachdenkens, eigner Erfahrung. Schmackhaft und zart sind hier die Losungsworte, obschon der nordländische Geschmack sich wenig mit der Art verträgt, blutjunge Gänse mehr zu kochen und zu schmoren als zu braten; es streitet mit unserm Begriff von einer echten Gans.

Mit Spanien und Aegypten wüßte ich keine küchliche Verwandschaft. Die Vorstellung einer olla potrida ist der wiener Küche fremd; ob die valencianische spröde Reiszukochung hier gebilligt wird, fand ich keine Gelegenheit zu beobach-

ten*) Der ris à la Malte steht nicht mehr als etwas Fremdes da. Mit Rußland, wie gesagt, keine andere Annäherung, als in der Doctrin vom Honig. Caviar ist unverhältnißmäßig weniger in Wien Bedürfniß als in Berlin.

Fassen wir die Erfahrungen, die sich uns in den ersten Wochen darthun, die wiener Küche, wie sie ist, charakterisirend, in wenige Sätze zusammen:

1. Es wird wenig oder gar nicht gepfeffert. Das Land ist wohlhäbig und noch dem Naturzustande nahe. Die Sinne sind noch nicht verwöhnt, abgestumpft, es braucht nicht der Salze, des Pfeffers, der Gewürze, um einen pikanten Geschmack hervorzubringen, weil noch Alles schmeckt in seinem natürlichen Zustande. Dies ist der erste, der

*) Sie wird gebilligt; doch vergißt man den Ursprung, und wie so manches Calderon'sche Stück in Deutschland erst durch eine italienische Umarbeitung bekannt wurde, dem Spanier die Ehre entziehend, die ihm als Erfinder gebührt, so meint man auch, man koche den Reis italienisch, indem man ihm die Körnerkraft und die Selbständigkeit erhält, und sorgt nicht, daß es der Valencianer war, von dem diese Theorie nach Italien überging!

Grundsatz, der Grundstein, auf dem sich das ganze wiener Küchengebäude regelrecht erhebt. Alle folgende Sätze sind nur Schlüsse.

2. Nicht durch fremdartige Zuthaten, aus dem Safte heraus, aus dem innern Marke sucht die wiener Küche dem Gerichte seine Würze zu schaffen. Nichts ohne Ausnahme. Aber Cayenne liegt fern von Wien.

3. Die Cultur des Geräucherten und Gepökelten ist hier noch in ihrer Kindheit, oder eine verkannte Fremde. Nichts von Spickgänsen, kaum dringt eine Kunde durch von echtem geräuchertem Schinken. Die hiesigen taugen, ähnlich denen aller Südländer, nur zum kochen. Westfalen und Pommern fehlen hier auf den Landkarten. Auch den Würsten mangelt die Schärfe, welche unserm Gaumen so unentbehrlich scheint wie das X dem Namen. Möchte doch um deshalb die böhmische Wirthin, die mit dem Deutschen nicht recht fertig wurde, den Würsten jenen Consonanten entziehen, wo dann freilich die Würste wie Wiste säuselten.

4. Ausgesprochen muß es werden: die wiener Küche versteht nicht mit dem Rindfleisch umzugehen. Stark ausgekocht zur Bouillon kommt

es in jeder echt bürgerlichen Haushaltung auch bei Mittagsessen, die wir Gelage nennen würden, nach der Sauce auf den Tisch. Das wäre zu billigen; es ist sein ehrbares Hauskleid. Wo aber ist sein Ausgeh-, sein Bratenrock? Beefsteak gibt es nicht, weder jene erste, auch dem schlichten Sinne zusprechende Sorte auf dem Rost, noch die in ihrer höchsten Vervollkommnung — wo es dem Laien roh scheint — nur von der höchst gebildeten Zunge zu würdigende, durch Dampf und Schweiß bereitete. Das, was unter dem Namen bei einigen Restaurateuren vorkommt, ist nicht besser als das pariser, welches häufig einer aufgerösteten Schuhsohle vergleichbar wäre. Schmorbraten, Rinderbraten, das würzige Rostbeef, hie und da in den Küchen der Reichen und Gereisten magst Du nach Anklängen suchen, an öffentlichen Tafeln vergebens. Unschmackhaft in Fett geröstete, zuvor gehackte Scheiben unter dem Namen Rostbrätl sollen Dir alles das ersetzen.

5. Weit besser die Cultur des Kalbfleisches. Seltener der würzige Braten als allerhand Röstungen, von denen die berühmten Naturschnitzel unter geschickten Händen zu einer Delicatesse wer-

den. Vom Kalbfleisch ist der Uebergang zum Geflügel nicht weit. Von Fröschen hörte ich nichts. Es liegt in dem oben angeführten Princip, daß der Wiener die junge gedämpfte Gans der alten gebratenen vorzieht. Ueber Principien sollst Du nicht streiten.

6. Die wiener „Speis" versöhnt Dich wieder, wenn Du ein Feind der Mehlspeise geworden, mit derselben; oder warst Du nie ihr Freund, weil Du meintest, sie belästige, erschlaffe den Magen, so wirst Du es hier. Dies ist die Kraft der wiener Köchinnen. Nicht französische Schaumgebäude liefern sie voll Süßigkeit, pikantem Reiz und doch im Grunde schal; es ist ein echter, compacter und doch lockerer Bau, würzig, schmackhaft und nahrhaft. Nicht ängstlich braucht die Köchin den Moment abzuwarten, wo die vorige Schüssel abgetragen wird, daß ihr Kunstwerk nicht einfalle durch eine Minute Stehen. Die wiener Mehlspeis ist darüber hinaus; in sich trägt sie ihre Stärke, ihr Werth hebt sie. Nicht aus Eiweisschaum und Zucker, in täuschenden Formen und Farben ward sie aufgetrieben; Mehl ist ihr Element, aber nicht lässig geknetetes, sondern so lo-

cker und kräftig und fleißig durcharbeitetes wie der Stein an einer gothischen Thurmspitze. Luft ist überall durchgedrungen, und doch ist der Bau fest, er steht ohne Randschüssel. Gespickt mit freudig aufgegangenen Rosinen, die gesunde, nicht aufgeschwemmte, vielmehr stark „knusprige" Rinde mit körnigem Zucker überstreut und von einer kräftigen Sauce getränkt, erblickst Du vor Dir wieder eine echt deutsche Mehlspeise und wünschest, ihre würzige gesunde Nahrhaftigkeit verspürend, daß sie, zu uns herüberkommend, all die hohlen, schalen, nichts bedeutenden und nach nichts schmeckenden, auf geschwemmten Citronen- oder Chocolade-Eierspeisen-auf ewig über den Rhein zurückjage, von wo sie hergekommen. Nicht aber sei damit gesagt, daß nicht auch die wiener Speis noch besser werden kann, denn für rastloses Fortstreben ist kein Ziel.

---

15. Der Wein.

Der selige Seume machte einmal auf seinem großen Spaziergange nach Syrakus auch einen kleinen auf den Bastionen von Wien. Er wollte meditiren, und da er keinen andern Gegenstand fand, meditirte er über den Namen der Stadt. Wien heißt lateinisch Vindobona. Es gibt Gründe, anzunehmen, daß der deutsche eben wie der lateinische Name von den wendischen Völkerstämmen herrührt, welche in grauer Vorzeit diese östlichen Marken der germanischen Lande einnahmen, und diese Gründe sind so stark, ja so augenfällig, daß auch Seume, wenn er nicht gerade in Verlegenheit gewesen wäre, woran er denken sollte, sich nicht die Mühe gegeben hätte, etwas zu überdenken, was schon längst vor ihm über-, durch- und ausgedacht war. Aber Seume wollte etwas Apartes denken und zugleich an Wien, und darum erdachte er, daß der Name Vindobona oder Vindobonum aus

dem Lateinischen stamme; die Römer hätten Wien genannt ein oppidum, quod vinum dat bonum, eine Stadt, die guten Wein gibt, und Die nach den Römern kamen, hatten das so (vielleicht weil sie sich geschämt) in Vin-do-bonum zusammengezogen. Der Gedanke amusirte den berühmten Spaziergänger dermaßen, daß er seine Schritte verdoppelte und ein paar Mal die Stadt, welche guten Wein gibt, umkreiste. Als ihn die Motion durstig gemacht, sprach er in einer Schenkstube ein. Hier nun wurde ihm bei einem Seidel Wein die Kritik ad hominem in die Hand, oder vielmehr auf die Zunge gegeben, daß seine ganze Hypothese grundfalsch sei, oder die alten Römer schon, was man nicht von ihnen wußte, gewaltige Ironiker waren.

Es gibt Patrioten, welche den einheimischen allen fremden Weinen vorziehen, und es gibt Fremde, welche, lange in Wien, sich so daran gewöhnt haben, daß sie ihn mit derselben Lust trinken, wie jene stolzen Mecklenburger, nämlich Pferde, zum großen Verdruß ihrer behelmten Kürassierritter sich in der neuen Garnison an die zahlreichen Esel der Ackerbürger gewöhnten, dergestalt, daß der honor

naturalis dieser edelsten Thiere vollkommen in der Länge der Zeit verschwand und Pferd und Esel sich freundlich anwieherten. Wenn man der Sache auf den Grund geht, haben die Pferde eben so klug gehandelt als hier die Menschen. Ohne diese Ueberwindung wäre es dort auf den Gassen zu mancher unangenehmen Collision gekommen, und hier, wo keine möglich, wäre man gezwungen zu dursten, wenn man nicht einheimischen Wein trinken wollte, denn außer dem ungarischen ist aller fremde durch den Impost so gut wie verboten. Ein Weinkenner möchte überdies, auch wenn er seine Börse nicht zu schonen hat, seine Zunge schonen wollen, da von jener Auswahl französischer und Rheinweine, welche bei uns die Lust so vieler Kellerfreunde, hier nicht die Rede ist. — Durch den Vergleich zwischen Pferd und Esel sei übrigens kein unauslöschlicher Makel auf den östreichischen Landwein gedrückt, von dem manche Sorte mit Maria Stuart sagen kann:

Ich bin besser als mein Ruf.

Ruf im Lande selbst haben die Gebirgsweine, die auch etwas höher im Preise stehen; aber man

kann nicht von ihnen sagen, daß sie weit her sind, denn schon die Gebirge, welche man von den Basteien Wiens aus erblickt, liegen weit über das gemeinte Gebirgsland hinaus und liefern, zum Beispiel die gräzer, einen Landwein, welcher dem Oestreicher noch nicht gleich kommt. Die gemeinten Weingebirge sind die Höhen dicht um Wien, die Weingärten, Weinberge der Stadt — ein Argument dafür, daß Wien selbst eine Gebirgsstadt ist — und die berühmtesten und ergiebigsten Striche sind die um Grinzingen, Gumpoldskirchen Nußdorf und Klosterneuenburg, von denen die besten Weine den Namen führen. Aber man ist sehr freigebig mit diesen Namen, und noch liberaler tauft man einzelne Sorten, jedoch ohne alle fraudulose Absicht, zu Markebrunner, Liebfrauenmilch, Johannisberger. Es ist das alte östreichische System, dem sein liberalster Monarch huldigte: Oestreich soll glücklich und vollkommen sein in sich und durch sich. Also wie es keine fremden Drucke und Zeuche einläßt, braucht es auch keine fremden Weine. Aber entbehren soll sie der Bürger nicht, und darum druckt man fremde Bücher und preßt ausländische Weine nach. Auch

gibt es einen Jesuiter, der fast noch anmuthiger über die Zunge fließt als die genannten Sorten.

Es wird nun von Kennern behauptet daß, wenn mehr Pflege und Aufmerksamkeit dem Weinbau gewidmet würde, auch der östreichische Wein eine Güte erringen könnte, zu der Boden und Klima berechtigen. Er ist nicht ohne Feuer und Kraft, und die Säuere ließe schon bei sorgsamerer Bereitung sich überwinden, wie man es zum Beispiel bei dem sogenannten gerebelten Grinzinger, einem aus reifen Trauben ausgeflossenen Getränk, erreicht hat. Aber einestheils erschweren die Mauthgesetze die Einfuhr fremder Reben, andererseits ist beim Oestreicher noch nicht das Bedürfniß nach einem bessern Getränk erwacht. Unsere Väter tranken den Wein und unsere Großväter auch und waren dabei froh, und uns schmeckt er auch; weshalb sollen wir uns nun mehr Mühe geben, wenn wir nicht wissen, wozu, denn wir wissen, was wir haben, und wissen nicht, was wir bekommen. Der betriebsame Böhme würde vielleicht anders reflectiren, wie er denn seine Weine von Melnik und Czernosek auf eine Art

cultivirt, daß die bessern Sorten beider Weinarten mit deutschen und französischen Weinen den Vergleich aushalten.

Aber werden nicht die wiener Weine ins ganze Unter- und Oberland versandt, gehen sie nicht bis Salzburg und Tirol, und stehen nicht die Gumpoldskirchner und Grinzinger dort auf den Weinkarten wie bei uns Burgunder und Champagner! Der Wiener muß glauben, daß sie ausgezeichnet sind, und wenn er den Fremden, der erst darüber spöttelte, zuletzt sieht, wie er dem ersten ein zweites Seidel folgen läßt und nicht mehr mit Wasser mischt, was doch der Oestreicher selbst thut, so ist das kein Mittel, seinen patriotischen Glauben wankend zu machen.

Schlecht oder gut, es ist Wein und Oestreich ein Weinland. Was das bedeuten will, weiß Niemand, der den Wein nur trinken sah in Weinhäusern und Kellern, der ihn nur kennt als einen Schatz der Reichen, nicht als ein Gemeingut, an dem der Bettler selbst für seine erbettelten Kreuzer Theil hat. Es ist ein anderer Anblick, als in unsern Schenken und Krügen die Branntweingläser auf den unreinen Tischen, der klare Wein in net-

ten Kannen und zierlichen Flaschen und Gläsern auf rein gescheuerten Tischplatten. Der Wein sucht die Luft; wo es heiter ist siehst Du die Trinker vorm Thore unter der Linde sitzen, während Du nie bemerkt haben wirst, daß der Schnapssäufer den freien Himmel sucht; er drängt sich zwischen Wand und Tisch in die unfreundliche Stube, der besudelte Boden, der triefende Tisch, der Fliegenschwarm sind ihm willkommen. Jede Weinlaune ist angenehmer als die Branntweinlust; aber Du siehst in Weinländern unverhältnißmäßig weniger Trunkene. Sind diese weinumrankten Thorlauben mit zechenden Gesellen nicht der unerschöpfliche Stoff der Genremaler, wenn sie freundliche Auftritte schildern wollen? Ob der Wein feurig oder schwach, ob sauer ob süß, hier ist es gleich, es hat jeder daran Theil. Würde doch auch über das Gewächs am Rheine, das der Schiffsknecht trinkt und der Kärrner, der Rheinweinfreund an unsern Tafeln ein saueres Gesicht ziehen, so sauer als der Sechskreuzertrank selbst; aber es bleibt immer Wein. So wohlfeil ist der östreichische, daß von dem sogenannten Guldener (das heißt, das Maß kommt einen Gulden Schein),

der Sorte, welche in Wien freilich die letzte in den Restaurationen, dafür auf dem Lande schon eine Rarität ist, das Seidel — ein kleiner Schoppen — etwa zwei Silbergroschen kostet! In dem Verhältniß zu den geringern Landsorten hinabsteigend, darf man doch wirklich annehmen, daß keinem noch so Armen der Segen des Weins ganz verschlossen ist. Auch sauer wirkt er wohlthätig auf das Blut; den dumpfstumpfen Ausdruck im Auge des nüchtern gewordenen Branntweintrinkers bemerkst Du nirgend, wenn auch nicht überall die gemüthvolle Freudigkeit, die man umgekehrt als Essentiale den Weinländern aufredet. Aber das ganze Land ist heiter, wo Wein gedeiht. Es versteht sich von selbst, denn die Sonne muß Zutritt haben, es gibt da Hügel und Thäler, sanfte Abhänge, die düstern Wälder sind verschwunden und saubere Wirthschaften sind die Beigaben der Winzerei.

So sieht Oestreich aus; mit dem ersten Schritt aus Mähren hast Du gesehen, daß Du in ein Weinland trittst, und Du siehst nicht gleich, daß die Frucht sauer ist, und wenn Du lange gekostet hast, schmeckst Du es sogar nicht mehr. Hat man doch in der Kaiserstadt selbst das alterthüm-

liche Landeszeichen beibehalten. Tannenreiser stecken über Fenster und Thür, wo der Saft der Rebe geschenkt wird.

Viel ließe sich noch über den Ungarwein in Wien sagen, aber nicht viel Gutes. Beim Einheimischen steht er nicht in dem Credit wie in unsern nördlichen Ländern. Den gewöhnlichen Tischwein aus dem Nachbarlande, der wenig von der Würze des zu uns kommenden Ungars hat, flieht man als zu hitzig. Die edlern Sorten entbehren für unsere Zunge des würzigen Feuers und sind widerwärtig süß. Der kräftige herbe, der in Schlesien und Polen vorzugsweise gefunden wird, ist selten. Die unterirdischen Schatzkammern der Paläste mögen zwar, gleich wie sie sich aus Bordeaux, Burgund, aus Chios und dem Cap recrutiren, auch die Raritäten Ungarns aufspeichern, aber hier wird nur von Dem, was Jedem zugänglich ist, gesprochen, und wiewol der Name Tokaier so häufig gehört wird, wie bei uns bairisch Bier, möchte der echte doch in Wien verhältnißmäßig so selten sein als in Berlin der echte Bock.

---

16. Bequemes.

Man war, als die Cholera nahte, für Wien sehr besorgt wegen der großen Häuser, in denen eine Unzahl Familien wohnen. Wenn, so lange sie für contagiös galt, die Absperrung in angedrohter Art stattgefunden, so wären viele tausend Individuen um einen Krankheitsfall von der übrigen Bevölkerung isolirt worden. Dies streng durchzuführen grenzte an Unmöglichkeit, und auch ohne den Ausbruch von Volksunwillen hätte sich die Sache von selbst anders gestaltet als auf dem Papier, denn die eiserne Strenge des Verbots läßt in der östreichischen Administration die Möglichkeit bequem nebenbei durch. Leben und Lebenlassen ist im wiener Privatleben wie im öffentlichen Princip, und man meint durch diese Mäuselöcher athme nicht allein das Individuum, sondern auch der Staat. Es fragt sich nur, was besser: dies öffentlich eingestehen und dadurch die Schwäche des

Fundaments, oder: in süßer Täuschung zu schweben, sie alle verstopft zu haben, was doch unmöglich ist, so lange wir aus Materie bauen.

Einige dieser Häuser sind so groß, daß die Bewohnerschaft über mehre tausend Köpfe zählt. Die Höfe sind wieder Straßen geworden und die Stiegen darin numerirt. Von einer Gemeinschaft ist dabei indeß so wenig die Rede als von einer Gemeine, die ihre Gesammtrechte, Regierung und Vertreter hätte. Es kümmert sich Niemand um den Andern. Einige dieser kolossalen Inselgebäude gehörten ursprünglich frommen Stiftungen, z. B. einem Bürgerhospital, und die Wohnungen darin werden öffentlich versteigert und dem Meistbietenden zugeschlagen. Wenn die Einnahme daraus den armen und kranken Bürgern noch jetzt ganz zuflösse, was ich nicht weiß, so, meine ich, müßte es kein unbehaglicher Posten sein, ein armer, kranker wiener Bürger zu sein. Die magistratliche Stadtadministration ist, so viel ich erfahren, noch die altgermanische, in der bekanntlich keine Bürgerwahl stattfand, sondern ein wohlweiser Rath sich selbst ergänzte aus wohlweisen Vettern und Gevattern.

Kleine Häuser sind überhaupt selten in Wien. Mit seinen vielen Stockwerken könnte jedes einzelne eine Communio bilden; in keiner Stadt herrscht aber vielleicht darin ein so großstädtischer Sinn. Es wohnt Jemand Jahre und Jahrzehnde in einem Hause und bekümmert sich nicht, wem er auf den Kopf tritt, und wer ihm. So wußten zwei junge Grafen, die jahraus jahrein dieselbe Beletage im Winter bewohnt, nichts davon, daß Beethoven zwei Stock über ihren Köpfen für die Nachwelt schuf. Von Castelli wird zwar umgekehrt erzählt, daß er in eine Wohnung blos darum zog, weil im Erdgeschoß schon ein Schuster Castelli gewohnt, und einem Flickschneider Castelli habe er einen jährigen Miethzins geschenkt, um unters Dach zu ziehen, damit die drei Castelli's in einem Hause zu ergötzlichen Quiproquo's Anlaß gäben.

Dafür, daß kein Miether den andern kennt — und viele dieser Miether sind wieder Zimmerherren, welche Aftermiether haben — ist Jemand im Hause, der sie alle kennen muß, und manches von ihren Geheimnissen — der Hausmeister. Eine bescheidene höfliche Person, mit der es aber doch gut ist in friedlichem Verhältniß zu leben, er

könnte Dich sonst in der Nacht unter Sturm und Regen lange klingeln lassen, indem er der einzige im Hause ist, der einen Hausschlüssel hat. Die Wiener rühmen es als eine große Bequemlichkeit, daß man nie einen Schlüssel mitzunehmen braucht; das mag sein, ich finde aber die Unbequemlichkeit einen Hausschlüssel einzustecken nicht größer, als die des armen Hausmeisters, der zu jeder Zeit vor und nach Mitternacht aus dem Bette muß, oft über den Hof, um jeden verspäteten Gast und Inwohner aus- und einzulassen. Kommt hinzu, daß Hausmeister und Gattin und Familie auch Menschen sind, also im süßen Schlaf selbst ein heftiges Klingeln überhören, und der Himmel in Wien schneit, hagelt und regnet wie bei uns, so will mir die berliner Sitte, die Jedermann für mündig erklärt, einen Hausschlüssel bei sich zu führen, und den Nachtwächter für Alle, bequemer scheinen. Vielleicht wenn Oestreich eine Constitution, daß auch jeder Miether einen Hausschlüssel erhält; bis jetzt wäre das nicht möglich und überdem eine Verletzung der Hausmeisterrechte, da für jedes Aufschließen ein leichter Groschen entrichtet wird, aus dem die Großmuth einen schweren macht. Außer-

dem nimmt dieser wichtige Mann Briefe und Bestellungen in Empfang und steckt Dir ein Licht an, wann Du in der Nacht kommst, denn die Hauslampe brennt in Oestreich nur bis zehn Uhr.

Daraus schließe nicht auf sonstige Mängel. Alle Häuser, die ich betrat, geräumig, winkelrecht, in sicherm, würdigem Styl erbaut, luftig, wie es die Beschränkung erlaubt, welche den Hofraum fast ganz verbietet. Sie haben breite, wohlgefügte steinerne Treppen, so daß die Feuersgefahr nicht bedeutend ist; auch hört man selten von einem Brande. Die Steine zu den Treppen und Pflastersteinen kommen von den Brüchen an der Donau auf nächstem und bequemstem Wege, wie denn alles aufs bequemste gefügt ist. Zwar findet man in Wien nicht die berühmten cabinets d'aisance von Paris, dagegen sind die in den Häusern bequemer, und mit welchen Worten, ohne anzustoßen, gedenke ich der auch bequemen Einrichtungen, welche an jedem Winkel die Reinlichkeitspolizei für die Fußgänger in Stein ausgehauen hat? Statt des naturwidrigen: Il est defendu — — sieht man hier symbolische Einladungskarten, in Stein ausgemeißelte Fußplatten, daß Du

Dich darauf stellen sollst. Das große Paris hat doch nur einen einzigen japanischen Tempel, den es allein der Sorgfalt Ludwig Philipp's verdankt, und zwar als er noch nicht König war!

In Wien war das erste Kaffeehaus — entweder von einem Griechen oder einem polnischen Edelmann errichtet, der für eine gute That das kaiserliche Privilegium dafür erhielt. Dies Privilegium haben zwar seitdem Mehre erhalten, aber die wiener Kaffeehäuser sind doch noch immer die ersten in der christlichen Welt. Wenn auch nicht so viel Glanz wie in den parisern, so ist destomehr Bequemlichkeit hier zu finden. Während sie in Norddeutschland im Allgemeinen nur für Fremde und wohlhabende Müßiggänger bestimmt, auch in der Regel noch mit andern Gewerbszweigen, als Restaurationen, Conditoreien, verbunden sind, um sich zu halten, gehören sie hier zum täglichen Leben. Aus den Wirthshäusern geht man dahin, um zu frühstücken, aus dem Familienkreise, um die allgemeine Zeitung zu lesen. Sonst ist nichts damit verbunden als Billard und Eis, welches, in Wien Gefrornes genannt, fast zu jeder Zeit und in jedem Kaffeehause vortrefflich bereitet wird. Die

Lust dafür unter den wiener Schönen ist bekannt. Man schreibt der ungezügelten Begier für diese Leckerei das erste rasche Umsichgreifen der Cholera zu.

Alles ist bequem und angenehm in Wien, denn von oben und unten wird dafür gesorgt, es soll Allen so wohl gefallen, daß sich Niemand hinaussehne; nur etwas ist unbequem — die langen Besuche. Die praktische Geschäftigkeit, Vieles zusammen abzuthun, scheint auch im socialen Leben hier fremd. Man will ausgenießen. Es mag ehrbar sein, aber wir nennen es unbequem.

---

17. Was nicht passt.

Es paßt Vieles in Wien nicht zusammen, zum Exempel die Vorstellung, die Du mitbringst, mit der Wirklichkeit, die Du findest. Du hast Dich gefürchtet vor manchen Dingen, die Dir im Ausland schlimm geschildert sind, und Du siehst, daß es in der Nähe nicht so schlimm ist. Du hast Manches Dir umgekehrt sehr schön gedacht, zum Beispiel die schöne Wienerin beim Stock am Eisen, und wenn Du herantrittst, siehst Du, daß es nur eine geschminkte Wachsfigur ist. Du hast gedacht, nach alten, alten Erzählungen, eine Polizeiperson folge Dir auf Tritt und Schritt, und so oft Du Dich auch umkehrst, Du siehst sie nicht. Du hast gedacht, die gebratenen Tauben flögen Dir in den Mund, aber Du mußt in die Restauration gehen und sie erst bestellen und oft noch warten. Manche haben gedacht, es lebe sich umsonst in Wien, und sie sagen Dir auf der

Fremdenstube, die Ducaten, die Du mitbringst wären nicht einmal genug, Du müßtest noch ein Creditiv haben. Du hast gedacht, alle Wienerinnen wären reizend — nun das mag wahr sein, ich will mich nicht gegen die schönen Wienerinnen versündigen. Du hast geglaubt, man dürfe kein freies Wort denken, und Du hörst den Marquis Posa in der alten Burg sogar laut rufen: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" und das ganze Parterre jauchzt und klatscht, und Dein Nachbar lächelt Dich an: es sei gar nichts Besonderes dabei, da Jeder hier denken könne, was er will. Du glaubtest, alle Bücher wären hier verboten, und grade die verbotenen kriegst Du am besten zu lesen. Du hattest vielleicht geglaubt, hier sei Alles dumpf katho—

Doch wozu aufzählen Alles, was Du denken konntest und anders ist. Der Mensch kann ungeheuer viel denken, aber nach Wien reist man nicht darum. In Wien soll man sich des Lebens freuen.

Es passirt nicht hier allein, auch in Berlin, London und Paris, daß Du was Anderes Dir vorgestellt, und was Anderes findest. Es soll vor-

kommen bis ans Cap der guten Hoffnung; ja im ganzen Leben, wie Die versichern, die mit Silberhaaren am Grabesrande stehen; warum nicht auch in Oestreich?

Die große Aufgabe der Regierung ist, Das, was von Natur nicht zusammenpaßt, doch zusammen zu passen. Dafür paßt man in Oestreich auf so Manches, was bei uns zum täglichen Brot gehört, zum Beispiel auf fremden Tabak, fremde Industrie, ausländischen Wein, ausländischen Spiritus.

Und ist das Passen so schwer, wenn damit erkauft wird, daß der Böhme, Mähre und Ungar, der Pole, Serbe, Wallache und Illyrier, der Lombarde, Kärnther, Krainer und Tiroler, die noch weniger zu einander passen, als der Salzburger zum Oestreicher, doch zusammen passen!

Wenn Jeder in der Welt gradaus ginge, Niemand ausböge, Niemand sich schicken wollte, so würde Alles so wenig zusammenpassen als Holland und Belgien, und es wäre in der Welt noch verdrießlicher, als es ist, nicht einmal passabel!

Darum schickt sich der Oestreicher, wie es geht. Es ist überall die Zeit der Surrogate; das Echte

ist ungeheuer selten. Er paßt auf Burgunder und Rheinwein, und heißt seinen Gumpoldskirchner Liebfrauenmilch; er paßt auf Varinas — oder auch nicht; und was am Glanz seines inländischen Tuchrockes fehlt, das muß ihm der Schneider durch glänzenden Schnitt ersetzen. Er ist froh dabei, und der Rock paßt.

Nur das Aufpassen! Freilich muß aufgepaßt werden. Muß nicht schon der vernünftige Mensch auf sich selbst aufpassen; und der slowakische Bauer trinkt Dir Dein Faß Brantwein aus, wenn Du nicht aufpassest. Aber zwischen dem slowakischen Leibeigenen und einem gebildeten Deutschen ist eine so ungeheure Stufenleiter. — Wer ein Regulativ erfände, das auf jeden Menschen, nach Herz, Geistesgaben und Bildung paßte, hätte mehr erfunden; als die Kunst, Gold zu machen!

Schlimm, daß es ist, allein es ist —

daß das Halsband, an dem man den Zigeuner fest hält, auch um den edeln Nacken des freien Germanen passen soll, um ihn gelegentlich zu halten. Allein Halsbänder sind nicht die einzigen schlimmen Einrichtungen unserer Staatscultur. Wo es keine Halsbänder gibt, drücken die Schuhe.

Ich kenne ein großes Land, wo man einmal alle Füße in einen Normalschuh zwängen wollte. Das schmerzt, wo der Fuß zu groß ist, mehr als ein enges Halsband. Bei einem Halsband kommt es doch darauf an, welche Hand es regiert. In der eines milden Deutschen, die es so locker läßt, als es geht — ich weiß nicht, ob ich nicht lieber in dem Halsbande gehe, als wenn ein — Tunguse meinen freien Fuß in einen Schuh von der chinesischen Grenze preßt und schnürt und mit dem Kantschu ausholend spricht: „Tanze doch, Du bist ja frei."

Doch ich wollte nicht von Dem reden, was in der Welt nicht zusammenpaßt, sondern in Wien. Ein herrliches Capitel, um Alles zusammenzuwerfen, was den Fremden auffällt. Es ließe sich eine ganze Reisebeschreibung darunter rubriciren. —

Ein Leichenzug! — Ein schwarzer, langer Leichenzug in — munterm Trab durch die Gassen! Paßt das? — Es war keine Ausnahme, kein besonderer Anlaß. Alle Leichenzüge fahren nicht in gemessenem Schritt, sondern mit geschwungenen Peitschen. Und doch paßt es zu Wien. Die Entfernung aus dem Innern bis zu den Kirchhöfen

ist allzugroß, um sie in dem feierlichen Takt zurückzulegen, der anderwärts dem letzten Gange des Todten geziemt. Der Zug würde Stunden dauern. Es ist aber noch ein Grund, warum es paßt. Der Tod paßt nicht nach Wien. Man will nicht daran erinnert sein; darum schnell hinweg mit einem Anblick, der die Lust stören kann. Ehre den Todten, Friede ihrer Asche; aber fort aus der Stadt; es sind so Viele, die leben wollen.

Ich liebe die alten Wahrzeichen an den Häusern. Meine „blaue Marie," meine „sieben Kurfürsten," mein „Bär auf der Orgel," mein „zum polnischen Herrgott" paßten trefflich in meiner alten Vaterstadt Breslau zu ihren Giebelhäusern, düstern Hallen und Schwiebbögen. Die Bilder prägten sich dem Knaben ein, und er wollte lange nachher Häuser mit bloßen Nummerschildern nur für halbe Häuser passiren lassen. Die Schilder hängen auch noch über den Häusern des innern Wien; allein was soll da der große Christoph zu einem so elegant antiken Hause, daß nur ein classischer Herkules sich dahin schickt; und was wollen die sieben Kurfürsten heut in Wien, da selbst

der eine, der noch existirte, vor einer Reihe Jahre Das dort nicht fand, was er suchte.

Die Monumente der Bildhauerkunst aus den Zeiten ihres Verfalls, nämlich als die Peter Visher, Adam Kraft's und Michel Angelo's längst moderten, und noch nicht einmal die geringern Kräfte geboren waren, welche Ludwigs XIV. Prachtschöpfungen mit ihrer mäßigen Phantasie ausschmückten; jene Monumente der Verzerrung, die das Undarstellbare darstellen wollten, in einer geschmacklosen Zeit dem Geschmacke huldigend, sind mir, wo ich sie finde, mehr als widerwärtig. In allen den östreichisch süddeutschen Städten, wo die jesuitischen Tonnenbögen die gothischen Spitzbögen verdrängten, sieht man auf den Marktplätzen Spitzsäulen von so complicirter Gestalt, daß das Auge irrt, will es den Schnörkelzügen folgen. Es sind in Stein gedrechselte Wolken, auf denen Engel, Mütter Gottes und Gott Vater selbst thronend sich erheben oder den Heiligen die Hand reichen, die zu ihnen hinauf sollen. Ich liebe nicht die Trajanssäulen, wo der Heros übermenschlich auf dem glatten Pfeiler steht, der ihn von dem Geschlechte trennt, unter dem wirkend er groß wurde. Der echte Mittler stieg

herab und wurde Mensch; er, auf einer solchen schlanken Säule gedacht, würde eine Blasphemie sein. Aber so Aug' und Sinn beleidigen würde es doch nicht als diese ungeschickten Wolken aus Marmor, auf deren Ecken die Wesen mit Hirtenstäben, goldnen Reifen und Sternen kleben, welche Gegenstände der Andacht sein sollen. Wer dagegen fühlt sich nicht von Ehrfurcht ergriffen vor jedem braunen Heiligenbilde, das der gothische Meißel unter das Strebedach hinstellte. Wie es Dich ernst anschaut aus den verwitterten Steinzügen! Das ist etwas, was ewig gilt. Daß auch die Mode in der Andacht herrschen durfte! In einem Winkel von Kroatien hätte die Dreifaltigkeitssäule, die man nach einer Pest im „Graben" von Wien errichtete, vielleicht gepaßt; in die Hauptpassage des eleganten Wien paßt sie aber nun und nimmer.

In einem der Höfe der kaiserlichen Burg — er öffnet sich nach dem Theater zu — steht Kaiser Joseph, eine edle Reiterstatue. Die Pietät des edeln Neffen setzte sie dem hochherzigen Fürsten, dessen Blut nur zu heiß rann, dessen Herz nur zu warm schlug. Nun steht er einsam, ganz einsam auf

dem einsamsten Platze des volkbewegten Wien. Der Dichter singt von ihm:

Ruhig auf granit'nem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfe keine Krone, nur den selbsterrung'nen Kranz!
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, Du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie Dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel Du erkannt,
Und an Deinem großen Werke bauend fest mit eh'rner Hand.

Ein Despot bist Du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt
Und mit gold'ner Hand ans Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist Du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher blos
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;

Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau
besprengt
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch be-
hängt.

Drum mit Recht gab Dir der Bildner Brust und Stirn'
und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz!
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unver-
stand,
Aber eine Rose gerne säh' ich in der eh'rnen Hand!

All' Dein Ringen nach dem Lichte, all' Dein Thun in
ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose
beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land:
D'rum, o legt ihm weich die Rose in die harte, eh'rne
Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings
Bote nicht?
D'rum im Kampf er ausgedauert, stammt es nicht aus
Morgenlicht?
D'rauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Frei-
heit Pfand?
D'rum die Rose allzugerne säh' ich in der eh'rnen Hand!

Wer kann mehr von ihm sagen? Aber auf den Platz paßt er nicht, so wenig als Friedrich auf eine Trajanssäule, die ihn von seinem Volke isolirte. Da mag ein Alexander, ein Napoleon stehen, die sich selbst genug waren in ihrer einsamen Größe. Ein Friedrich, ein Joseph gehören in die Mitte ihres Volkes. Ich hätte diesen ehernen Joseph ins Gedränge des Grabens gesetzt, da wo die Dreifaltigkeitssäule steht, die an diesem Platze auch einsam steht.

---

18. Der Wald in Wien.

Wo Wien steht, stand ehedem der Wienerwald, ein finstres, ungeheures Dickicht, bewohnt von wilden Thieren, Koboldden, Hexen und Riesen aller Art. Die Cultur lichtete in Oestreich damals wie anderwärts. Der Wienerwald zog sich zurück nach dem Kahlenberg hinauf, dem Leopoldsberg, dem Cobenzl und dem übrigen Bergstrich, welcher heute noch den alten Namen trägt, reich nicht mehr an düstern Waldesschrecken, aber desto reicher an reizenden Aussichten auf das grüne gesegnete Flachland. Die Nixen sprangen in die Donau, die Teufel suchten in der Teufelsmühle bei Mödling ein letztes Asyl, die Riesen und wilden Thiere wurden todtgeschlagen oder nach Ungarn gejagt, und was von Kobolden und Hexen übrigblieb, hat sich so untergebracht im lustigen Wien. Seit dem letzten Säculum hat man wieder in der Leopoldstadt der verkümmerten Reste sich angenommen und einige Donauweibchen und Teufelsmüller zu Ehren gebracht.

Aber wer jetzt durch die lustige prächtige Kaiserstadt wandelt, und suchte er vom Morgen= bis Abendroth, er findet nichts mehr von dem Walde. Blumen gibt es da, wie wir gesehen, sehr viele, sehr schöne dichte Baumgänge, Volks= und andre Gärten. Sie schauen auch beinahe wie ein Wald aus, drüben bei Liechtenstein, hüben bei Esterhazy, Schwarzenberg; aber durch das dichte Laub blickt Dir aus weitester Ferne doch immer die blinkende Schere des Gärtners entgegen, und wenn es auch daran geschrieben stände: „Hier ist ein Wald," es klingt Dir lauter in die Ohren: „Es ist ein Park von Menschenhand."

Grün ist es in Wien, sehr schön grün, wenn kein Staub treibt, und Regen genug fiel. Es läßt sich anmuthig wandeln unter den Alleen des Glacis; und wenn man nicht so geputzt ist, wie man dort sein muß, so läßt es sich ebenso anmuthig lagern auf den grünen Wiesenplanen und froh sein wie nur irgendwo unter der bunten beweglichen Menge, das heißt, wenn man Frohsinn mitbringt. Aber ein Wald ist es auch da nicht.

Ich habe viele alte Städte gesehen, wo es nicht so grün ist, wo kaum ein alter Baum an

der Kirchmauer oder aus einem Hofwinkel vorblickte, und es war mir doch zu Muthe, als wäre ich noch in dem alten Walde, der da stand, wo jetzt Köln steht, Hildesheim, Nürnberg. Die Städte selbst mit ihren engen, hohen düstern Gassen, ihren Schwiebbögen, Hallen, Stechbahnen, ihren Klosterhöfen, Thürmen, Glocken und Mauern waren mir der Wald, und ich hörte es rauschen über meinem Haupte, wie es vor tausend Jahren da gerauscht, und das leichte, bewegliche betriebsame Volk von heute strömte doch auch durch die Gassen.

Nicht so in Wien. Die Gassen der Stadt sind auch noch eng, hoch, winklig, krumm; die Häuser stehen noch auf denselben Fundamenten als in den Tagen des Heinrich von Ofterdingen und des wackern Reimchronikanten; es hat Schwiebbögen, Thürme und Glocken, auch Klosterhöfe, aber es rauscht nicht wie ein alter Wald über dem Haupte des Fremden, und über des Wieners noch viel minder. Er würde Dich auslachen, wenn Du das forderteſt.

Er zeigt Dir, wie die Gassen, troß daß sie eng, doch licht sind, daß Du nicht in die Wolken

schauen sollst, sondern hinunter, wo Fenster bei Fenster, Thür bei Thür aushängen die Schätze, die der Orient hersendet und der Betriebfleiß des Abendlandes ans Licht trägt. Er weist Dich hin auf das bunte, wogende Meer von Köpfen Müßiger und Fleißiger, die Dir kaum erlauben das gedielte wiener Straßenpflaster zu bewundern. Er sagt Dir, Du sollest den netten schwebenden Gang der schönen Frauen, ihre Toilette, ihre blühenden Wangen, ihre glühenden Augen betrachten und Dich nicht darum kümmern, ob das Eckhaus Thürmchen, und der Erker gothische Streibepfeiler hat.

Wien ist wie Paris eine Stadt von heute. Die uralte, feudalistische Grundlage macht hier wie dort nichts aus. Dort gehört dem Reize, hier dem Vergnügen der Augenblick. Wie jeder moralische Zug sich im physischen Leben, selbst im todten Steine ausdrückt, so erkennst Du auf den ersten Blick, wenn Du dies Häusermeer überschaust, daß Wien nicht der Ort ist, den Du Dir vorgestellt. Du hattest gedacht, es sei hier, wo altgermanischer Sinn unter altgermanischem Scepter sich wohl befindet, wo ein patriarchalisches Feudalrecht waltet, und die alte Kirche mächtig ist, wo

Alles zufrieden ist, weil Alles wohl ist, und der Sohn heiter ist, weil der Großvater und Urgroßvater heiter waren. Es ist wol etwas davon da, aber das Etwas zeigt sich nicht; es zeigt sich Dir etwas Anderes — und wo das glänzt, weicht überall das Alterthum, das Du suchst — das Papier! Papierbogen hat der Capitalist in der ehernen Truhe, Papierzettel steckt der Fiaker in seine schmuzige Tasche, und Papierbogen, ungeheuer groß, schweben an den Straßenmauern himmelwärts. Wo Papierblätter so zum Menschen reden, lauter fast als in Berlin, da hast Du weder zu fürchten, noch zu hoffen, daß Du in einen alten Wald trittst, wo die Blätter der Vorwelt Dir bei jedem Tritt ins Ohr rauschen.

Das germanisch-katholische Wesen mit seinen ernsten Formen wich in dem Leopoldinischen Oestreich längst dem italienisch-katholischen. Jenes war hoch und düster, dieses ist breit und gefällig. Loyola's Schüler ließen ihre Kirchen und Collegien nicht wie die düstern Münster und finstern Klöster des Mittelalters bauen. Sie kannten die neue Zeit, die neues Licht wollte, und das Alterthum, von dessen untergegangenem der Laie

schon einen Flimmer gesehen. Die Kathedralen mit den Riesengewölben, den himmelanstrebenden Pfeilern und Spitzbögen des altgermanischen Waldes paßten nicht mehr für das Jahrhundert, wo die Wälder ausgerottet wurden. Helle breite Hallen mit breiten Fenstern und gefälligem Zierrath traten an die Stelle der gothischen. Der Sinn sollte sich nicht mehr abmühen, den himmelstrebenden Gedanken der alten Baumeister zu folgen. Das Crucifix und die Heiligen wurden bequemer herabgerückt, in bunten leichten Farben statt der schweren der Meister von sonst, die nichts als Ewigkeit im Sinn hatten, als sie malten. Auch die bunten Scheiben paßten nicht in diese Kirchen, und sie wichen hellen ovalen, durch die das Morgen- und Abendroth bequem auf die Gläubigen scheint. So mächtig war die Zeit auch hier. Sie reformirte nicht den Glauben, aber den gläubigen Büßern wollte sie die Andacht nicht schwer machen, und, sie nicht abzuschrecken von den Schauern der Ewigkeit, rückte sie ihre Symbole etwas näher und schmückte sie aus mit zeitlicher Lust und Anmuth.

Und doch ist in dem modernen Wien ein

Rest geblieben von dem alten Walde. Recht mitten in der Stadt, im Gewühl des Marktes, unter dem Glanz der prangenden Kaufschilde, dem Lärm der Karossen, dem Geschrei der Höker, dem Gewirr der Spaziergänger, dem Locken der Fiaker weht es Dich an mit heiligen Schauern; Du fühlst, kämest Du auch vom rauschenden Ball, vom schwärmenden Gelage, aus einer Posse der Leopoldstadt, oder aus einem Conversationsstück der Burg — Du fühlst im Momente, und wärst Du auch gar nicht zur Ehrfurcht gestimmt, daß etwas vor Dir steht, das nicht aus dieser Welt ist, aus der Du kommst, nicht einmal mit ihr in Beziehung steht; es sei aus einer andern, einer Urwelt möchtest Du glauben, so ernst, so groß, so heilig blickt es Dich an, nicht Ruine einer untergegangenen Pracht, nicht ein mächtiger Torso aus einer rohen Vorzeit, nein, eine vollendete, herrliche Majestas, niederschauend auf Dich in aller ihrer ruhigen Erhabenheit.

Ich sah den Sanct-Stephan um jede Zeit, bei jeder Beleuchtung, und immer trat mir das Bild eines Waldes vors Auge; selbst wie ich, kaum von der Diligence gestiegen, verschlafen, beim

Morgengrau durch Winkelgassen geführt, zuerst den Koloß erblickte und mein Führer mir zurief: „Das ist er.“ Er hätte es nicht nöthig gehabt. Trat ich ermüdet vom Umherirren, vom Sonnenbrand, vom ewigen wiener Staube, von dem Einerlei eleganter Gestalten hinaus auf den Platz, so war es, als winke ein uralter Eichenwald mir Kühlung zu. Ich trat hinein durch die immer geöffnete Pforte, und die ehrwürdigen Wipfel breiteten ihren Schatten über mich. Mir ward wohl, heimlich; ich war nicht mehr in der Stadt, die mich eben ermüdet hatte. Wenige Minuten an einen Pfeiler gelehnt, oder leis umherschreitend durch seine weiten Hallen, und ich fühlte mich wieder erfrischt, gesammelt, gestärkt. Das antike Braungrau der Gewölbe hatte hier eine eigne Wirkung für mich. Zwar haben in Deutschland die meisten gothischen Kirchen dies alte Gewand behalten — in Frankreich, den Niederlanden, den nordischen Reichen hat man die Münster geweißt! — aber in Nürnberg, Strasburg, Köln, harmonirt es mit dem alterthümlichen Ansehen der Stadt; hier ist dies eherne Grau etwas Eigenthümliches, eine Augenweide nach dem eigentlich farblosen

Glanze der Stadt. — So stand ich in Paris stundenlang vor Leonardo's Vierge aux rochers. Ich stärkte Aug' und Sinn an den kräftig dunkeln Farben, wenn jenes matt, dieser übel geworden durch zu langes Verweilen bei den glänzenden Stücken aus David's Schule. So ist der Stephan ein altes Stück in dunkelnder Oelfarbe gegen lauter anmuthige Bilder in lachenden Wasserfarben. Nur eine Kathedrale noch, erinnere ich mich, hat ähnliche Wirkung auf mich hervorgebracht; die zu Metz ragt auch so einsam in ihrem würdigen Ernste aus einer Mitwelt hervor, welche die Sprache ihrer Hieroglyphen nicht mehr versteht.

Wer wollte den Stephan, seine Alterthümer, seine reichen, kunstvollen Arbeiten, seine Schätze noch herzählen. Es gibt gute, ausführliche Beschreibungen, genaue Abbildungen. Der Reisende spricht nur von dem subjectiven Eindrucke. Aber er blieb derselbe in der Mittagssonne und beim Mondlichte, ja selbst im regnerischen Wetter. Ein hochstämmiger Bergwald, wenn die Nebelstreifen daran fortziehen, die Föhren dampfen und das Laubholz saftgrün dazwischen glänzt, hat auch Reiz, und nicht allein für den Maler, auch für den ein=

samen Wanderer. Er sucht nicht Obdach darin aber die Phantasie ahnt ein Geheimniß, und der Dichter spricht es aus.

Er steht so einsam in dem volkreichen Wien, so todt in der Lebensfülle, und doch kam er mir oft so lebendig vor und Alles umher so todt! Die nächsten Häuser verbergen ihn; aber wenn Du fortgehst, steigt er über sie auf, höher und höher. Gehe noch weiter, und die Kaiserstadt sinkt unter, aber der Stephan erhebt seinen kühnen Thurm in die Wolken.

Wer nicht mit mir einen Wald sehen will — ich möchte nicht sagen einen versteinerten — dem ist er vielleicht ein unauslöschlicher Stempel, den das scheidende Mittelalter aufgedrückt hat mitten auf die neue Kaiserstadt. Es war da, und nun ist es nicht mehr da, und Niemand zwingt es zurück, wie kein Bauherr in der ganzen Welt, und wär es ein Napoleon, einen zweiten Stephan baut.

Der junge Dichter des an schönen Partien reichen „Habsburgsliedes," welches auch außer Oestreich mehr bekannt zu sein verdiente, als es

ist, Herr Frankl, widmet der St.-Stephanskirche unter Rudolph IV., dem Vollender des großen Baus, eine eigene Ballade, deren Eingang auch ein treffendes Bild abgibt:

Steht Nachts die Riesenkirche in Mondlicht eingehüllt,
So wie in Silberlinnen ein Königsmumienbild.
Und schlägt vom hohen Thurme die Mitternacht herab,
Hebt ein gewappneter Ritter im Dom sich aus dem Grab.

Er schreitet lang' und langsam den weiten Dom entlang,
Es gibt die Eisenrüstung gar wundersamen Klang.
Es wirft die Silberlampe so seltsam hellen Schein,
Von draußen lugt das Mondlicht durchs bunte Glas herein.

Er schaut zur dunkeln Wölbung, zur Kuppel hoch hinan,
Und faßt die Riesenpfeiler mit mächtgen Armen an,
Und rüttelt dran gewaltig, und schüttelt keinen doch:
Nach so viel hundert Jahren steht meine Kirche noch.

Geht dann die Marmortreppe zum Thurme hoch hinauf,
Es hallen seine Schritte, schon ist er unterm Knauf.
Er schaut nach allen Winden ins weite Land hinaus,
Ein silberheller Garten dehnt sich's im Mondlicht aus.

Es liegt so still und ruhig, in tiefen Träumen ganz,
Nur regt auf jedem Kirchhof sich wundersamer Tanz.
„Gegrüßt mein theures Oestreich in Deinem hellen Glanz,
Daß nie auf Deinen Fluren verwelk' des Segens Kranz.

Daß Friede in den Hütten und Friede im Palast,
Daß Unschuld, Kraft und Treue nur Deiner Herzen Gast!
Die Enkel seh' ich herrschen und seh' ihr Haupt gekrönt,
Es wird genannt ihr Name, wo alles Große tönt.

Und Du, Du heilige Stätte, geweiht der Wissenschaft,
Gott leih in Deinen Hallen den Lehrern treue Kraft,
Den Schülern aber gebe ein offenes Gemüth,
Und echten Sinn und Glauben, der für das Gute glüht." —

Da dröhnt vom Thurme wieder ein dumpfer Glocken-
schlag.
„So kurz ist nur das Anschaun, deß ich mich freuen mag."
Er sieht nach allen Winden noch einmal in das Land,
Und Alles liegt so ruhig, der Kirchhoftanz verschwand.
Es dröhnet in dem Dome, als sänk ein Leichenstein
Es stieg der todte Gründer ins kalte Grab hinein.

Es ist übrigens nichts davon bekannt, daß Rudolph IV. alljährig seine nächtliche Runde macht.

---

19. Etwas Schiefes.

Die Thurmspitze des Sanct-Stephan ist, wenn Du sie genau betrachtest, schief. Die Weltgeschichte weiß von mehren schiefen Thürmen, mit denen es eigne Bewandtniß hat; die Chroniken sprechen nur dunkel davon, deutlicher die Sage. Weder ein geheimnißvoller Pact, noch ein so kunstfertiger Baumeister, der nur das Unglück gehabt, mit einem Huffuße auf die Welt zu kommen, sind indeß hier daran schuld. Es ging Alles schlicht und grad zu, als der Sanct-Stephan zum Himmel wuchs; es gab dazumal noch keine Illuminaten, Jakobiner, Jesuiten, Ligorianer, nur schlichte rechtgläubige Christen, und man legte einen Stein auf den andern, und nicht daß er fallen, sondern daß er halten sollte. So wuchs der Thurm auf unter dem Segen Sanct-Stephan's, der andern Heiligen und des Himmels, in den er seine Spitze, stolz und demüthig zugleich, streckt.

Er wuchs auf, eine Ehre für Die, welche ihn gebaut, und ein Schmuck dem Lande, dessen Hauptstadt er ziert.

So weit war Alles gut; aber nachher kam eine Zeit, die nicht so gut war. Nämlich die Ungläubigen fielen ins Land und belagerten Wien und drohten, es in Grund und Boden zu schießen. Das geschah vor anderthalb Jahrhunderten, und es wäre ihnen geglückt, und trotz Kaiser Leopold's Hülferuf an die deutschen Kreise, das deutsche Reich und die Fürsten der Christenheit wäre die Kaiserstadt Wien den Türken in die Hände gefallen, und mit ihr das Bollwerk der deutschen Nation und der abendländischen Christenheit, wenn nicht eine Nation, die jetzt nicht mehr existirt, Wien und dem Kaiser, und dem deutschen Reiche und der gesammten Christenheit zu Hülfe gezogen wäre und die Türken jenseit der Donau auf dem großen Marchfelde aufs Haupt geschlagen, das Heer zerschmettert und seine Trümmer gejagt hätte durch Ungarn in ihr eignes Land.

Die Zeit ist nun vergessen in der Christenheit, wie man sich nirgend gern erinnert der Zeit, wo man in Noth war und sich nicht helfen konnte,

und ein Dritter kam und aus der Noth zog. Aber den Wienern muß man es zur Ehre nachsagen, daß sie doch noch bisweilen der Zeit gedenken und, als jüngst eine andere Zeit gekommen, wo das Volk, was damals ihren Urgroßvätern beigesprungen gegen die asiatischen Horden, jetzt ebenso bedrängt in seiner alten Hauptstadt und letzten Burg eingeschlossen saß, daß da manches Wienerherz lebendig geschlagen und wärmer mitgefühlt die Bedrängniß und Leiden, denen Niemand abhelfen wollte.

Wien steht und blüht und mehr als vordem, und mancher Enkel Derer, die mit Sobieski vom Kahlenberg herab über die Brücke zum Türkenlager stürmten, fand jetzt, nachdem das Haus seiner Väter nicht mehr steht, und er keine Hütte hat, wo er das müde Haupt hinlege, in Wiens großen gastlichen Häusern Aufnahme, Pflege, Trost und ein — Wanderbuch nach weiter.

Aber es war in jener Belagerung, daß eine Bombe, von ungläubigen Händen geschleudert — denn rechtgläubige Engländer dienten dazumal noch nicht, weder in den Heeren apostolischer Usurpatoren noch auf den Flotten mohammedanischer Türken —

die Spitze des Sanct-Stephan traf. Sie brach nicht, aber sie knickte, bog, und seitdem ist sie schief.

Um zu verhüten nun, daß nicht eine zweite Bombe dem Sanct-Stephan und Wien seine schönste Zierde ganz raube, hielt man Kriegsrath, und das Resultat war: man heftete einen Halbmond an die getroffene Spitze.

Dies Mittel „that's halt." Die türkische Artillerie, freilich minder gelehrt als die heutige europäische, hatte doch das vor dieser voraus, daß sie zu den recht- und altgläubigsten Corps, nicht grade der Christenheit, aber doch der mohammedanischen Welt gehörte. Von keinem türkischen Artillerieofficiere sind Entdeckungen gemacht, die Atheismus athmen, keiner hat ein Buch mit irreligiösen Grundsätzen geschrieben, und kein türkischer Artillerielieutenant ist Kaiser von Frankreich geworden.

Die Bombardiere wollten nicht zielen, die Kanoniere nicht abfeuern, so lange Mohammed's Zeichen auf der Spitze des Stephan sie ansah. Es traf, wie lang die Belagerung währte, wie heiß auch das Bombardement war, keine Kugel mehr weder Thurm noch Kirche.

So ward der Sanct-Stephan durch einen angebundenen Halbmond gerettet.

Nachdem die Türken in die Flucht geschlagen waren, band man den Halbmond wieder ab und warf ihn in irgend eine Remise oder Rumpelkammer. Da ist er verschollen, verkommen, und Du fragst umsonst nach. Wenn man etwas nicht mehr braucht, was uns Dienste geleistet hat, so will man auch nicht gern daran erinnert sein.

Aber einmal hatte doch der Halbmond auf der Spitze der Metropolitankirche gestanden, und das in einem Jahrhundert, wo das Wort: Aufklärung, noch nicht einmal erfunden war. Jeder hatte ihn da gesehen, Einige gelächelt, Viele in die Hände geklatscht, und man rühmte sich, die Türken zum Narren gehabt zu haben.

Nicht Alle dachten so. Es gab fromme Seelen, die den Kopf sehr bedächtig schüttelten, und zu Rom, als es bekannt war, sprach man leise und bedenklich. Zwar stellte der Jesuitengeneral die Sache wie einen Sieg christlicher Klugheit vor, wie man den Feind mit eignen Waffen geschlagen, und der Zweck, eine christliche Kirche zu retten, das unchristliche Mittel um so mehr heilige,

als der Halbmond nur von Goldpapier gewesen. Aber man schüttelte zu Rom doch den Kopf und meinte, wie viel Ave-Marias der Kaiser Leopold täglich bete, und wie viel Tausende von Ketzern er auch schon von Haus und Hof getrieben und noch davon treiben werde, des Glaubens und der heiligen Kirche wegen, alles das und noch viel mehr mache doch nicht ungeschehen, daß auf dem Sanct-Stephan einmal ein Halbmond gesteckt. Zwar könne man mit Wasser und Exorcismen den entweihten Thurm wieder reinigen und taufen; aber wer reinige und purificire die Herzen Derjenigen, auf deren Rath dies geschehen, und wer bürge der römischen Curie dafür, daß der Einfall und Gedanke, der ihnen einmal gekommen, nicht wiederkomme zum zweiten, dritten Male. Ja, wenn es so leicht sei, mit Papier den Feind zu täuschen, so könne ja auch mit Papier der Freund getäuscht werden, und wie man heut einen Halbmond aufgesteckt, könne man morgen ein Kreuz auf den Thurm stecken, indeß drinnen der Halbmond oder, was schlimmer, die Ketzerei niste. Nie habe man in Spanien, ob die bedrängte Christenheit sich doch fast ein Jahrtausend mit dem

Halbmond geschlagen, dessen Abzeichen auf eine christliche Kirche gesteckt, vielmehr umgekehrt, und um deshalb dürfe Rom so fest auf Spanien bauen —

Man argumentirte noch sehr viel in Rom, was nicht bekannt geworden; doch wenn man auch sehr viel in Rom kann, kann man doch nicht, was geschehen ist, ungeschehen machen, und eben so wenig hindern, daß ein Schluß trifft; wie man denn darüber in der katholischen Christenheit einig ist, daß kein Papst befehlen kann, daß zweimal zwei nicht vier sein soll. Die Kinder und Enkel Derer, die den Rath gegeben, den Halbmond auf den Sanct-Stephan zu stecken, leben noch immer und sind bei guter Gesundheit. Es ist seitdem einmal ein Papst in Wien gewesen und mit Ehrerbietung empfangen worden, und man hat ihm die Sandalen geküßt, aber er ist auch freundlich gegen die Erben jener Rathsmänner gewesen und hat sie nicht excommunicirt. Wien ist sonst eine officiell katholische Stadt.

Ob die große Metropolitankirche seitdem an Heiligkeit verloren hat, ist eine bedenkliche Frage, die sich dem Fremden indeß aufdrängt, wenn er

den düstern gothischen Dom so leer sieht und die zierlichen, weiß angestrichenen Jesuitenkirchen der Vorstädte, die von Mariahilf, und wie sie heißen, so übervoll von Wallfahrern und Einheimischen. Oder flieht die muntere Schöne den ernsten Blick des braunen Mauerheiligen?

In der ungeheuer hohen Kirchenhalle wird nichts gewechselt als höchstens Blicke; aber draußen ringsum stehen die Wechselladen und Marktbuden, und um von einem Marktende nach dem andern zu kommen, geht man schräg durch das Schiff. Ehedem trug man Ballen und fuhr Karren durch. Warum nicht? Es war der nächste Weg. Jetzt ist das untersagt. Ein strengerer Geist der Zucht und Sitte ist längst — sie leugnen es, wenn man sagt woher — in die katholische Kirche gedrungen.

Daß ihre Kapellen und Kirchen zu jeder Zeit und einem Jeden offen stehen, daß mit dem Bettler auch der Krämer sich eindrängt, neben dem Blinden das bewaffnete Auge des Stutzers nach zwei hell ihm entgegenleuchtenden suchen darf, und so augenfällig, daß der Schild der Andacht nur zum leichten Fächer wird, gehört, wie befremdend

auch für den Protestanten, doch eben zum Wesen einer katholischen Kirche. Mag die Thüre auf- und zuschlagen, einen Menschenstrom ein- und den andern auslassend; mögen sie hier am Fenster Geschäfte notiren, dort hinter dem Pfeiler Dir eine Gelegenheitskarte in die Hand stecken; mag hier die schöne Büßerin kniend vorm Pulte dem frommen Büßer, der daneben steht, auf seinen frommen fragenden Blick Muth und Trost zunicken: was stört das den Geist, der wie ein Gottesodem in dem weiten Dome weht, Jedem entgegen, dessen Brust danach aufathmet. Ein Geist der Unruhe scheint Dir in der Halle, die eigentlich aus Hallen an Hallen besteht, zu regieren. Hier steht eine Halbwahnsinnige mit krampfhaften Verrenkungen vor ihrer Heiligen, als wolle sie ihr oder den Umherstehenden das Maß ihres Unglücks deutlich machen, und gibt diesen ein Schauspiel, das nichts weniger als Andacht ist; da fällt eine elegante Dame, die vor Dir hergeht, plötzlich mitten im Schiff auf die Knie, und Du meinst, wenn Du erst erschrocken darüber, daß Du über sie hättest fallen können, bei Seite gesprungen, ihr Niederfallen an der unpassenden Stelle gelte ebensowohl ei-

nem Gönner als dem lieben Gotte, die beide hier im großen Wege bessere Gelegenheit haben, ihre Frömmigkeit zu bewundern, als wenn sie sich still in einem der tiefen Betstühle niedergesenkt hätte. Auch der Bettler, welcher grade dort, wo sie ihn fast treten müssen, wenn sie hereinkommen, und die Zugluft, so oft die Thür aufgeht, seinen zerlumpten Leib durchfegt, kniet und stundenlang kniet und die Gebete halblaut vor sich murmelt, könnte ein weit behaglicheres, wärmeres Plätzchen gewählt haben, wenn es ihm nicht darum zu thun wäre, sein Elend den Mildherzigen auszustellen. Und wie Viele knien zu gewissen Stunden vor jenem Separatheiligenbilde in der nur bisweilen geöffneten Kapelle, dicht an der Thür, daß man fast über ihre Füße fortsteigen muß, wenn man in die Kirche will. Kleine Processionen dazu, die sich um die Säulen schlängeln, und umsonst suchst Du auf manchen Gesichtern der Dienstthuenden katholische Andacht; sie thun ein Geschäft ab, nicht mehr nicht minder. Sie müssen sich durchdrängen und um Platz bitten; es wird mancher Protestant, der doch gar kein Recht hier hat, gebeten. Diesen letztern erkennst Du übrigens auf den ersten

Blick. Sie besprengen sich nicht mit Weihwasser und machen nicht den englischen Gruß, aber sie gehen auf den Zehen und halten den Hut vors Gesicht und betragen sich viel ehrerbietiger als die Katholischen, denn seit die Zeiten des Hasses und der Verketzerungen vorüber, gehört Achtung vor fremdem Glauben zu den Glaubensartikeln der Aufklärung. Der echt Katholische aber tritt dreist auf; der Boden seiner Kirche ist ihm so fest, daß er etwas verträgt. Es stört ihn nicht, daß der Fremde und Fremdgläubige mit und ohne Brille um die Säulen spazieren geht, die gemalten Fenster mustert, den Verschlingungen der Spitzbögen folgt, das Steinschnitzwerk der Kanzel für das Meisterstück und die Hauptsache der Kirche erklärt und alles Andere eher betrachtet als das Heiligthum, dessentwegen sie da ist. Um ein Geschäft zu machen, um sich zu treffen oder zu suchen und um den Regen abzuwarten ist man in der Kirche, aber das stört nicht die Andacht. Der Sacristan in seinem verschossenen Rothrock klingelt durch die Kirche mit seinem blechernen oben auf einem Stock befestigten Klingelbeutel und murmelt durch die Zähne: „Denkt an die Armen,“

und Niemand denkt dabei an sie als höchstens ein Fremder; dem Wiener ist es eine herkömmliche Musik, aber sie stört ihn nicht. Es promenirt, steht, kniet, knixt, unterhält sich, singt, bettelt, klimpert, klingelt, respondirt; sie lesen Messe, processioniren, schütteln den Regen vom Hut und spannen die Schirme ab, sie schlagen die Thüre zu und stoßen sie auf, sie treten sich auf die Füße und sagen sich: „Gehorsamer Diener!" Geräusch, Gewimmel und Getümmel, und es ist doch Gottesdienst.

Und wenn Du auch nicht Katholik bist, hier wird Dir das klar, wenn Du Dich in einen Winkel stellst und hinaufschaust in das dunkle Gewölbe, Du möchtest es unermeßlich nennen, je länger Du hinsiehst. Legionen von Geistern können dort oben noch wandeln und schweben und Hosianna singen dem Herrn der Heerscharen, wäre der Markt unten der bewegten Menge auch noch einmal so voll und noch einmal so laut. Des unsichtbar Feierlichen ist doch mehr darin als des sichtbar Faßlichen. Eine solche geräumige katholische Kirche ist eine Welt. Der da will, findet doch immer ein Plätzchen, wie bunt, tobend, stau=

dig es auch um ihn ist, wo er allein sein kann mit sich und dem Unsichtbaren. — Schwieriger wäre mir die Andacht in den hellglänzenden, bunten, lichterfüllten Kirchen späterer Zeit, die eben nur der specielle Glaube oder Aberglaube mit Wärme und Andacht füllt.

Ein Gottesdienst ist freilich so wenig als eine Predigt in der Kirche. Von der großen Messe im Chor, wie feierlich auch die Gesänge, die Orgelklänge, die Fülle der Kerzen, merkt man kaum etwas am andern Ende. In eine katholische Kirche gehören viele Administranten; hier wird Messe gelesen, dort Beichte gehört, hier gepredigt, dort getauft, copulirt, gefirmelt, wie ja auch der Heiligen viele sind, zu denen man betet, und es braucht nicht immer der eine Heilige zu hören, was dem andern Heiligen vertraut wird. Die ideelle Einheit eines protestantischen Gottesdienstes, wo alle Stimmen im Gesange eins, und alle Seelen dem Worte des Betenden und Predigenden folgend gedacht werden, soll hier nicht gesucht werden. Die dunkle, winkelreiche Kirche ist ein Asyl; jeder Trostbedürftige soll hier seinen Winkel finden.

Wie unsere Vorstellung von der ergreifenden und erhebenden Feierlichkeit des katholischen Ritus zuweilen getäuscht wird, davon überzeugte mich eine Firmelung, der ich in der Stephanskirche beiwohnte.

Welch ein Fest der Rührung ist die Einsegnung in protestantischen Ländern? Wenn auch bei den Aermern der erste schwarze Rock und das erste seidene Kleid vor dem bestimmten Tage zur Hauptsache wird, so siegt doch der Ernst der Stimmung an diesem selbst über das Aeußerliche. Wenig Confirmationen, wo nicht der Thränen reiche Fülle diesem Tage der feierlichen Aufnahme in den Christenbund eine nicht so leicht verlöschbare Weihe gibt. Auch die öffentliche Prüfung, wenn auch mehr oder minder nur Form, steigert die feierliche Bewegtheit. In katholischen ist es nur ein Act, wie eine Heirath vor einem Notarius. Das Gemüth wird nicht ergriffen, am wenigsten das der Kinder. Sie kommen, geputzt, wie es geht, von ihren Angehörigen geführt, in die Kirche, jedes ein weiß seiden Band um die Stirn. Die administrirenden Kaplane stellen sie in langer Doppelreihe auf. Ein kurzes unverständliches Ge-

bet wird abgebetet und der Weihbischof geht mit seinen Dienstthuenden der Reihe entlang, er murmelt die Aufnahmeworte, ölt die Stirne des Confirmanden, und die Binde wird ihm gelöst, und der Kaplan sammelt die Bänder über den Arm. Sie sollen nachher verbrannt werden, damit das mit heiligem Oel getränkte Band zu keinem profanen Zwecke gebraucht werde. Kein Orgelton, nichts von Musik, nichts von Gesang, kein feierliches Versprechen, keine feierliche Segnung; ist die eine Reihe zu groß und zu Ende, wird eine neue aufgestellt, ganz wie die vorige. Wohlhabende wissen auch wol den Act vorher kurz in der Sakristei abmachen zu lassen. Das einzige Feierliche für mich war das Gesicht des Weihbischofs, ein echt apostolisches, voll Milde, Resignation, Glauben, Güte, ohne den Stolz des alleinseligmachenden Bewußtseins.

Für die Confirmirten soll es ein Tag der Freude sein. Sie werden festlich bewirthet, namentlich, so will es die Sitte seit Uralters, mit einem Becher Meth. Auch führt man sie ins Freie zum Spiel auf der Wiese. Pathen, „Go-

deln" genannt, dürfen nicht fehlen und werden so gut wie bei der Taufe, in die Kirchenbücher eingetragen, auch wenn es Protestanten sind.

---

20. Die Fiaker.

Die Fiaker sind eine so bedeutende Kaste in Wien, daß der Wiener es dem Reisebeschreiber übel nähme, der eine Reihe Capitel über Wien schreibt und ihnen kein besonderes anwiese. Deshalb, da ich überall gern in der Ordnung bleibe, sei ihnen dieses gewidmet.

Ueber die Geschichte der Fiaker ist mir wenig bekannt. Unter den Polizeiacten war mir nicht vergönnt nachzusuchen; doch soll da viel über sie liegen. Sie machen wie die Zigeuner eine völlig getrennte Kaste aus, sprechen ihre eigne Sprache, haben ihre eignen Zeichen, ihren eignen Glauben und ihre eigne Moral; ihr Ursprung ist aber so dunkel wie jener. Wenn der selige Niebuhr es übernommen, ihre documentirte Geschichte zu schreiben, so zweifle ich nicht, daß er sie nicht zu den etrurischen Patriciern, sondern den plebejischen Indigenis gezählt hätte.

Für den Einheimischen sind sie eine Art Parias, und werden, wenn auch nicht thätlich, doch wörtlich so „tractirt," wie sich in Norddeutschland Niemand mehr tractiren läßt. Man nennt sie Du, auch Er, und wenn man mit ihnen freundlich sein will, schimpft man sie, je ärger um so besser. Ein Fremder, der das nicht kann und mag, wird daher auf den ersten Blick erkannt, was ihm weder zur Ehre, noch zum Vortheil ist. Denn der Fiaker, ein schlauer Mann, weiß nun was er bieten kann, oder vielmehr er läßt den Fremden bieten und oft das Doppelte, als was der Wiener zahlen würde. Sich aber bieten läßt er nun gar nichts mehr, sondern handelt, wie er Lust hat; denn der Fiaker wird stolz, wenn Du ihn höflich anredest, wie das gestriegelte und gespornte Pferd sich fühlt, wenn statt des gestrengen Herrn ein Fremder es mit Streicheln regieren will. Der Wiener hat den Grundsatz: kurz und grob gegen sie, und wenn der Berliner in der Seele des Fiakers erröthet, behauptet man, sei dieser dagegen selig; denn er hat einen Herrn gefunden, mit dem sich gut umgehen läßt.

Schlecht behandelt und wenig geachtet werden

die Fiaker, aber das ist mehr etwas speciell Herkömmliches, als daß es in einer hochmüthig tyrannischen Gesinnung der Wiener läge. Die Dienstboten hier werden gut gehalten und verstehen es, sich gut halten zu lassen. Wenn auch in Ausdrücken devot und unterthänig, und von der Versicherung: „I kiß die Hand," bis zur Thatsache übergehend, fühlen sie doch in Wien ihre Menschenrechte so gut als irgendwo, und zu den Menschenrechten kommen noch gewisse Dienstbotenrechte, welche die Lustspieldichter der Leopoldstadt launig genug ans Tageslicht gezogen haben. Weil der Fiaker seine Menschenrechte nicht so fühlt, möchte ich noch nicht annehmen, daß es mit seiner Menschheit nicht recht bestellt sei. Gegen ihre Figuren ist gar nichts zu sagen; alle, die ich gesehen, könnten jederzeit ausgetauschte Marquissöhne sein, und würden im neuen Costume sich ganz gut ausnehmen. Auch, was anzunehmen wäre, daß ihre hündische Gelassenheit, oder ihr passives Ehrgefühl auf eine slawonische Abstammung hindeute, würde durch nichts gestützt. Denn sie sehen viel ähnlicher einem schlanken Oberöstreicher, als dem bettelnden Walachen. So mag Das, was in un-

sern Sinn im Verkehr mit dem Fiaker empörend ist, nur conventionelle Form sein, und man schimpft und stößt sie, weil man sie lieb hat, wie ja auch Freundschaften nicht zu den unerhörten Dingen gehören, wo man sich mit Schimpfworten liebkost.

Es gehört unbedenklich zu den veralteten Traditionen, womit der Reisende den Reisenden unterhält, daß der Fiaker jedesmal Unrecht erhielte, wenn ein Fremder ihn belangt. So hübsch das Märchen ausgemalt wird, wie der Fiaker auf jede Beschwerde sofort citirt und ohne Verhör über eine Schütte Stroh gelegt wird, um vermöge einer sofortigen Demonstration ad posteriora zum Geständniß gebracht zu werden, ist es doch nur ein Märchen. Auch in Oestreich ist der Zeitgeist eingedrungen, und ich weiß, daß selbst Polizeibeamte mit Gliedern dieser Pariaclasse Händel gehabt und über Unrecht klagen!

Ihre Wagen sind meist sehr elegant und doch ihr Eigenthum, ihre Pferde wohlbeschaffen und trefflich einkutschirt, und in Wind und Wetter stehn sie in Ueberzahl auf den bestimmten Plätzen, offen und verschlossen. Auch die verschlossenen werden, wie man meinte, bei gewissen Gelegen-

heiten, troß des schönsten Wetters, gesucht und dann theuer bezahlt, und dese Gelegenheiten sollen in Wien nicht selten sein. Sobald Du Dich einem Platze näherst, und Dein Blick fällt auf die Kutschen, springt schon der nächststehende Fiaker zu und salutirt Dich mit dem stereotypen: „Fahrn mer Ihro Gnadn?" und ehe Du geantwortet, drängt der zweite, der dritte, der vierte, die ganze Reihe, und jeder versichert Dich, den Hut in der Hand, seine Kutsche sei die beste, die schnellste, die billigste. Feste Preise gibt es nicht, also mußt Du handeln. Ich habe aber nie bemerkt, daß die große Concurrenz der Waare sie zum Vortheil der Fahrenden im Preise herabgesetzt hätte. Im Gegentheil, ob es doch den Anschein hat, als wolle man sich um Dich zerreißen, scheinen die andern ganz zufrieden, wenn Du Dich für einen unter ihnen bestimmt hast und mit ihm fortkutschirst. Entweder rührt sie wirklich nichts als die Aussicht auf Gewinn, oder es herrscht eine gefährliche Uebereinkunft. Der Wiener ist mit dieser Einrichtung zufrieden, der Fremde wünscht, daß die für Alles sorgende Polizei feste Preise eingeführt hätte, da dieser nothwendige Handel für

Niemand angenehm ist, dem es nicht wie dem Wiener Spaß macht, die Leute auszuschimpfen.

Jeder Fiaker hat eine Nummer und einen Namen. Jene gibt ihm die Polzei, diesen entweder der liebe Gott oder seine Kameraden, oder alle beide. Wenn nämlich der Geburtsname eines Individuums dem Geschmack seiner Cameraden nicht entspricht, so tauft ihr Witz ihn um, und wie groß die Zahl der Fiaker ist, soll doch jeder einen solchen Spitznamen führen, unter dem er nicht allein unter den Seinen, sondern auch auf der Polizei bekannt ist. Der wiener Volkswitz ist unerschöpflich, und diese Namenliste gewährt den Volkslustspieldichtern eine reiche Fundgrube.

Einer erregte meine Aufmerksamkeit. Ich traf ihn immer lesend. Er war der Letzte, der aufsprang, wenn seine Kameraden einen Angriff wagten, denn er hatte vorher sein Buch zuzuschlagen, und er that es sichtbar ungern. Ein lesender junger Bursch gehört nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen auf den wiener Straßen. Weder die Hökerinnen noch die Fischweiber lesen daselbst Romane, und die Garçons in den Cafés sind nicht immer in den Journalen bewandert, die sie hin-

und herreichen. Aber ein Fiaker Tag für Tag lesend, und mit allem Eifer, auf dem Bock oder auf der Deichsel, wäre selbst für Berlin etwas Merkwürdiges, wo man noch wenige Droschkenmänner, so viel ich weiß, lesend betraf. Mein junger Fiaker gehörte nicht zu den gesprächigen Lesern, er verschloß in sich, was er aus dem Roman erbeutete, und ich stehe nicht dafür, daß es in ihm brütete, ob er ein geborner Fiaker sei oder ein ausgetauschtes Kind, und vielleicht der rechtmäßige Erbe der Esterhazy, Schwarzenberg und Liechtenstein auf dem Bock des Wagens Nummer 73 sitze. Was er las, war Walter Scott, wenn auch nur im wiener Nachdruck, doch immer Walter Scott. Er hatte den ganzen Scott, wie man mir sagte, mehre Mal durchgelesen, und also hatte ich die Ehre, als er mich fuhr, von meinem Kutscher auch durchgelesen worden zu sein, denn der Nachdrucker der Edle von Mausberger hat die Güte gehabt auch meinen Roman: „Schloß Avalon," frisch weg und ohne Randglosse als Walter Scott'schen in der Reihe der übrigen nachdrucken zu lassen. Der gebildete junge Fiaker heißt bei seinen Kameraden der Walter Scott-Sepperl.

Solche erstaunliche Fortschritte in der Bildung zu finden, muß man im Frühjahr 1832 nach Wien reisen!

Das Leben der Fiaker unter sich soll lustig und originell sein. Wie dürfte der Fremde wagen, in alle Spelunken einzudringen, und wie hoffen, wenn der Zufall ihn über die Schwelle führt, grade den Silberblick der Volkslust zu haschen. Die Bälle namentlich, welche dies unverwundbare Völkchen ehemals alljährig im Winter gab, waren, wie man versichert, der Sammelplatz aller Volkslust. Jeder Theilnehmer, und es kamen damals Alle, war für sich eine komische Maske. Da die Lust einigemal allzulaut geworden und, statt zu verrauchen, in bleibende Folgen sich ausgeprägt hatte, sind auf höhere Anordnungen diese Generalbälle unterblieben, und die gestiefelte Fröhlichkeit muß sich jetzt theilen.

---

21. Das Burgtheater.

Das wiener Burgtheater hat matte Decorationen, keinen brillanten Kronleuchter, nicht ausgezeichnet schöne Costumes, es liegt in einem Winkel der kaiserlichen Burg, und es wird darauf weder gesprungen, noch gesungen. Außerdem herrscht noch manches Veraltete, zum Beispiel, daß die Schauspieler ihre Rollen lernen, die Stücke, ehe sie gegeben, einstudirt werden, und das Publicum auch Conversationsstücken Aufmerksamkeit zollt.

Es ließe sich ein dickes Buch über diese Misbräuche schreiben, die wol mit der Zeit ihren Anfoderungen weichen werden. Jetzt ist es aber noch buchstäblich so, und was diesen abnormen Zustand noch abnormer macht, ist, daß das Theater fast keiner Zuschüsse bedarf, vielmehr sich durch seine Einnahme, ohne Kunststücke, hält und so hält, daß Wien nicht allein durch die bedeutendste Gage die bedeutendsten Schauspieler anzieht, sondern auch selbst die deutschen Dichter anständig honorirt.

Sage ich noch, daß die Generalintendanten und Directoren dieses Theaters immer wenigstens etwas von ihrem Geschäft verstanden und es mit Eifer und Liebe betrieben haben und betreiben, so, fürchte ich, meint man, ich schreibe ein persisches Märchen.

Darum schweige ich von dem eigentlichen Theater, wiewol auch um deshalb, weil ich mir vornahm in diese wiener Scenen nichts zu mischen, was nicht in Wien zuhause gehört, und darunter befindet sich das nicht, was wir eine Theaterkritik nennen. Indirect wird das wiener Burgtheater von jedem Kritiker gelobt, der über den Verfall der Hof- und Nationaltheater anderwärts klagt; aber neben dem vielen Lobenswerthen und sehr vielem Anerkennenswerthen, ist doch auch viel zu rügen. Dies führte mich aber grade zu Dem, was ich vermeiden will, zur Kritik.

Ich lasse Schauspieler und Direction hinter ihrem Vorhange und führe lieber den Leser ins Publicum. Dies allein ist ein Schauspiel für uns, merkwürdig wie ein überseeisches Naturwunder: ein Publicum, das fast immer zufrieden ist, und sehr oft in der Wonne des Entzückens schwelgte. Du

glaubtest, aus einem berliner Parterre plötzlich in das wiener getreten, in ein Land der Unschuld Dich versetzt. So gibt hier Alles Achtung, freut sich, nickt und blickt dem Schauspieler, dem Dichter, dem Drama zu. Ein zehnmal gesehenes bürgerliches Schauspiel, ohne die Blitzwirkungen der Ueberraschung, wird mit derselben Andacht verfolgt, wie das erste Mal, und es brauchen nicht außerordentliche Darstellerkräfte darauf verwandt zu sein. Man freut sich, und nicht blos am Sonntage, noch recht innig, wenn das Laster bestraft wird, man weint mit der Tugend, wenn sie sich auch noch nicht besser zu helfen weiß als durch sentimentale Redensarten. Das Gepfefferte und Geschraubte ist noch eine Rarität, die Sprachweise der Ironie noch fremd. Ein lauter Applaus könnte Dich täuschen, denn Du hast nichts gehört, was ihn hervorrief, als irgend einen rührenden Gemeinplatz; aber auch das ist nicht ironischer, es ist der aufrichtig gemeinte Beifall der Theilnahme. Nichts von Zusammenstecken der Köpfe, nichts von Kichern, von zugeflüsterten Bonmots, es sind alles Freunde, die leben und leben lassen, und darunter, was Dir am befremdendsten vorkommt, solche jugendliche

Stutzer, welche in andern großen Städten nur für den Blick einer Tänzerin die Hände rührten.

Dort sitzt Abend für Abend ein alter Mann, die Hände auf dem Stock und das Kinn auf den Händen, und die andächtigen Augen lassen keinen Zug, die halbgeöffneten Lippen keinen Ton, der von den Brettern kommt, außer Acht. Sobald eine gewisse bejahrte Schauspielerin auftritt, belebt sich das Gesicht, das Kinn erhebt sich, und er stampft heftig mit dem Stocke auf — in Wien ein Zeichen des Beifalls — und die um ihn folgen dem Beispiel des alten Mannes, stampfen auch mit den Stöcken und klatschen mit den Händen, und die Schauspielerin verneigt sich stumm dankend für den Empfang. Ihr ist bekannt, von wem er ausgeht, denn es ist so seit dreißig oder vierzig Jahren jeden Abend, wo sie spielt. Der alte Mann ist ihr treuer Verehrer, Alle wissen das und sind gerührt, daß er so treu und beständig liebt, und aus Rührung und aus Achtung stößt und klatscht man mit ihm. — Wo findest Du heut zum zweiten Mal diese Idylle?

Aber es ist in diesem Publicum die Beifallsfreude nebenbei ein Bedürfniß. Aeußern muß

sich etwas. Unwille ist nicht erlaubt, höchstens Misfallen durch Schweigen, Gähnen, leises Zischen, also da sie nicht trommeln und pfeifen dürfen, auch wenn sie möchten, strömt der ganze physisch-psychische Drang in Applaus aus. Man klatscht, man stampft, man ruft Bravo, Dacapo bei jeder Gemüths- und Sinnenbewegung. Doch auch selbst der Freudenäußerung sind Grenzen gesetzt. Das Vorrufen ist nicht erlaubt, — nur die Gastspieler sind ausgenommen — dafür empfängt man die Lieblinge. Um sich für dies Verbot in den Theatern schadlos zu halten, ist des Klatschens, Bravorufens und Hervorrufens in den Concerten kein Ende. Instrumental- und Vocalmusik der Sänger wird dort zur Nebensache gegen der Vocalmusik des Jubels.

Und immer ist das Theater gefüllt, bei Kotzebue und Iffland, bei Raupach und Schiller. Ist es auch nicht immer, was man in der technischen Sprache dafür Natur nennt, so ist die Kunst dabei doch ehrenwerth und liberaler Art. Nicht den devoten Schleichern, den Vettern und Gevattern von Portiers und Theaterschneidern, sondern den Kunstfreunden trägt man den freien Eintritt an

und betrachtet es als eine Ehrensache; wie denn die ganze Theateradministration, bei manchen Mängeln, das Gepräge des Nobeln sehr zu ihrem Vortheil gegen andere Hofbühnen an sich trägt. Auch ist das humanere Gubernialprincip an der Controle zu sehen. Es stehen nicht hundert Argusaugen da, um zu bewachen, daß nicht von den zehn Zuschauern, die zuweilen auf andern Hoftheatern das Publicum ausmachen, einer ohne seinen Gulden eindringt. Du suchst bisweilen vergebens nach Dem, der Dir die Contremarke abnimmt, denn er kennt Dich ja, und wenn auch nicht, wäre es ja kein so großes Elend, wenn einmal Einer ohne zu bezahlen zusieht. Man rechnet nämlich in Oestreich, daß die Besoldung von hundert Beamten, welche dies verhindern sollen, in Summa mehr kostet, als wenn zehn Personen sich an der Kasse durchschleichen. Auch hat man den seltsamen Grundsatz, daß zehn tüchtige Schauspieler dem Theater von mehr Vortheil sind als fünf Theaterhofräthe und Geheimsecretairs.

Ein ganz anderes Schauspiel hebt für Dich an, wenn Du die Blicke aufrichtest und längs der höhern Reihen des ovalen Raums schweifen läßt.

Zwei, drei Ränge Logen mit Augen, Wangen, Stirnen, Lippen, mit einem Flor vollblühender Blumen besetzt, wie Du ihnen in der Fülle auf keinem Theater der Welt begegnest. Zu den Kohlenaugen, dem Rosenhauch der sommerlichen Wangen ein reicher Putz, Ungezwungenheit, Leben. Verfängliches darfst Du nicht suchen, sollten auch hier ein paar Augen den Deinen lebhafter begegnen, als Du in einer nordischen Stadt erwarten darfst. Bis in den zweiten Rang gehört jedes schöne Gesicht der hohen eingeborenen Aristokratie oder der Diplomatie an, erst im dritten gelingt es den reichen Bankiers eigne Logen zu gewinnen. Sie sind hier unter sich, das Theater ist ihr Salon, die Gêne fällt weg, wenn auch noch nicht die Freiheit eintritt wie in den Opernlogen einer italienischen Stadt. Die Sitte heiligt diese zweite Wohnung, man muß Achtung wenigstens vor dem Publicum, wenn auch nicht vor dem Stücke zeigen. Von grillirten Logen, wie in Paris, sah ich nichts. Jede Loge ist auf Jahresfrist an eine oder zwei Familien für eine bedeutende Summe verpachtet; sie ist nun deren Eigenthum, ein erlauchter Name bürgt für den Anstand. Aber

sonst ist die Sitte so mild in Wien. Nur keine Sentimentalität und keine Mesalliancen, und man lebt und läßt leben und kümmert sich da nicht um das heraldische Wappenschild.

Noch ein anderes Schauspiel im Schauspiele: rechts vom Zuschauer im Theater sind die kaiserlichen Logen, nicht höher und nicht architektonisch von den andern, nur durch dunkle Draperien von schwerem Sammet und Goldstickereien ausgezeichnet. Und an jedem Abende, wo die Bühne ein würdiges Stück bringt, sieht der Wiener hier die Häupter der geliebten Familie seines Kaisers und ihn selbst in ihrer Mitte, ein Anblick, der jedes östreichische Herz erhebt und rührt. Aber auch ein malerischer Anblick. Diese ehrbar ernsten Gesichter mit dem blauen Habsburgauge inmitten des prachtvollen Rahmens der Loge und mit dem dunkeln Hintergrunde zur blonden Gestalt — es ist von selbst ein Gemälde, das jener Franzose mit einem Rembrand treffend verglich. Ein Gemälde von altem Werth.

Auch eines Barthelemy Auge wurde bei diesem Schauspiel gerührt! Das ist der stärkste Pinselzug. Das Gemälde ist fertig.

Er sah noch — und ich auch — in diesem dunkeln Rahmen ein andres blasses Bild, für das er damals zu schwärmen vorgab. Barthelemy war bekanntlich nach Wien gekommen, um vom Sohne des Mannes für sein Lied von dessen Thaten unter den Pyramiden ein Geschenk zu erringen. Es gelang ihm nicht; seine Nachrichten aber von dem blassen Jünglinge, den er nur in der Loge gesehen, und der den Kopf wund reiben sollte und sagen: „Mein Gott sie denken, er sei meines Vaters," klangen interessant genug, bis jüngst Prokesch's Brief ihre Lügenhaftigkeit ans Tageslicht brachte. Indem er das wahre Verhältniß aufdeckte, zeigte er uns Wunderbares, das die Erfindungskraft der Factionslüge noch der Lahmheit bezüchtigt. Es war, als ich den jungen Napoleon im Burgtheater sah — in der Vorstellung der Lanassa — das letzte Mal, daß er zu diesem Rembrandbilde saß. Er betrat nicht wieder das Theater; von dem größern trat er ab vor seinem ersten Debut. Ungefähr um dieselbe Zeit trat auch Barthelemy zurück von dem seiner publicistischen Ehre, mit Geschenken zwar, aber keinem von dem Sohne des Mannes.

Der altmodisch langrunde Bau des Burgtheaters und seine Verzierungen stimmen zum Charakter dieser Bühne. Der moderne Glanz fehlt dem Aeußern wie dem Innern. Auffahrt und Eingang sind zugleich Hauptdurchfahrt von der Stadt zur Burg. Aber man tritt hinaus in die ungeheuern Höfe dieses Kaiserschlosses, das in seinen behaglichen Dimensionen auch den Charakter des patriarchalischen Regiments abspiegelt, Größe und Behaglichkeit, wenig Schönheit und Eleganz. Aber schon das Massenhafte imponirt. Wenn Du durch diese Höfe mit ihren bis in die Wolken durch helle Fenster erleuchteten Mauern gehst, überkommt Dich das Gefühl der Sicherheit und Erhabenheit, Du weißt, obgleich das Theater in der Burg ist, ist es doch nicht die Hauptsache, es ist nur der kleine Theil von einem großen Ganzen, Hof so an Hof und alle verbunden durch weithinlaufende Corridore, welche an stürmischen Tagen vielen Theatergängern einen Theil ihres Weges geschützt im Trocknen zu machen erlauben. Den Winter geheizt, sind sie der Armuth geöffnet.

Bei der Erwähnung im Wallenstein, daß der Kaiser zu Wien in seiner Hofburg gezittert, durch-

rieselte die Versammlung des Burgtheaters ein wohlgefälliges Lächeln, daß ihre reale Schaubühne auf so classischem Boden steht.

---

22. Schreyvogel.

Die Todten soll man ruhen lassen, zumal wo man auch die Lebenden als Personen aus dem Spiel läßt; aber eines Todten will ich doch gedenken, weil er selbst vor seinem Tode gewünscht, daß er nicht ungehört hinabgehe. Der letzte Wunsch ist heilig.

Schreyvogel hat unter dem Namen eines Dramaturgen und Theatersecretairs das wiener Burgtheater lange Jahre hindurch fast allein regiert und, wie man in Wien behauptet, es, wie es war, fast allein geschaffen. Mit unermüdlicher Thätigkeit, mit einem fast jugendlichen Feuereifer, trotz Kränklichkeit und Alter, widmete er seine Zeit und sich ganz diesem Institute. Er versäumte keine Vorstellung, keine Probe; litt er am Podagra, ließ er sich hintragen, und, angelangt, war er so Aug' und Ohr für die Sache, daß es für ihn keine Krankheiten mehr gab und keine Rück-

sichten. Seine Liebe und Thätigkeit, die im Wirken des hohen Sechzigers noch den Anstrich von Leidenschaft hatte, hielt allein das Institut ideell zusammen, ohne daß sie sich dabei auch durch Zählen der Knöpfe und Consultationen, wie lang ein Tänzerrock sein müsse, zersplitterte. Als Theaterdirigent liebte er Alles, was poetisch war und sich dabei als praktisch tüchtig auswies. Eine frühere Polemik als Schriftsteller gegen manche Richtungen des Geschmacks hinderte den Dirigenten nicht, Produkte derselben, wenn er sie der Bühne zuträglich fand, aufzunehmen, ja mit selbst schaffendem Eifer liebend sie zu pflegen. In seinem Sonntagsblatte hatte er mit glänzendem Witz gegen die katholisirende Richtung der damals neuen, romantischen Poesie angekämpft, gegen die Schlegels, Tieck u. s. w., er hatte den Werth bestritten, den man dem Calderon beilegte, und als Theaterdirector war er in Deutschland das für Calderon, was Schröder für Shakspeare gewesen. Er führte ihn den Deutschen zuerst auf der Bühne vor in geschickten, geschmackvollen Bearbeitungen. Ebenso verdankt ihm Raupach's Niebelungentragödie eine so sorgfältige Pflege, daß das Drama in Wien

ein bleibendes Matadorstück ist; und eben er hatte einst bittere Pfeile des Spottes gegen die Niebelungenwuth losgedrückt, und wohl mit Recht vorhin bezweifelt, daß der dem großen wiener Publicum fremde Gegenstand eingreifen werde. Liebe für die Kunst ließ ihn eignes Vorurtheil und fremde Rücksichten überwinden. Solche Opfer im Dienste der Kunst sind selten.

Er war es — und darin stimmen die Nachrichten von Freunden und Feinden — der auf dem Burgtheater das deutsche Schauspiel in seiner alten Würde, er, der die Noblesse desselben aufrecht erhielt Er wußte den Werth seiner Schauspieler zu ehren, ohne sich von Anmaßungen der Eitelkeit einschüchtern zu lassen. Er pflegte das Talent, wo er es fand; aber keine Rücksichten konnten den hartnäckigen Willen beugen etwas Anderes zu begünstigen. Jeden Versuch, die Bretter mit Frivolitäten und den flachen Producten des Tages zu überschwemmen, wies er zurück, während dichterische Versuche, auch wenn er sie als unpraktisch verwerfen mußte, seiner Theilnahme immer gewiß waren. Alles dies scheint an sich vielleicht nicht außerordentlich; allein so selten sind

diese Eigenschaften, jede einzeln, bei einem Theaterdirector, daß sie zusammengenommen den Mann, der sie besaß, über die Gewöhnlichkeit erheben. Schreyvogel's Bemühungen verdankt überdies das Burgtheater, daß es nicht verpachtet worden, die Oper nicht ins Schauspiel eindringen durfte und kein Tänzerfuß diese Bretter je entweihet hat. Den Ruf der ersten deutschen Schaubühne erlangte das wiener Burgtheater unter Schreyvogel's Leitung, und es hat ihn bewahrt, troß mancher ungünstigen Aenderungen, so lange er an der Spitze stand; und um deshalb, weil diese Bühne unter ihm und durch ihn auch in den Ruf kam, das letzte Palladium und Asyl der deutschen Schauspielkunst zu sein, hat ausnahmsweise Schreyvogel ein Recht auf persönliche Würdigung, was sonst außer dem Zweck dieser Skizzen liegt.

Ende Mai 1832 erhielt er plötzlich, unerwartet seine Entlassung nach fast dreißigjähriger Thätigkeit. Er hatte nicht, wie verbreitet wurde, darum nachgesucht; doch gehörten andere Gerüchte, daß es geschehen, weil er eine vom Intendanten begünstigte junge Schauspielerin nicht, wie dieser es wünschte, beschäftigen wollen, eben wie jenes

nur zu den Ausgeburten der skandalösen Chronik. Die Veranlassung lag näher und natürlicher. Schreyvogel war gewohnt, so lange er unter dem vormaligen Oberintendanten, Grafen Dietrichstein, Dramaturg war, daß seine Meinung durchging, und er war in der That der eigentliche Regent. Mit vollem Bewußtsein, daß er im Recht war, wollte er, als Graf Czernin an die Stelle des Grafen Dietrichstein trat, so fortfahren. Regieren ist eine süße Sache, und ein Scepter läßt so wenig ein Dramaturg als ein König gern fahren. Allein der neue Intendant war ein Mann, der ebenso den Werth eines Theaterscepters zu schätzen wußte und überdies auch eine Meinung haben wollte. Jener stützte sich auf seine Erfahrung, seine Kenntnisse, seinen glühenden Willen, auf Das, was er gethan; dieser auf seine Autorität, auf seinen Willen, den er ebenso für den rechten hielt, und einen Eifer für die Sache, der selten Theaterintendanten auszeichnet, die zugleich Hofleute sind. Beide überdies Greise und heftig geriethen oft an einander, und wenn Schreyvogel im Ernst äußerte: „Er oder ich," so konnte er den Ausgang von selbst abnehmen, indem, wenn es überall schon nicht

rathsam, mit dem Willen eines einflußreichen Magnaten einen Kampf um Sein und Nichtsein anzubinden, er in Oestreich gewiß damit endet, daß nicht der Magnat weicht, sondern der Andere.

Schreyvogel wurde entlassen. Zwar mit Anerkennung seiner Verdienste, aber doch entlassen, und innerhalb dreier Tage entlassen. Der Mann, der an dreißig Jahre das Burgtheater regiert, dem alle vorzüglichen Mitglieder ihr Engagement dankten, der Alles, was noch gut und vorzüglich war, sein Werk nennen konnte, der nur in diesem Theater und für dieses Theater lebte, sollte es innerhalb drei Tagen verlassen! Das hieß Abschied nehmen von Allem, was ihm werth. Von seinem Leben. Zwar täuschte sich der feurige Sechziger und wollte auch Andere täuschen, daß er nun als Schriftsteller arbeiten und arbeiten wolle — er hatte große Plane; aber wer den krampfhaft zitternden Greis sah, wußte, daß die Werke der Gebrüder West nicht um viel Bände mehr wachsen würden. Auch wird die Autorenfeder dem Sechziger zu einem schweren bleiernen Griffel, wenn er sie in den Vierzigen auch als leichten Kiel weglegte.

An andern Orten hätte man erwarten dürfen,

einem so entlassenen hochverdienten Veteranen werde Liebe und Achtung der freien Kunstgenossen das Aeußerste thun, die widerfahrene Kränkung zu versüßen; man würde hören von Ehrengeschenken, Pokalen, Kränzen u. s. w. Ich glaube in Schreyvogel's öder Wohnung statteten von allen Mitgliedern des Burgtheaters zwei oder drei Schauspieler, die Ausländer waren, einen Besuch ab. Es mag in Wien nicht gut sein in Ungnade zu fallen bei der Magnatengunst.

Zwei Monat später sah ihn Jemand mit fast offenem Halse bei rauhem Wetter auf der Bastei seinen gewöhnlichen Spaziergang machen. Er warnte ihn, denn die Cholera war wieder in Wien. „Was soll sie mir thun," lachte Schreyvogel auf. Sie ergriff ihn, und er hat nur zwei Monat seine Trennung vom Theater überlebt.

---

23. Volkstheater.

Fuit Ilium! Mit jenem beweglichen, von der Lust gebornen, vom Momente täglich Nahrung schöpfenden Volkstheater ist es aus. Die Leopoldstadt ist den Maschinisten, Springern, Feuerwerkern, Possenreißern und Lumpensammlern verfallen. Sie bringen's nicht weiter, als bis zu einem tollen Quodlibet, dessen hauptsächlicher Witz in den Theaterzetteln gesucht werden muß.

Was ist daran schuld? — Tod, Abgang, Alter jener eminenten Talente der Huber, Krones, Ennike, Schuster, Raimund; oder fehlen die Dichter, oder fehlt ihnen die Lust oder der Stoff; oder macht es die Censur, die, wie man behauptet, jetzt strenger geworden gegen den Volkswitz als in der letzten Blüthezeit dieses Theaters?

Die Antwort liegt für mich darin: daß Niemand das Wiederaufblühen des Volkstheaters hofft. Also muß es wol aus sein mit der Lebenskraft

und es verschied nach dem organischen Proceß aller irdischen Dinge. Eine äußere Ursache allein wirkt nie den Tod von etwas Geistigem, wenigstens lebt das so äußerlich Getödtete in andrer Form wieder auf. Das alte wiener Lustspiel scheint aber nicht wieder aufleben zu sollen, ob nun das eine leopoldstädter Theater unter diesem und jenem Entrepreneur sich pecuniär einmal hebt oder nicht, und ob das neu eingerichtete josephstädter viel oder wenig von den alten Elementen des leopoldstädter in sich aufnimmt. Es wird immer etwas Gemachtes sein, das leopoldstädter Theater war etwas Gebornes.

Es scheint mir seinen Lebenslauf durchgemacht zu haben, und es wäre eine interessante Aufgabe seine Biographie zu schreiben. Sollte sich dazu Niemand in Wien berufen fühlen? Was es war, als man dem in Sachsen begrabenen Hanswurst eine Bretterbude aufschlug und ihn unter anderm Namen für ehrlich erklärte, bis zu der Zeit, wo es geworden und blühend zum Selbstbewußtsein kam unter Meißl, Bäuerle, Schuster und zuletzt Raimund. Mit dem Bewußtsein, daß sie ist, ist die Lust aber gewöhnlich aus. In den

Stücken, die unter Meißl's Namen figuriren, quillt der Volkshumor am stärksten, aber noch am unbewußtesten hervor. Er schweift ins Phantastische, aber zu fern von echter Geistesbildung, findet er die Form nicht, welche diesen Meteoren Gehalt gäbe und Dauer verspräche. Man behauptet, daß an diesen ältern Meißl'schen Stücken Mehre geholfen, wenigstens rühre von ihnen ein Theil der launigen Füllung her. Bäuerle sucht ein bestimmtreales Feld. Er brachte den wiener Bürger wie er ist aufs Theater und hat durch seinen Staberl bleibendes Verdienst. Raimund, als Bühnendichter am reichsten mit poetischem Empfindungsvermögen ausgestattet, wagte Etwas, was ihm zum Theil gelang, und woran er zum Theil scheiterte: er wollte den Ernst in die Lust hineinbringen und das ganze Genre des wiener Lustspiels mit der Kunst aussöhnen. Wen rührte nicht, so tief wie etwas, sein „Aschenlied," sein „Abschied von der Jugend" und Anderes; aber wo sein Ernst aus dem Reiche der Empfindungen in das des Gedankens übergeht, verläßt ihn sein dichterischer Genius. Noch hat er in seiner „Gefesselten Phantasie" etwas mit Glück versucht, was kein realer Dichter vor

ihm gewagt; aber nur zur Hälfte gelingt ihm die Empfindung so dramatisch wiederzugeben, daß er verstanden wird, in der andern folgt ihm das Publicum nicht.

Auch Das läßt sich gewiß bewältigen, aber um hier durchzudringen fehlt ihm die tiefere Schulbildung. Begabt mit dieser und seinem populairen Bühnentalente hätten wir vielleicht das Wunder erlebt, hochphantastische Lustspiele wie die Tieckschen auf den realen Brettern wirken zu sehen. Raimund vertiefte sich in die Allegorie; hier, glaubte er, säße der lebendige Quell der Poesie. Aber nur seine ganz eigenthümliche Kraft, dem allegorischen Bilde wieder Fleisch und Bein zu geben, täuschte anfangs über diese Abirrung. Sein leopoldstädter Publicum wollte im Grunde weder ernsthafte Rührung noch Kunst, sondern lachen, und als es merkte, daß unter der Allegorie ganz etwas Anderes stecke und bezweckt sei, wurde es verstimmt und meinte: das gehöre nicht auf sein Theater. Wenn es auch in Thränen geschwommen beim „Aschenliede" und das Herz geklopft beim „Abschied der Jugend" und sich da und dort in seinen Stücken vor Lachen ausgeschüttet, wußte es doch gar

nicht, was es sich für die Phantasie interessiren sollte, die beim Schreibtisch des Bänkelsängers angekettet lag. Aber es war Raimund's Lieblingskind und die geringe Anerkennung verstimmte ihn. Er trat zurück, aber wer sollte ihn ersetzen? Man hatte etwas Besseres gekostet, es hatte nicht vollkommen geschmeckt, aber doch war nun der Geschmack für die Kost von vorhin verdorben. Auch schrieben Meißl und Bäuerle nicht mehr; und lag nicht darin, daß Raimund einen neuen Weg einschlug, und mit allgemeinem Beifall, ein Anerkenntniß, daß das vorhin Geltende sich überlebt hatte, und man eine Aenderung verlangte?

Kein Staat in der lebendigen europäischen Kette schließt sich so ganz aus und ab, daß nicht die geistige Bewegung auch bei ihm früher oder später eindringt. So ist vielleicht auch für Wien, nicht die Zeit zu Umwälzungen, aber die gekommen, wo die harmlose Lust, welche sonst das Leben füllte, nicht mehr ausreicht. Sie fangen an zu reflectiren — bedenkliches Zeichen für die Volkslustigkeit. Auch merkt man wirklich schon in den neuern, unbedeutendern Productionen einen nordischen Anflug, der nicht ohne Bitterkeit und Ge-

meinheit sich kundgibt. Angely's frühere Producte misfielen, aber mancher Witz daraus ist schon in wiener Possen übergegangen, und jüngst hat sein „Fest der Handwerker" einen entschiedenen Sieg davongetragen. Zum Untergange der Leopoldstadt (denn was jetzt davon existirt, ist so viel als nichts) mögen auch äußere Umstände beigetragen haben, als wohin der vorzüglichste der vorhin erwähnte Abgang seiner Matadore zu zählen ist. Auch gerieth die Administration in traurige Hände. Ein Pachter wollte daraus eine Goldgrube machen, sparte an der Gage, knauserte an den Honoraren für die Dichter, und verschwendete dafür an Maschinen und Leinwand, kurz beging alle die Fehler, welche das deutsche Theater allerwärts heruntergebracht haben. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß diese und andere äußere Misverhältnisse nur Symptome und Accidenzien eines innern Ablebens gewesen sind.

Aeußerlich lebendig ist noch das Theater an der Wien. Es dient aber, in den Händen eines speculirenden Kopfes, nur der Gelegenheit. Eigenthümliches ging nicht von hier aus. Sein Hauptfeld sind Parodien, zu denen der Director Carl,

selbst Komiker, Talent beweist. Es sind gutmüthige Parodien, Quodlibets aus allen möglichen Stücken, Theaterfiguren bunt durcheinandergewürfelt auf langen Zetteln; das muß hier die Lust ausmachen, zu der der Komiker Scholz das Beste beiträgt. Sonst rafft dies Theater auch Erbschaftsstücke von der leopoldstädter Verlassenschaft an sich, und forcirte sich Alles zu geben, auch Tragödien. Multa non multum.

Vom Kärnthnerthortheater, das die Oper repräsentiren soll, ist noch weniger Volksthümliches zu erwarten. Doch gibt die Verfahrungsweise des zeitigen Pächters Duport zu manchem Volkswitz Anlaß. Indem man ihm vorwirft, daß er für die Kunst nichts thue und ein großes Vermögen sammle, sollen seine Sänger (mit Ausnahme von Wild) darben. Jemand wird in dunkler Nacht auf dem Glacis von Räubern angefallen. Er soll die Börse rausgeben, antwortet aber, er sei Schauspieler bei Duport. Die Räuber nehmen ihm hierauf nichts, sondern schenken ihm noch drei Gulden Schein, damit er doch einmal satt essen könne. —

---

24. Der Stern des heiligen Stephan.

Wenn es zehn Uhr vom Stephan schlägt, sieht man, dem Hauptportal gegenüber, dunkle Gestalten in einen großen Thorweg einbiegen. Sie verlieren sich links auf dem Hofe in einer kleinen dunkeln Treppe. Dunkel sind die Gestalten, weil es um zehn Uhr Abends in Wien dunkel ist.

In einem kleinem Zimmer nach dem Hofe hinaus steht eine Tafel länglich-viereckig, und drüber ist eine große weiße Decke ausgebreitet. Um die Tafel stehen Bänke und Stühle, und ehe die Glocken des Sanct-Stephan zehn ausgeschlagen, sitzen auf den Bänken und Stühlen um die viereckige weiß behangene Tafel, auf der helle Kerzen brennen, Männer in schwarzer Tracht. Helle Ueberröcke sind auch in Wien nur Ausnahme.

Bis um Mitternacht kommen und gehen Beisitzer, und wenn ihrer zu viele sind, wird auf den Wink eines Vorsitzers noch eine Tafel weiß über-

hangen, und es werden Kerzen darauf gestellt. Aber es ist kein Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Tafel.

Wenn der Vorsitzer oder ein Beisitzer etwas verlangt — Herumläufer sind nicht geduldet — räuspert er sich oder hebt die Hand oder schlägt mit einem Metallinstrument an ein Glas, worauf einer der angestellten Diener ehrerbietig herbeispringt und sich neigend spricht: „Was schaffen Eur Gnaden?"

Die Thüre des Zimmers ist allezeit offen, im Vorzimmer sind viele Laien, und doch verlautbart von dem Geheimen hier nie etwas. Es hat Jedermann Zutritt, aber wer nicht zu ihnen gehört, versteht nichts von Dem, was geredet wird, obwol alle deutsch reden.

Es wäre Unrecht, wenn der gastlich aufgenommene Fremde, was der Einheimische nie verräth, verlautbaren wollte. Natürliches mischt sich natürlich, wie bei Allem, was von Menschen ausgeht, mit dem Geistigen. In jenem, dem der Natur, ist keine große Abweichung mit dem wie sonst in Wien. Doch darf ohne Verletzung übernommener Verpflichtung gesagt sein, daß die Naturschnitzel hier besonders gut sind.

Was das Geistige anlangt, so ist Niemand gezwungen zu reden, aber Jeder darf grade nur so viel reden und Jeder nur grade so viel hören, als er will. Noch darf ich Dir das vertrauen, von Dem, was Du in Wien sonst vermißtest, findest Du Vieles hier, und was Du hier zusammenfindest, findest Du in Wien sonst nicht zusammen.

Du hörst von Kabale, Mord, Liebe, — auch Königsmord, — Verschwörungen, in Genua und Venedig, — lebenslanger Einkerkerung eines Königspaars in unterirdischen Gefängnissen, — von Bolognas Trotz, — von einem unnatürlichen Bruder, der seinen Bruder in Livrei steckte, von heimlich gerochener Gattenehre durch einen Aderlaß und noch viel schrecklichere Dinge. Es sind Leute darunter, die dergleichen selbst angestiftet haben und sich noch darauf etwas zu gute thun. Auch daß sie als Kuppler junge Leute an einander gebracht, wie ihnen die Intrigue auch Mühe gekostet, bekennen sie ohne Furcht und ohne zu erröthen. Andere siehst Du, die das selbst ausgeführt, was die Vorigen erdacht, und sie schämen sich deß nicht, sie nehmen Lob an, daß sie es gut gemacht.

Abgesetzte Fürsten sind darunter, ohne mehr

Auszeichnung als höchstens einen Eckplatz. Einer, der ein Khalif gewesen, spricht Dich an wenn Du fremd bist und erzählt Dir von bessern Zeiten und schweren Verfolgungen; wie Alles, was Du sahst und hörtest, gar nichts wäre, gegen das von sonst. Wie man sie in Ketten und Bande gelegt, vor den Richter geführt, wie sie geduldet hätten, auseinander getrieben wären, die Bundesbrüder, und doch Keiner gegen den Andern gezeugt, wie dicke Acten darüber schwarz auf weiß lägen; schwarz wäre aber doch roth geblieben und roth schwarz, setzt er triumphirend hinzu.

Ich sage Dir nichts von ihrem Wahlspruch, nichts von der einen entdeckten Schändlichkeit, die Jemand veranlaßt, schon früher die Versammlungen zu meiden und eine andere Herberge zu suchen, wo der Wein nicht so schändlich, nichts von den selbstmörderischen Bedingungen, um Präsident zu werden, nichts von den Symbolen, Diplomen. Denn Mysterien mag ich nicht andeuten, einmal weil man daraus schließen könnte, daß welche daseien, dann aus dem einen ewig gültigen Grunde, der auch dem Kaiser, nach altdeutschem Rechte, unmöglich machte sie zu verrathen.

Ebendesgleichen nenne ich Dir keinen Namen, denn Namen sind verfänglich, aber wenn Du nur recht hörst, hörst Du auch Namen.

Der Rest einer alten Templercommende, wie Du vermuthen möchtest, ist es nicht, auch keine Freimaurerloge, auch kein Jakobinerclubb, und im Sommer war kein Carbonaro zu entdecken. Ob sie Reform wollen, weiß ich nicht, aber durchaus kein allgemeines Stimmrecht; ja sie finden, daß schon viel zu Viele mitsprechen, die kein Recht hätten. Sonst versammelten sie sich in der dunkeln Höhle des heiligen Ludlam, seit den Zeiten der Verfolgung sind sie hinaufgestiegen zum heitern Stern des Sanct Stephan.

Deutlicher reden darf ich nicht, sonst könnte man Geheimes ahnen und die Zeiten der Trübsal und Verfolgung aufs Neue wieder anheben.

Wäre aber, wie Einige vermuthen, nichts dahinter, als eine harmlose Zusammenkunft der wiener Dichter und Dichterfreunde, so könnte ich Dir von diesem Bunde, der kein Bund ist, doch melden, was Dich in Erstaunen setzt. Nämlich Die, so gleiche Bestrebungen an einander gebracht, halten

auch zu einander, und nicht in Neid und Scheelsucht, vielmehr in Wohlwollen und Theilnahme. Wann Einem etwas gelang, und er Anerkennung fand, freuen sich die Andern mit und schütteln ihm die Hand. Gelang es nicht, fallen sie nicht über ihn her, wie die Geier über ein Aas, das sie schon zuvor umschwebten, hoffend, daß es fallen werde. Wenn er gefehlt, weil seine Kraft zu schwach gewesen, drücken sie ihm auch die Hand und sprechen ihm Muth ein. Hat er aber etwas Verkehrtes zu Tage gebracht, so lachen sie weder, noch machen sie sich hinter seinem Rücken darüber lustig; vielmehr bedauern sie ihn, als wär' es ihnen selbst geschehen, und nicht vor ihm allein, sondern auch vor Dritten. Also halten und wirken sie zusammen, nicht wie pariser Vaudevillisten, die nur zusammen schreiben des Vortheils halber, sondern wie Freunde, die sich um der Sache wegen in schlimmen Zeiten trösten, Muth einsprechen, den Geist aufrecht halten, in guten aber sich gemeinsam freuen. Sie gehen nicht aus auf Tadel; sie warten nicht, daß etwas umschlagen soll, um Platz dann für sich zu bekommen; sie meinen, wiewol sie der Kritik nicht ihr Recht absprechen, daß die

echte sich mit der Zeit von selbst macht. Wohingegen, obschon Freunde, sie nicht darauf hinarbeiten, etwas Schwaches, das durch sich fallen muß, durch Verbrüderungskünste und Parteienlob zu halten.

Solches scheint unglaublich, wer es nicht gesehen, im Jahre Eintausend achthundert und zwei und dreißig in Europa. Wer sich aber davon überzeugen will, gehe nach Wien in Unteröstreich; und dem Stephansportal schräg gegenüber gehe er durch den Schwanenschwiebbogen, links in den Hof, die kleine Treppe hinauf und frage beim Gastgeber zum Stern nach dem Stübchen, wo die Herren von der Feder und vom Theater sitzen, allwo er Das finden wird, was ich hier gesagt.

---

25. Sommerpartien.

Noch auf einen Spaziergang soll mich der Leser begleiten. Und doch indem ich die Orte überschlage, sind ihrer so viel, daß wir eine volle Woche brauchten, um nur das Merkwürdigste zu sehen.

Jeder Ort um die Stadt, sobald wir die Linie verlassen, ist ein Charlottenburg, ein St.-Cloud, jeder das Ziel besonderer Lustpartien. Wirthshaus an Wirthshaus, Garten an Garten, Villa an Villa. Stellwagen, Zeiselwagen, Fiaker, Reiter, Fußgänger, Staub, Lust, Musik, Schauende, Geschaute.

Und der Höhenzug des wiener Waldes zieht sich in obligater Freundlichkeit für die Wiener in einem weiten Halbmond um die Kaiserstadt. Seine Abdachungen terrassiren das Land hier zu Aussichten, dort zu Einsichten ins Gebirge. Man konnte nicht schönere Plätze wählen zu den Villen, Lustschlössern, Kirchdörfern; auch hie und da Schlösser

mit Feudalthürmen und Zinnen und wenige Schritte weiter Ritterburgen aus der Blüthezeit des Faustrechts. Alles dies vorblickend aus dem frischen Grün der jungen Saatfelder, aus den üppigen Wiesen, den grünen Berghängen, den dunkel umwaldeten Bergkuppen. Der Kalkstaub der Chausseen dient nur zur Folie für diese Frühlingswelt.

Döbling, mehr Stadt als Dorf, schließt sich mit seinen eleganten Sommerhäusern fast an die Linie von Wien. Ebenso Penzing auf dem Wege nach Hietzing, welches wieder mit dem berühmten Lustschloß Schönbrunn zusammenstößt. Ueber Europas Schicksal sollten zweimal in diesem schönen Palast, von Maria Theresia erbaut, die Würfel fallen. — In denselben Hallen wo Marie Louise Napoleon die Hand reichte, sollte sie dem einzigen Sohne desselben die Augen zudrücken. Jenes entschied nichts; dieser Tod hat mehr entschieden, vielleicht Europas Frieden. Kaiser Joseph II. baute auf der Höhe über Schönbrunn, noch innerhalb des Parks die berühmte Gloriette, eine offene Arcade, um zu zeigen, wo man hätte Schönbrunn anlegen sollen. Von

hier hat man die reizendste Aussicht auf die Stadt und die Gebirge. Die künstlichen Teiche, beschützt von steinernen Meergöttern und Najaden, wimmeln von niedlichen Goldfischen, mit denen die Knabenlust dasselbe Spiel treibt wie mit den ehrehrwürdigen Karpfen zu Charlottenburg. Bedeutend und trefflich in ihrer Anordnung ist die schönbrunner Menagerie. Ein wildes Thier kann kein bequemeres, anmuthigeres Leben führen, es sind alles Sinecuristen, denen Niemand ihren Posten beneidet, ob doch mancher Bürger in Wien nicht so anmuthig wohnt wie hier z. B. die Bären unterm Grün des Hofes, an einer plätschernden Fontaine, mit Erlaubniß zu spielen, zu essen, zu trinken und zu baden, so viel ihnen beliebt. Wie anders ihre Lage als die ihrer Cousins in Paris, welche in einem trocknen, ausgemauerten, von der Sonne ausgebrannten Graben, tagaus tagein dem Uebermuth der Knaben und der Grausamkeit der Pariser zum Spiel dienen. Und wie luftig wohnen die Adler, wie reinlich die tibetanischen Ziegen, alle Geschlechter der Merinos! Wie vertraulich leckt das scheueste Gethier der Himalayaschluchten nach deinen Fingern, und der majestätische

Vogel Strauß selbst (ein ausgezeichnet schönes Paar findet sich hier) ist Dir in Schönbrunn befreundet. Nur der Elefant scheint nicht recht zu wissen, weshalb er da ist und die Giraffe wollte das wiener Klima nicht ertragen. Beide Riesenthiere haben es ausnahmsweise besser im Jardin des plantes, sie genießen des Umgangs mit dem ganzen Volke.

Dicht an Schönbrunn, auf demselben Höhenzuge, liegt — oder lag das wiener Tivoli. Die Aussicht von hier auf Wien ist um etwas reizender als die vom Kreuzberge auf Berlin. Man rutschte hier wie da, und zwar von der Höhe in die Tiefe und nicht von der Tiefe in die Höhe, und es wollte hier wie da nicht aufwärts gehen, sondern ging noch schneller bergab. Was Berlin's Tivoli untergrub, die Julirevolution, kann es in Wien nicht gewesen sein; aber Einige sagen, es sei dem Wiener zu weit, zu kostspielig — daß er nämlich Entrée zahlen soll für den Zutritt zum Vergnügen und für das Vergnügen noch außerdem — und immer dasselbe; denn ein berühmter Vergnügungsort bleibe es nur für eine Saison; dann habe er, wenn auch nicht das Wesen,

doch den Namen zu ändern, wenn er in Wien durchkommen will. Ich wage nicht über Grund oder Ungrund dieser Anschuldigung gegen den wiener Charakter zu urtheilen. Tivoli hier wie dort, ja selbst in Paris, ist etwas Fremdes; eine erzwungene Anhäufung von Lustbarkeiten, die sich um deshalb nicht hielt, weil sie nicht aus dem Bedürfniß, sondern aus der Speculation hervorging.

Entfernter schon von der Linie ist Hitteldorf, besonders beliebt wegen seiner anmuthigen Lage an grünen Bergrücken, Haus für Haus zu Sommerwohnungen für die Städter eingerichtet, und doch selbst schon Stadt. Das berühmte Bier lockt an schönen Tagen Scharen von Wienern in die Brauerei und das Wirthshaus, deren Garten auf die Berge hinausgeht.

In allen diesen muntern Orten stellt sich zur Sommerzeit noch eine besondere Lustbarkeit ein, die wenig mit der Erholung im Freien zu thun zu haben scheint — ein sogenanntes Sommertheater. Nicht, daß im Freien unter grünen Coulissen etwa ein Sommernachtstraum improvisirt wird, nein in massiv aufgebauten Häusern mit Sperrsitzen und Logen wird von den Truppen, die

aus allen Enden des Kaiserreichs herbeiströmen agirt, komödirt, tragirt. Gedruckte Komödienzettel an Wiens Ecken laden dazu ein, und man sieht Hamlet und Staberl, die Räuber und Sappho, die Ahnfrau und den Wirrwarr. Ueber das Wie ließe sich viel Lustiges sagen. Ueberhaupt wäre Alles lustig, ob Tragödie oder Posse, wenn nicht der hungrige Jammer zu deutlich aus den Coulissen vorblickte. Nur zu oft wird durch Brandbriefe an die hochzuverehrenden Sommergäste nicht allein das Publicum, sondern auch die Garderobe herbeigeschafft, und die Mildthätigkeit findet sich aufgefodert, ganze verhungernde Familien zu ernähren. Ich weiß nicht, ob durch solche Darstellungen mehr die Kunst beleidigt wird oder der bürgerliche Stolz durch die Windungen und Krümmungen der Directoren und Beneficianten gegen die erlauchten Fautoren, wie denn auf allen östreichischen Provinzialtheatern die kriechende Sprache der Annoncen vor dem hohen Adel und insonders hochzuverehrenden Publicum für uns mehr Empörendes als Lächerliches hat. Ich sah eine Truppe aus Ungarn; man konnte alle Nationen in ihren Mischdialekten herausfinden. In irgend einem Winkel der Wa=

lachei mochten sie auch große Künstler sein und drollig an ihnen war Vieles. Aber einem affreusen großen Weibe war auch diese Seite nicht abzugewinnen; nur das baare Elend stritt mit der Gemeinheit, und die heulende Sprache und die Furchen des Gesichtes sprachen von langen und grausamen Lebenserfahrungen. Allein aus all diesem Widerwärtigen winkte doch etwas Bekanntes. Das Weib war nicht hier geboren, und troß der mannichfachen Stufen, durch die sie gesunken, war die Kunde ihrer Abkunft, ihrer einstigen Schönheit, ihrer Schicksale mitgedrungen. Sie war aus Berlin und führte einen historischen Namen aus der Mark! — So wie in diesen kleinen Bühnen die heruntergekommenen Schauspieler von größern ihr letztes trauriges Asyl finden, prüft aber auch auf ihnen manches künftige Talent seine ersten Kräfte. Ich sah in einem krausen Quodlibet, dem Hauptnahrstoff dieser Art Theater, einen jungen Mann, der hier mit einem puderweißen Geist seinen Anfang machte, aber schwerlich auf Sommertheatern seine Laufbahn schließen wird.

Der lang auslaufende Bergstrich des wiener Waldes strotzt von Lustörtern und Dörfern, z. B.

Rodaun, das tiefer ab vom Wege ungeachtet seines Bades noch eine Spur von Dorfcharakter an sich trägt. Aber das schönste Ziel ist Mödling mit seinen paradiesischen Umgebungen, eine kleine Bergstadt, in der Poesie berühmt durch den Teufelsstein bei Mödling, zu dem man übrigens durch die Teufelsmühle passirt. Diese hat jedoch jetzt wenig Spukhaftes mehr, wie sich von selbst versteht, da sie dicht am Schlagbaum der allerbefahrensten Chaussee steht und die Geister, wenn auch vor sonst nichts, es doch vor dem feinen Kalkstaub nicht aushalten. Mödling selbst hat noch zum Theil ein feudalistisches Ansehen; man steigt über den Markt dieser alten Herrenstadt nach den graubraunen Ruinen des uralten Teufelssteins und bei ihm vorbei auf die Höhe des Gebirges, wo uns schon braunes Haidekraut begrüßt. Von hier ist die entzückende Aussicht auf das weite, flache, grüne Land, wol vergleichbar der Aussicht auf ein ruhiges Meer, es ist aber das Meer des Segens. Hier dächte ich mir gern, daß der Spaziergänger seine Hymne an Oestreich gedichtet, wo es heißt:

Festlich prangt dein Leib, der wonn'ge, in dem grünen Sammtgewande,
Dran als Silbergurt die Donau und die Rebe als Guirlande.

Der Anblick ist noch großartiger, poesiereicher als der vom Kahlenberge. Der Gedanke des Unendlichen mag indessen den Wiener minder ergreifen, als ihn die Aussichten auf bestimmtere Objecte nach der andern Bergseite hinab entzücken. Die Kunst hat sich der Natur angenommen und die weiten Bergzüge in einen englischen Park verwandelt. Auf allen Höfen gibt es Eremitagen, Burgen, kleinlich freilich gegen Natur und Wirklichkeit, aber doch nicht störend, und mehr darf man im Durchschnitt nicht vom Geschmack der Großen verlangen. Von einer solchen künstlichen Burgruine sieht man in eine graue Felsschluft — den Briel, bei dessen Erwähnung dem Naturverehrer in Wien die Augen übergehen. Die Partie ist romantisch, indessen noch nicht der Roßtrappe und dem Bodethal im Harz zu vergleichen. Nur das Absonderliche hier im Gegensatz zu der grünen schwellenden Lieblichkeit rings um Wien, mag ihren Ruf gemacht haben. Wer Felspartien kennt, findet nur den

wohlbekannten Charakter wieder. Aber dem Freunde des Alterthums tritt in der Burg Liechtenstein, wohin die englischen Partien ihn vom Briel aus führen, ein kühnes und zierliches Bergcastell in einer reizenden Waldöffnung entgegen. Wol das Kühne, aber nicht das roh Massenhafte des Mittelalters drückt sich in dieser durch neue Kunst zum Theil erhaltenen Ruine aus; gothische Künstlichkeit prägt ihr den Charakter des Wohnlichen auf. Man mag denken, aus der Pforte werde ein Zug muntrer Falkeniere reiten, ein schönes Fräulein uns freundlich zunicken, und ein behaglicher Burgherr uns einladen in sein gastliches Haus, das nach dem rohen Faustrecht wenig aussieht.

Der Briel bildet den Anfang zum berühmten Helenenthal, einer Bergschlucht, welche im Umlauf von ungefähr zwei Meilen bis nach Baden führt. Wer vom Helenenthal nicht entzückt ist, wird in Wien ausgestrichen aus der Reihe für Naturschönheiten empfänglicher Gemüther. Ich will nicht vergleichen und nicht schildern. Das Thal ist schön und anmuthig. Einige prächtige Ruinen nicken von den Felskolossen herab den Wanderer an, das oft breite Bette des Waldstroms

murmelt hier in kleinen Fällen, dort stauen sich gewaltige Holzmassen, die es schwemmen soll. Es könnte schön und wild sein, wenn nicht die befahrenste Chaussee durchführte, deren Staub Wiens Umgebung so viel Natur raubt. In jedem Dorf, in jedem Weiler vollkommene Wirthshäuser, mit allen Bequemlichkeiten und einer wiener Speisekarte. Lieblich war der Weg im frühen Morgenschein des jungen Maitages, erquickend am Abend; am romantischsten aber vielleicht nach Einbruch der Nacht. Der Mond glänzte über die Berge, sein Strahl dämpfte den Staub, und aus den Schmiedehütten beleuchtete der rothe Feuerschein das enge Thal wunderbar. Die dumpfen Klänge des Ambos mischten sich mit der Tanzmusik aus den Schenken, und Natur und Menschen feierten einen Sonntag.

Ueber Köpfe und Beine vieler hundert schlafen gegangener slowakischer Pilger, die sich hinwerfen wo sie Platz finden, zu nicht großer Freude der Gastwirthe, waren wir in Gaden in unsere zierliche Schlafstube gestiegen; am Stifte Heiligenkreuz holten sie uns am Morgen wieder ein. Das Stift ist zu heilig, um von ihnen ohne spe-

cielle Devotion übergangen zu werden. Eines der ältesten und reichsten in Oestreich, trägt es in seinen gewaltigen Hofbauten und ungeheuern Kreuzgängen den grandiosen und düstern Charakter des Mittelalters an sich. In dem weiten Reiche seiner Grüfte schlummern Fürsten- und Kaiserfamilien; Tafeln nennen Dir ihre Namen, von denen ein großer Theil der deutschen Geschichte angehört. Ein seltsamer Ruhepunkt, die düstere Fürstengruft zwischen dem lustigen Wien und dem noch lustigern Baden!

---

26. Vanitas.

Die Basteien sind, wie ich sagte, noch hoch, mit schroffen fast senkrechten Mauerwänden. Man schwindelt nicht, wenn man hinauf-, aber man kann schwindeln, wenn man hinabschaut. Sie sind nicht mehr bestimmt, daß der Türke sich den Schädel daran zerbrechen soll — auch der Franzose fand es bequemer durchs offene Thor zu ziehen, als auf Leitern hinauf zu klettern —; allein wenn man hinabspringt, kann man noch heut, wie zu Sobieski's Tagen, nicht allein Schädel und Bein, sondern auch den ganzen Leib zerschmettern.

Menschen standen zusammen auf den beiden Laufbrücken zu den beiden Kärnthnerthoren. Menschen zusammen ist eigentlich in der wiener Sprache eine Tautologie. Die Menschen sind von selbst dort immer zusammen; ein Mensch einzeln, sei's in der Stube, in der Straße, oder wo es sei, ist eigentlich nichts, wenigstens nichts Mensch-

liches, sondern etwas Apartes. Der Wiener ist ein geselliges Wesen, er ist und will einzeln nichts sein, er ist alles zusammen, er ißt, trinkt, lacht, geht, fährt, reitet, sitzt, liegt — immer zusammen, nur steht er nicht zusammen.

Wenn in Berlin ein Kanarienvogel fortfliegt oder auch nicht, oder ein Schornstein stärker raucht oder auch nicht stärker, und drei Menschen stellen sich zusammen und sehen hin, so stellen sich zu den Dreien neun, und zu den Neun kommen einundachtzig und Alle wollen sehen, was die Andern sehen oder nicht sehen, und das ist, was man in Berlin nennt — Menschen stehen zusammen.

Diese athenienisisch-berlinische Eigenschaft gab ihm die Natur, die dem Wiener so viel gab, ausnahmsweise nicht. Der Wiener, collectiv verstanden, bleibt nicht stehen um einen fortgeflogenen Kanarienvogel, um einen Rauchwirbel oder um ein Stück Papier, das der Wind forttreibt. Er fragt sich: was hab' ich davon? und er hat Recht, denn unterdeß kann der Stellwagen nach Hitteldorf abgehen und ein Anderer meine Portion Gefrornes essen. Außerdem gibt es noch andere Gründe,

weshalb dieses ständische Wesen, und mit Recht, nicht geliebt wird.

Wenn sie also in Wien zusammenstehen, so weiß man, daß es mehr ist als nichts, wenigstens als ein ausgeflogener Kanarienvogel. Sie standen nicht allein auf den Brücken, auch oben auf der Wallbrüstung, auch unten in den Gräben sammelte es sich, Wache, Polizei darunter, und die ernsten Blicke waren traurig auf ein schwarzes Pünktchen unten an der Mauer gerichtet. Es war kein Vogel, der wieder die Flügel hob, kein Rauch, der wieder aufstieg, kein Blättchen, das der nächste Luftzug forttrug. Es war ein leblos Wesen. „Ein Verunglückter!" hieß es. „Ein Unglücklicher!" sagten Andere. Man schüttelte die Köpfe und sah nach der Wallbrüstung. Die Polizei hat dafür gesorgt, daß Niemand verunglückt, der nicht verunglücken will. Man zischelte sich nachher zu, es sei ein Unterbeamter beim Zoll gewesen. Man verunglückt auf die Art, auch wo es keine so steile Basteien gibt als in der alten Kaiserstadt Wien.

Wie Viele, seit der Türkenzeit, stürzte von diesen Wänden eigner Wille in das Reich der

Nacht, und Du siehst nirgend eine Blutspur. So glatt sind die rothen Backsteine, so grün ist der Rasen unten, so bunt blühen die Blumen ringsum, die Bäume schütteln ihre Wipfel, die Aussicht lacht, und der geputzte Spaziergänger lacht auch. Warum mögen sie gestorben sein? Aus Lebensüberdruß und aus Lebensdurst; weil sie Alles genossen hatten, oder weil mitten in dem reichen Genuß die launische Göttin grade gegen sie karg war, als sie ihr Füllhorn über Wien ausgoß. Keiner ihrer Seufzer dringt Dir ins Ohr. Hier soll nicht geseufzt, geklagt, gedacht werden, daß es einst anders war oder anders werden kann. Nach einer halben Stunde kam ich wieder zurück durchs Kärnthnerthor, und Niemand stand mehr da mit ernsten Blicken; man ging, man lief, man lachte, und unten, wo der Todte gelegen, spielten Kinder Haschen. Oft kam es mir in den Sinn, es müsse über den Thoren von Wien stehen mit goldenen Buchstaben: „Hier ist es verboten, an die Vergänglichkeit zu denken!“

Ich stieg auf die Bastei. Just über dem Thor hält der Führer und zeigt Dir, wenn Du aus Berlin bist, ein Eckhaus in der Kärnthner-

straße, in dessen erste Stockwerke auch Dein unbewaffnetes Auge dringt; so hoch ist die Bastei! Du kannst hier, ohne einen Kreuzer Entrée, um eine gewisse Stunde ein anmuthiges lebendes Bild sehen, um das eine große Königsstadt Tausende hingab und doch meinte, sie hätte noch zu wohlfeil das Vergnügen bezahlt. In einem netten Fenster über dem Erdgeschoß saß das anmuthige Bild in einem röthlichen Ginghamkleide und stickte an einem Rahmen. Die neidischen Fenstervorsätze waren freundlich fortgeschoben, damit sie Luft bekäme, oder damit Fremde und Einheimische Licht fänden. Terpsichore's Schülerinnen sind selten grausam. Doch trifft man hier gewöhnlich nur Berliner, der Wiener geht lächelnd vorüber, der Fremde fragt: was denn das soll? —

Das anmuthige Bild heißt Fanny; das Theater am Thor daneben ist die Wiege ihrer Kunst und ihres Rufes; Berlin war die Arena ihrer Siege. Zweimal hatte sie Monate lang die halbe Jugend und mehr als die Hälfte vom silberhaarigen Alter in Entzücken versetzt. Es war Cholera und Kriegsnoth vergessen, der Enthusiasmus war aufgelodert zu jener lichtlosen Höhe, wo man

uns gern hätte, nämlich wo die Vernunft ausgeht, und der unschädliche Wahnwitz anfängt. Ihr war es gelungen, durch ein paar Sprünge, durch ein Paar reizender Augen dieselbe Königsstadt, wo so viel Witz ist, daß die Geistreichen ihn wie schimmliche Waare fortwerfen, so zu verzaubern, daß sie abermals von außen wie ein Abbera aussah. Von alle dem gewahrte man nichts in der anspruchlosen Haltung der Stickerin, nichts in dem einfach gescheitelten Köpfchen, als sie ihr blasses Gesicht nach den Zuschauern aufkehrte. Sagte die betrübte Miene: „Ach in Berlin war's anders!" oder sprach darin ein anderer Schmerz? Auch Tänzerinnen haben Schmerzen! Ist das wol gerecht von der Natur, daß sie diesen armen Eintagswesen für die kurze Zeit ihres Schmetterlingslebens auch eine Portion der bleiernen Sorge, einige Stiche zutheilte von den tausend Dolchen, die unserm Phlegma Gefühl abzwängen?

Mir schwindelte wie ich hinabsah. Mir fiel der todte Steuerrevisor ein, der draußen lag. Mochten doch auch, nicht wie die arge Welt meinte, ein paar unrichtige Zahlen in seiner Tabelle, sondern ein Blick hierhin ihn verwirrt haben, daß er

schwindelte und den Rand nicht sah. Man kann sich auch in die Stadt von den Basteien stürzen, so gut wie hinaus. Wenn ich zerschmettert zu Deinen Füßen niedergesunken wäre, Du hättest mir wol auch einen Blick, eine Thräne des Mitleids geschenkt, und es wäre ein Stich mehr gewesen zu Deinen Wunden.

Arme Fanny! Verdrießliche Gedanken, die eigentlich aus Wien verbannt sind, gaukelten um mich. Ich fragte mich, woher es käme, daß etwas, was eine nordische Königsstadt in tollen Hexenrausch versetzt, die lustigen Leute einer Kaiserstadt, wo das Blut viel wärmer rinnt, so gleichgleichgültig läßt? Dort eine Feenkönigin, umschwärmt von tausend Geistern, hier — allein in Deinem Eckzimmerchen. Dort auf allen Lippen, hier nur, wenn ein Berliner kommt, mit einem gewissen Lächeln: „Das ist Ihre Fanny." — Die bösen Gedanken führten mich über zehn Jahr weg in die Zukunft. Ich stand auf derselben Stelle und sah auf dasselbe Eckhaus, durch dasselbe Fenster, und es war noch viel einsamer, und sie stickte wieder über einen Namen gebückt, und nun richtete sie sich auf und sah mich an — und ich erschrak,

und eilte weg und dachte: wie heilsam es ist, wenn man sich die Gegenwart nicht durch Denken verbittert. Zu **mir** aber sprach ich:

Frisch auf! Am Tage rüstig sei der Mann;
Es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann.

Fanny war fort, und die Gespenster waren fort; ich irrte durch die Gassen.

War das abermals ein Spectrum! — Es war langsam vorübergefahren. Alle standen schweigend, die Köpfe noch bar. Ein gutmüthiges Gesicht neben mir wischte die Thräne aus dem Auge, ich konnte auch mit einer kämpfen; so blaß, so leidend sah er aus, der junge schöne Mann. Er macht es keinen Monat mehr." — „Keine Woche," entgegnete der Andere. — „Ist es wirklich so?" — „Die Aerzte haben ihn längst aufgegeben. Man versucht nur noch, ihn so Tag um Tag zu erhalten. Man wartet auf die Mutter." Auf einen Vater konnte man nicht mehr warten.

Der junge Mann, den sie bedauerten wie ihr eignes Kind, war der Sohn eines Mannes, dessen Arm zweimal schwer auf Oestreich gelastet. Der Seufzer mancher Wittib, die hohlen Blicke

mancher alternden Braut, die wankenden Schritte des kinderlosen Greises, des hülflosen Mütterchens, klagen mitten hervor aus der Fülle Lust gegen den Mächtigen noch immer laut, der in seinem stillen Inselgrabe so wenig auf Klagen hört, als da er noch, ein Kriegsgott, mit eherner Miene hinschritt über Leichenfelder oder thronte, vom jungen Purpur umwallt, mit der Jovisstirne im goldnen Saale der Tuilerien. Man trägt es dem Sohne nicht nach. Ein Volk hat ihn angenommen an Kindesstatt. Es ist ein gutmüthiges Volk, das deutsche: heute glühender Zorn, morgen vergebende aufopfernde Liebe. Alle Revolutionen in Deutschland werden scheitern, wenn sie, allein thronend auf Begriffen, das Gefühl verletzen, gleichwie jede, auch die gerechteste Regierung sich selbst untergräbt, wenn sie dem trotzen will.

Der Sohn des Mannes, dessen jungen Scheitel die Morgensonne von Marengo golden umspielte, dessen Ruhm zum Himmel wuchs unter den Pyramiden, um unter Moskaus Brande zu erstarren, siech, hinwelkend, eine gebrochene Blüte, ohne Ruhm — welches Transit-gloria-Gemälde! Seine Stirn, sein Kinn, sein Auge, ein unver=

kennbares Zeichen seiner Abkunft. Eben frei gegeben aus klösterlicher Zucht, will er das Leben kosten. Der junge Adler fühlt sich, er will auffliegen; aber ihm fehlt des Vaters Kraft, er trinkt mit zu vollen Zügen, und er trinkt sich selbst den Tod. Vielleicht für den Jüngling der beste Trank. Seine Hoffnungen lagen im Strudel einer dunkeln Zukunft. Ohne Hoffnungen, wäre das nicht ein doppelter Tod, Napoleon's Sohn — als ein Sohn der Gewöhnlichkeit. *)

Die Einen sagen, die Liebe habe ihn getödtet, die Andern werden sagen, der Haß. Wer hätte den Jüngling gehaßt! Es ist die Anschuldigung der Gemeinheit, die nicht begreift, daß unsere Zeit über Giftmischerei hinaus ist. Man ist auf die Anschuldigung vorbereitet und wird sie zu tragen wissen. Die Liebe, die er im Volke genoß, war bei seinen mütterlichen Verwandten noch größer.

---

*) Niedergeschrieben und auch zuerst gedruckt vor der Nachricht vom Tode des jungen Napoleon, also auch lange vor dem Erscheinen des hochinteressanten Briefes über denselben, für dessen Verfasser Obristlieutenant von Prokesch gilt. Aber ich fand keinen Grund das hier Ausgesprochene danach abzuändern.

Wer nicht fühlt, daß ein solches Verbrechen unverträglich ist mit dem Namen Habsburg, dürfte doch begreifen, daß des Jünglings Leben ein bedeutendes Pfand war, das Niemand freiwillig fortwirft. Der kleinliche Romanenargwohn muß weiter suchen, wenn er Kolophoniumblitze wittern will, wo tausend Gewitterstürme über der Welt zusammenziehen.

Ich ging weiter; da drängte es mich zurück. Ein Leichenzug kam um die Ecke. Sie eilten mit einem Manne zur ewigen Ruhe, der viel im Leben gewirkt und viel genossen hat. Sein Name steht nicht in den Sternen, aber hinter vielen Blättern der Geschichte, die mit dem großen Helden, dessen Sprößling verwelkt, zu Grabe hätte sollen getragen sein. Sie wollten nicht den ehernen Heros als Schlußstein einer Zeit ansehen, die abgelebt, sie wollten keine Scheiterhaufen bauen, draus als Phönix eine neue aufstieg; sie riefen die alte wieder ins Leben, möglichst wie sie gewesen. Die Völker waren müde, man glaubte, man hoffte. Der Mann, den sie jetzt kalt und steif vorübertrugen, führte das Wort und ein glänzen-

des Wort, er sprach von den Sünden unserer Väter, und daß wir sie gut zu machen hätten. Aber wie? Nicht, indem wir die Gebete, die sie vergessen, ausbeten, tilgen wir ihre Sünden. Nicht, indem wir fehlen, wie sie gefehlt, machen wir ihre Schande vergessen. — Die schönen Worte und eine gewaltige Kraft eines Mächtigern haben drei Lustra glauben gemacht, daß es möglich, Todtes wieder lebendig zu machen. Man glaubte, hoffte lange, — aber es fehlte drüben die Liebe, nämlich die, welche freiwillig Opfer bringt. Nun der furchtbare Riß gezeigt, daß man etwas Unmögliches gewollt, war der schöne Redner stumm geworden. Der mächtigere Mann, dem er sein Wort geliehen, sah klarer als der schöne Redner, was an der Zeit sei, und nicht mit Worten, mit der That lenkte er ein. Um der neuen That das Wort zu reden, war der Redner zu alt geworden. Auch ist es schlimm den Glauben predigen, wenn man selbst nicht glaubt.

Den sie zu Grabe trugen war Friedrich von Gentz, ein geborner Preuße. Er predigte gegen die Revolution, aber er selbst war doch nur ein Kind derselben; denn wer dem System, für

das er gedungen wird, die volle Kraft seines Geistes leiht, gehört nimmermehr in die von ihm gepriesene alte Zeit, wo der Mann, nicht dem Banner des Interesse folgend, stehen blieb, da, wo die Geburt ihn hingestellt.

Gentz war ein ausgezeichneter Kopf, ein Geist, der in der Jugend sich in alle Formen fand. Was wird von Gentz übrig bleiben?

Der Wind wehte Staubwirbel durch die Straße.

---

27. Ein grauer Klosterhof.

Es war ein trüber Sonntagsmorgen, entweder noch nicht Zeit für die elegante Welt, um zu glänzen, oder sie war schon draußen im Prater — aber die Straßen waren leer und grau, wenig Geräusch bis auf das Hallen der Glocken. An Wochentagen überhört man es; ein feierliches Glockengeläut paßt überhaupt nicht zu Wien. Es ist ein Ernst, der etwas prätendirt, was unbequem ist.

Ich streife gern früh an Sonntagen durch alte Städte. Es ist für mich eine Art Andacht, zu sehen wie sie den Sabbath feiern, Menschen und Steine, denn auch die todten Häusermassen sprechen die Feier aus, wenn Alles darin erstorben ist, was ihnen Leben gibt. Das drückt selbst in Paris sich aus. Der Bürger des Marais achtet seinen siebenten Tag; es ist eine uralte Satzung: er will ausruhen, sich erholen, ob man es ihm befiehlt, erlaubt oder verbietet. Ein stilles Paris —

selten genug, denn es kommt nicht jeden Sonntag vor — ist ein befremdender Anblick. Eine ausgestorbene Werkstätte der Industrie; es ist beinahe wie ein leeres Magazin. Aber dann und wann, an gewissen Feiertagen, streuen sie doch Sand, daß es rein aussehen soll auf ihren Schwellen, in den kothigen Straßen, in den von Schmuz triefenden Winkeln, es ist eine Täuschung, aber doch die Thatsache; daß der pariser Bürger einmal das Bedürfniß empfindet aus dem alltäglichen Schmuz des Verkehrs heraus, sich rein zu lügen, ist für mich eine Art Andacht. Ich kann nicht sagen, wie das Sandstreuen grade in Paris mir feierlich vorkam.

Die Mauern einer alten Stadt sprechen nie deutlicher zu mir von Dem, wie das Sonst anders war wie das Jetzt, als an solchen stillen Sonntagsmorgen. Gern lese ich da in den räucherigen Gassen, unter den Schwiebbögen, wo es treppauf treppab geht, in den Kirchenwinkeln, wo kleinbürgerliche Armuth seit Jahrhunderten sich eng angenistet hat an die umklebten Dome und Münster, die Geschichte der Geschlechter, welche nun längst Erde geworden und aus Erde wieder Leben. Wir

treten auf die Gräber der Großväter und sehen sie nicht mehr, höchstens blieb ein plattgedrückter Stein, dessen Mönchsschrift zu ägyptischen Hieroglyphen wurde; die der Väter sind hinausverlegt vors Thor, ihre Rasenhügel netzt und tränkt noch der Herbstthau, und die Lebenden singen ihnen ein Requiescat drinnen in der Kirche. Feucht ist die Luft, ein ätherisirter Moderduft haucht um das alte Gemäuer, das noch um einige Jahrhunderte länger stehen wird als die wurmstichigen Holzbauten, die auch schon bis vier Jahrhunderte zählen, und der Nußbaum, dessen aromatisches Grün in die kleinen Fenster nickt, scheint auch, obwol noch voll Mark und Lebenskeimen, vertrauter mit der Vorzeit als mit dem jungen Geschlechte, das unter seinem Stamme spielt.

Unsere großen Städte sind reicher, als man denkt, an dergleichen poetischen Winkeln, die eine versunkene Zeit in günstigen Augenblicken so vollständig uns vergegenwärtigen, daß das Mittelalter vor uns wieder aufzuleben scheint. Man braucht nach diesen Genrestücken von kleinbürgerlicher Architektur nicht in so notorisch alterthümlichen Städten wie Nürnberg, Hildesheim, Köln

zu suchen, sie stoßen uns selbst in Berlin auf, wenn man die Kreuz- und Quer- und Winkelgassen um Nicolai und Marien durchstöbert, obschon der Maler hier selten einen grünen Nußbaum findet und vielleicht noch schmerzlicher das Fach- und Schnitzwerk, die vorspringenden Etagen und Erker vermißt. Aber läßt sich nicht hier die Culturgeschichte der Stadt, wie das neue Palmyra allmälig aus diesen verzwickten, dunkeln, feuchten Gäßchen, durch die Vermittelungswege der geräumigern Kloster-, Stralauer und der wohlhäbigern Breiten- und Brüderstraße entstand, deutlicher studiren als zum Beispiel in Frankfurt, wo ich plötzlich aus den engsten Winkeln einer uralten Reichsstadt hinaustrete auf den Quai, der von leuchtenden Palästen strotzt, welche so wenig mit jenen uralten hölzernen Schachtelhäusern Zusammenhang haben und zu ihnen passen wie der Baron von Rothschild zu einem polnischen Juden, der mit Lumpen handelt?

Ich hatte nichts zu thun und streifte, dem Instincte folgend, durch Wien, in dem Theile, wo die breiten Straßen aufhören, wo es krumm und eckig, ein großes Labyrinth, ineinander läuft.

In manches Gäßchen mochte ich drei=, viermal einbiegen, manche Ecke eben so oft passiren, ich merkte es nicht, so ähnlich sehen sich die Mauern ohne bedeutende, ins Auge fallende Schilder und Abzeichen. Mich freute manches alte Portal, mancher Schwiebbogen; hier senkte es sich wol und führte ein paar Stufen hinab, dort labte sich das Auge an einem aus der Ecke vorspringenden Thürmchen. Sand war nicht gestreut, denn es ist auch sonst reinlich in Wien; aber es war durchaus Sonntag, denn es war still und leer, die Laden geschlossen, wenig Gesichter an den Fenstern, und in den Kirchen klang Orgel und Gesang, der Weihrauch duftete, und die Kerzen strahlten.

Ich hatte eine Kirche besucht, dicht an der Burg; aber es sah mir so elegant darin aus, die schöne Welt kniete, und die junge bärtige lorgnettirte sie, dazu schallte, klimperte und leierte es wie in einer Rossini'schen Oper, daß mir so ganz unkirchlich, unsonntäglich zu Muthe wurde. Ich mußte hinaus, wollte ich nicht meine Sonntagsstimmung einbüßen. Nachher hörte ich, man nennt den Gottesdienst hier „die galante Messe,“ und wer das dulce mit dem pio vereinigen will,

besucht sie. Man wird um deshalb von den Freigeistern noch nicht für einen Pietisten verschrien, wenn man auch keinen Sonntagsmorgen hier die Andacht versäumt. Aber das schöne gothische Gewölbe über den schönen Hauben und den glänzenden Frisuren wollte mir so wenig gefallen, als das rohe Stationenbild draußen am Eingang, vor dessen braun und roth gefärbten, mit Bändern, Blumenkränzen, Schmelz und Flittern grell ausstaffirten Holzfiguren der minder elegante, aber desto gläubigere Glaube der Vorübergehenden auf offenem Durchgange niederkniet. Dicht daneben führt die Klingelthür zum besten ausländischen Tabackstraffik. Es verträgt sich Vieles in Wien; freundlich geht und steht es neben einander, was anderswo in Collision geriethe. Und was kann entfernter von einander sein als der Glaube des Slowaken, der starrend halb nackt im braunen Schmuz vor dem hölzernen Christus kniet, und der Glaube der schönen Wienerin, die ihr seidnes Kleid aufhebt, um auf das Pulpet ihr zartes Knie niederzulassen?

Ich wollte an dem Morgen auch die protestantische Kirche besuchen, aber ich fand sie nicht. Sie

führt weder officiell den Namen Kirche, noch darf sie Fronte und Thüren nach der Straße zu haben. Trotz ihres bescheidenen Eingangs im Hofe fehlt es ihr aber nicht an Besuch, und die Plätze darin werden von den Gemeindegliedern so theuer bezahlt als nur die in den Kapellen englischer Separatisten von Ruf.

Noch in mehre Kirchen trat ich, wo mich der Weg vorbei führte. War es aber, daß ich mich nicht mit Weihwasser besprengt habe, mir fehlte die Weihe, die ich suchte. Die Schuld lag gewiß an mir.

Wieder versenkte ich mich ins Häusermeer und fand da eine andere Andacht. Still war es mir oft im lauten Wien, hier in der Stille hörte ich eine Menge Stimmen. Sie erzählten mir die Geschichte der großen Kaiserstadt von den Zeiten Rudolf's und Ottokar's, denen der Segen eines langen, langen Friedens für die Erblande folgte, bis zum großen Glaubenskampfe, über dessen innere Wehen wir so wenig wissen, bis zur Türkenkatastrophe, bis zur Sorge vor Preußens Friedrich, dessen Degen blutig von Prag herüberblitzte, bis ein noch gewaltigerer Kriegesfürst die Drohung

ausführte. Aber Oestreich blieb doch Oestreich, ob der Neuerer mit dem Degen aus der Fremde kam, oder mit dem Gesetzbuch vom Throne herabstieg. Alles das glaubte ich zu lesen in der Mauerschrift, wenn ich gleich gestehe, daß die Phantasie sehr thätig dabei sein mußte; denn mit einem Maurerpinsel war Alles mit einer Farbe überstrichen, und die Formen allein, die aus den dahingegangenen Zeitaltern geblieben, reichen nicht aus, sie deutlich zu machen.

Wie ich hineinblickte durch jedes Thor in jeden Hof, wo mehr als Wirthschaft und etwas von dem Sonst geblieben war, gerieth ich auch in einen, der just aussah wie ein verlassener Klosterhof. Es sah mehr als still, es sah feierlich aus. Obgleich kein menschliches Wesen zu entdecken, lebte doch hier etwas; ein Geist gewiß, aber ein Geist besonderer Art. Ein schwarzer Kater schlich langsam an der Mauer hin und schielte mich fragend an, bis er im Kellerloch verschwand. Es war grauer hier als der graue Tag sonst. Mir war unheimlich, als lägen Schätze da, und es wolle mich versuchen. Es trieb mich fort.

Ich beschrieb dem ersten Bekannten den Ort,

das Haus, den Hof. Er lächelte. „Sie waren bei den Ligorianern."

Warum lächelte er? Es war kein Lächeln, wie die Wiener lachen. Es war ein Abwehren, fast ein Entsetzen. Ueberall dasselbe Kopfschütteln und Lächeln.

„Was thun Ihnen die Ligorianer?" entfuhr es mir Jemand zu fragen. Sein Blick hätte mich erschrecken können. Er forschte, ob ich vielleicht selbst einer sei?

Ich hatte manches Gute von Gliedern der Brüderschaft gelesen. Man sah mich noch bedenklicher an. „Sie werden's nicht lange treiben," hörte ich. „Ihre Zeit kommt auch." — „Und vielleicht bald," setzte ein Dritter hinzu. In andern Kreisen wagte man sogar über sie zu spotten.

Wie passen die Ligorianer für Wien, wie passen Rigoristen und Pietisten zur großen katholischen Kirche, zu deren kolossalem Fundamentalbau sie immer gefährliche Separatisten bleiben? Sie haben doch eine eigne Meinung.

Mir wußte Niemand die Frage zu beantworten, ich habe sie mir aber selbst beantwortet, als ich Nachmittags in den Prater fuhr.

28. Der Prater.

Im Prater ist's lustig, hatte ich gehört. Meine Amme war die erste, die mir's sagte, und nachher haben noch so Viele mir es wiederholt, daß ich es glaubte, bis ich am Sonntag Nachmittag zum ersten Male selbst in den Prater fuhr.

Im Würstlprater ist's lustig, aber der Würstlprater ist nicht der Prater, den der Wiener meint, wenn er dem Fiaker zuruft: „In den Prater!"

Der Prater ist eine Veranstaltung, vermöge deren wer in Wien Equipage hat oder einen Fiaker bezahlen kann, an schönen, besonders Sonntagsnachmittagen Gelegenheit findet, die Beaumonde der Kaiserstadt zu sehen und sich derselben zu präsentiren. Der Mensch selbst hat nichts dazu zu thun, als, wie gesagt, einen Fiaker zu miethen, möglichst einen eleganten, und sich so anzuziehen, wie er wünscht, daß ihn die Wiener sehen mögen; der Staat hat dazu eine Chaussée gebaut und gibt

Gendarmen, und der liebe Gott grüne Bäume an der Seite, etwas Wiesewachs und Buschwerk und oben den freien Himmel.

Wenn man aus der langen und schönen Jägerzeil in der Leopoldstadt hinaus ist, fängt der Prater an. Er hat kein Thor, keinen Schlagbaum, auch zahlt man kein Entréegeld, aber es sieht grün vor uns aus, und in das Grün fährt man hinein, und das ist der Prater. Aber nicht in das eigentliche Grün, wo wol zuweilen ein Reh, ein Hirsch lustwandelt und grast; sondern man bleibt auf der Chaussée. Die Chaussée ist eine kleine Stunde lang, und wenn man ans Ende der Chaussée gekommen — denn sie hat ein Ende ohne ein Ziel zu — haben so macht man Kehrt und fährt auf dem andern Rande zurück, und das ist der eigentliche Prater.

Ordentlicher Prater ist aber doch nur, wenn man nicht schnell fahren kann, sondern Schritt vor Schritt, so langsam, daß man zu Fuß schneller ginge. Es ist dies, da man sonst äußerst schnell fährt, gewiß eine Anomalie im wiener Leben, aber nichts geschieht in der Welt ohne Grund, also auch nicht im Prater. Dieser Grund ist nun,

daß man im Prater nicht allein ist, sondern mit halb Wien zu Roß und Wagen, und daß an einem ordentlichen Pratertage Equipage an Eqipage, Fiaker an Fiaker fährt, alle, mit sehr wenigen Ausnahmen, so in der Reihe, wie sie aus der Jägerzeil eingerückt sind, und der Pferdekopf muß an das Hinterrad der Vorkutsche stoßen, sonst ist es nicht ordentlicher Prater.

Womit man sich beschäftigt, auf der langen Fahrt, die oft mehre Stunden dauert, fragte mich Jemand naiverweise? Kann man sich besser beschäftigen, als indem man sich ansieht? Die Wiener finden sich und ihre guten Bekannten, und wahrhaftig, das ist viel fürs Auge.

Jeder sieht links; denn rechts, ob man hin, oder ob man zurückfährt, ist Busch, Baum und Wiese, und es würde auffallen, wenn Du im Prater nach der grünen Natur sähest. Dazu liegt der Prater nicht bei Wien.

Wenn Du ein Fremder bist, kannst Du auch auf die prachtvollen Geschirre, auf die muthigen Pferde, die eleganten Wagen, die stolzen Wappen mit Grafen-, Fürsten- und Herzogskronen, und vor Allem auf die von Gold, Scharlach, Pelz-

werk, von Troddeln, Borten, Säbeln, Hirschfängern, Dolmans, Kalpaks, Knebelbärten und Zöpfen strotzenden Bedienten, Lakaien, Jäger, Heiducken, hinten auf dem Wagen schwebend, verwundrungsvoll schauen. Die Einheimischen kennen das Alles schon.

Echte Praterfahrer, die keinen schönen Nachmittag versäumen, kennen auch schon die stolzen Karossen und Fiaker einzeln, und wer in ihnen sitzt. Sie haben nicht mehr das Vergnügen aus der endlosen Reihe gleichgültiger, unbekannter Gesichter plötzlich eine wohlbekannte Physiognomie auftauchen zu sehen, ihr zuzunicken, begrüßt, bewillkommnet, überrascht zu werden. Sie halten nur Musterung, wer da ist, wer fehlt. Und etwas ist doch auch ihnen neu: der Anzug. Das ist das ewig wechselnde, sich fortbildend entwickelnde, nach Vorwärts treibende Element. Auch in Wien darf das Leben nicht stagniren, und wenn auch nur bei der marchande de modes, das Princip der Bewegung ist doch da!

Wenn man sich nun auch mit Recht vorstellen mag, wie die Musterung der Hauben und Hüte, der Zephyre und Gigots, des aufgelegten

Schmucks oder der prätendirten Einfachheit, ein unendliches Vergnügen gewährt, und wie Stunden verstreichen mögen in der Mannichfaltigkeit der Betrachtungen, so würde ein norddeutscher Kleinstädter doch unrecht schließen, wenn er meinte, dies Vergnügen würde gewürzt durch jene neidischen Bemerkungen, welche so oft der einzige Trost, Stoff und Zubiß langer Kaffeenachmittage und Theeabende sind. Denken könnte sich Mancher, wie Manche Mancher nachrechne, wie viel der Shawl und die Feder koste, und wie viel der Ehegatte nur einzunehmen habe. So sind die Wiener nicht, wie uns glaubhafte Geschichtschreiber versichern. Sie leben und lassen leben, kann nicht oft genug wiederholt werden. Je mehr Jeder glänzen läßt, und wenn auch weit über Kräfte, um so verdienstlicher von ihm, denn er trägt mit eignen Opfern zur allgemeinen Freude bei.

Ich bekenne, wenn Du mich aufrichtig fragst, ich begreife nicht, wie man sich auf der mehrstundenlangen Paradefahrt amusiren kann; aber für den Wiener muß das Problem gelöst sein, denn selten begnügt er sich mit einer Umfahrt, und zur Jägerzeil zurückgekommen, schließt er sich mu=

thig von Neuem den einfahrenden Equipagen an. Es gibt viele Arten von Muth in der Welt. So dünkte mich der nicht einer der geringsten, den die jungen Franzosen beweisen, nicht wenn sie eine Barricade vertheidigen oder eine Schanze stürmen, sondern wenn sie vor einem neuen Theaterstück zwei, drei, ja vier Stunden vorm Hause wartend stehen und sich ruhig Schritt vor Schritt in der endlosen Queue bis zum kleinen Kassenfenster drängen lassen, wo nur Einer um den Andern das Billet lösen kann.

Und doch hat diese Praterfahrt etwas Poetisches. Wie die zwei Reihen sich begegnen, ohne sich je zu berühren! Wenige Schritte bist Du jetzt von dem Geliebten drüben entfernt, Du könntest ihm die Hand reichen, und der nächste Augenblick trennt Dich schon, Du gehst vor, er zurück, jeder Moment, jeder Schritt weiter entfernt Dich mehr, bis ihr auf immer euch aus dem Gesichte entschwunden. Du siehst ihn in dieser Kreisbahn nicht wieder. Das Glück war nur ein Moment. Warum haschtest Du es nicht? Warum sprangst Du nicht aus dem Wagen, warum er nicht? — Diesmal weil die Gendarmen es verbieten.

Die Häuserreihe links von der Chaussée sind die eleganten Praterhütten. Hier ist es erlaubt für die Beaumonde auszuruhen und sich zu erfrischen unter dem Schatten der Bäume.

Dicht hinter dieser Reihe fängt der Würstlprater an, und hier darf sich Niemand zeigen, der elegant bleiben will, eine für Damen verschlossene Region. Die Damen sind zu beklagen.

Wer schildert den Würstlprater? Wer malt eine Maskerade, wer ein chinesisches Feuerwerk?

Denke Dir einen großen, weiten Eichwald, und zwischen den alten, hochwipfligen Bäumen grüne Anger, und nun dazwischen ein endloses Lager von Bretterhütten, Buden, von Wirthschaften, Theatern, und was ein Volksleben lustig macht und zu seiner Nothdurft gehört. Etablissement an Etablissement, eingerammte Tische, Bänke bis ins Unendliche, und nun davor, darauf, dazwischen Volksmassen, Bürger, Soldaten, Handwerksbursche Marketenderinnen, hochgeputzte Köchinnen, ehrbare Bürgersfrauen, Bäuerinnen, lustige und traurige Schönen. Es kostet Mühe, daß Du Dir Bahn brichst. Die Leute sind nicht anders als bei uns, nur hie und da lustiger, aber Du fühlst: hier lebt

sich's. Sie jubiliren bei Wein und Bier, die Tische brechen nicht, denn es ist starkes Holz, aber sie sind nie leer von Kannen, Gläsern, die Würstl dampfen oder dampfen nicht, denn man ißt sie nicht in Sauce, sondern in geschabtem Merrettig, und, was wohl zu merken, nicht mit Gabel und Messer, sondern mit den Fingern. Auch in vornehmen Restaurationen würde man Dich für einen Hyperboräer halten, wenn Du jene fordertest. Aber sie dampfen ohne Aufhören in der verschlossenen Kasserolle, von wo sie die Hand des Kellners auf Deine Forderung geschickt mit einem Griff herausfischt und appetitlich auf den Teller wirft. Es werden an jedem Tage mehr verzehrt, als der ganze Staat Gulden schuldet. Das Feuer in der Küche geht nicht aus für die Hähnel, Naturschnitzel und Roßbrätl, und der Rauch wirbelt lustig durch die Baumwipfel. Die Musik lärmt aus jeder Hütte, aus jedem Etablissement, und es könnte ein Proceß entstehen, wem die Töne zugehören, und wer davon profitiren darf? Hier springt eine wunderlich mit einer Flachsperücke ausstaffirte Person in altmodischem Rocke auf den Tisch, zu ihr tritt eine andere mit einem dito Flachsbart. Sie strei-

ten sich, es kommt bis zum Handgemenge, da springt eine dritte, eine weibliche hinauf und stiftet Frieden. Er wird geschlossen unter unsäglichem Gelächter der ringsum gedrängten Zuschauer. Aber dafür, daß sie sich gestritten und versöhnt haben, wollen sie bezahlt sein, und der zinnerne Teller geht nach Kupferkreuzern um. Es waren Schauspieler, improvisirende, von jenen ersten Mimen, die sich mit Hefen beschmierten und auf dem Karren spielten. Man ist lustig geworden, mehr wollte man nicht. Man will es ausdrücken. Man tanzt, an einem Ballsaal und schmucken Tänzerinnen fehlt es nicht. Dort lärmt der Policinell, Hanswurst, Staberl aus seinem offenen Marionettentheater hervor. Ach, der Arme kann nichts thun, als lärmen, klappern, prügeln, boxen, höchstens unterdrückt schreien; eine hohe Polizei hat ihm die Zunge ausgeschnitten, er soll nicht mehr sprechen, nicht mehr improvisiren. Trauriges Vergnügen und doch noch immer Vergnügen; denn Hunderte sammeln sich um den Kasten, wenn die Pauke zum Anfang schlägt. Aus jenem dunkel verschlossenen Holztempel schallt es betäubend von Pauken, Trompeten und allen ohrzerreißenden Instrumenten.

Wir treten in die Thür, und das ganze Haus dreht sich zu unsern Füßen mit vielen, vielen Köpfen. Die Musik zu dem schwindligen Anblick und man könnte denken, ein Erdbeben fängt hier an. Es ist ein bedecktes Caroussel. Der Umschwung ist die Hauptsache, sich zu bewegen indeß man stille sitzt; man kann sich sehr angenehme Plätzchen aussuchen, und die Entrepreneurs beeilen sich nicht, wenn es dunkel wird, Licht hereinzubringen. Wer schildert alle Vergnügungsplätze hier, wer zählt sie nur auf? Es sei hiermit gegen die Anmaßung protestirt den Würstlprater beschrieben zu haben; aber etwas davon habe ich angedeutet, wenn ich sage, daß all das Lustige und noch mehr, was ich gesagt, in einem alten grünen Eichenwalde vorgeht. Ein großes phantastisches Lustspiel im Ardennerwalde. Wenn Ihr auch alle Personen wiederfändet, nur den Jacques findet Ihr nicht, sonst überall: „Wie es Euch gefällt!"

---

29. Sittliches.

„Wie schön Ihre Töchter sind," sagte der Fremde zur hochbejahrten Matrone, die am Eingang der Laube nachdenklich den blühenden Mädchen zusah, wie sie Reifen schlugen.

„„Ich war auch einmal sehr schön,"" entgegnete sie.

Es konnte Wahrheit sein, aber was bedeutete der unwillige Ernst im Blicke? Hatte sie unglücklich geliebt? Er glaubte nichts davon zu wissen. Es war eine Frau aus dem begüterten Mittelstand; sie hatte, was man nennt, glücklich und in Freuden mit ihrem Gatten gelebt. Nie hatte sie sich nach dem Kloster und nach der Waldeinsamkeit gesehnt; Stimmungen der Art wären Schnee im August für Wien. Sie fühlte auch nicht die Annäherung, die Möglichkeit, daß eine solche Stimmung je kommen könnte. Wäre die Gicht nicht und die Gelenke nicht steif, so würde auch die

Sechzigerin noch mit Lust bei den Spielen der Töchter sein. Oder trübten sie ernstere Sorgen? Das junge Blut schaute mehr als munter in die Welt, es drehte sich beim Tanz mit nimmersatter Lust auf dem Rasen. Fürchtete sie, daß der Durst unversiegbar sei, daß er einst Alles hingeben würde, um befriedigt zu werden? Der Fremde mochte so etwas angedeutet haben in seiner Antwort.

Die Matrone lächelte: „„Viel werden sie einmal nicht bekommen.""

„Aber sie sind jung, schön, wohlerzogen. Das Glück, wenn sie es nicht von sich stoßen, kann ihnen nicht entgehen."

Die Matrone seufzte: „„Ich war viel schöner als meine Töchter und auch einmal eben so jung. Ich war das schönste Mädchen in der Stadt.""

„Und was haben Sie zu bereuen?"

„„Daß ich mein Glück mit Füßen fortstieß.""

„Sie waren doch" —

„„So dumm, daß ich keinen der vielen vortheilhaften Anträge annahm, die mir gemacht wurden. Grafen und Fürsten lagen mir zu Füßen, und ich hätte in Gold und Brillanten gehen kön-

nen, Landgüter hätte ich geschenkt bekommen, und meine Töchter wären reiche, reiche Mädchen.""

So dumm war das junge Mädchen gewesen, und diese Dummheit bereute jetzt die sechzigjährige Matrone, jetzt, wo es freilich zu spät war die — Dummheit wieder gut zu machen!

Die Frau hatte es gesagt ohne zu erröthen, ohne den Blick niederzuschlagen, und sie hatte es gesagt, indem sie dabei auf ihre blühenden, noch unschuldigen Töchter sah. Sie hatte es zu Mehren gesagt, und Niemand hat darin etwas Anstößiges gefunden. Es war gewiß eine Art Unschuld, wie sie das Geständniß aussprach. — Was heißt Sittlichkeit?

Wäre nicht bei uns die Frau, die Matrone, die Mutter, welche so vor Fremden dem heimlichen Gedanken Luft gemacht, auf immer dadurch ausgeschieden aus dem Kreise der Ehrbaren? Würden sich nicht alle Frauen zurückziehen und ihre Töchter von ihr fern halten? Auch die minder strengen und prüden, die wol einem Fehl des Blutes nachsehen und ihm das Wort reden, würde es sie nicht beleidigen, wenn leidenschaftsloses Alter so dürr reflectirte und bereuen könnte, daß es in

der Jugend nicht dem Laster gefröhnt, weil das Laster Geld einbringt?

Es fand aber Niemand etwas Besonderes dabei, daß die alte Frau so mit sich abrechnete.

Ich erinnere mich eines jungen feurigen Polen, mit dem ich studirte. Er lebte eine Zeitlang, wie junge reiche Polen auf deutschen Universitäten zu leben pflegten, bis, ich weiß nicht durch welches Ereigniß, ihn eine neue Ueberzeugung durchdrang, nämlich die: daß man doch eigentlich auf Universitäten sei um zu studiren, und daß Fechten, Trinken, Schwärmen nur Nebensache wäre. Durchglüht von dieser neuen Entdeckung theilte er sie in einer feierlichen Rede seinen Landsleuten als den Fund seines Nachdenkens mit und foderte sie auf, ihre Echtheit mit ihm zu probiren. Daß es dazu gekommen ist, will ich nicht behaupten.

An diese Geschichte vom Polen wurde ich jüngst in Paris durch die vielen jungen Leute erinnert, welche neben Anderm, was aus Deutschland herübergekommen, sich auch piquirten, einen moralischen Lebenswandel zu führen. Sittlichkeit, wie wir sie kennen, wie sie die Basis unseres Familienlebens bildet, wenigstens der Idee nach, war

in der That den Franzosen etwas Fremdes, sowol in den höhern und niedrigen Kreisen, wo es sich von selbst zu verstehen scheint, als auch in denen des Bürgers. Es konnte als etwas Neues, eine Erfindung, ein Fortschritt der Cultur, ein Schritt weiter zur menschlichen Vervollkommnung gelten, daß man häuslich, keusch, treu in der Ehe leben sollte, seinen Kindern ein Beispiel geben und seine Frau zur Vertrauten haben. Von diesem Gesichtspunkte aus wirkte es, und in dem verschrienen Paris ist grade jetzt neben der offen einherstolzirenden Sünde mehr häusliche Tugend und Familiensitte, als man glauben möchte. Dieser merkwürdige Uebergang war aber freilich nur möglich, nachdem die Sündhaftigkeit ihr Extrem erreicht und keine Reize mehr bot. Es mußte erst eine völlige Blasirtheit, eine Gleichgültigkeit gegen das Laster vorhergehen, ehe die Tugend durch den Reiz der Neuheit siegen konnte.

Was ist Sittlichkeit, etwas Ursprüngliches, ein Naturzustand oder ein Product der Cultur? Ist sie verschwistert mit dem Glauben oder mit der Aufklärung? Fühlt der Mensch ihre Gesetze in der Brust, oder muß er sie studiren?

Wo studiren? Bei den rohen Völkern, wo der Wirth dem Gastfreunde seine Gattin zuführt, und es gegen die Sitte wäre, wenn dieser sie ausschlägt, oder bei den Quäkern, wo ein Kuß beim Pfänderspiel zur Todsünde wird? Die Religion hilft nicht aus, denn es kommt auf ihre klimatische Auslegung an, und anders versteht der brasilianische Mönch Christus' Sittengesetze als der schottische Presbyterianer.

Wie Vielen unter unsern Nächsten scheint sie etwas, das sich so von selbst versteht, als daß man auf Universitäten ist um zu studiren! Aber warum entdeckte das der polnische Student erst im Jahr 1820, und weshalb wurde er wegen der Entdeckung von seinen Landsleuten wie ein Meerwunder oder Ketzer angestaunt? Und weshalb nahmen die Franzosen unsere Sittlichkeitsgrundsätze an wie etwas Fremdes, Herübergekommenes, das sie für gut anerkennen müssen, gleichwie wir ihre gesellschaftlichen Sitten, die uns auch gut erscheinen; und darum fügen wir uns ihnen gern, aber es ist uns vorher nie in den Sinn gekommen, daß alle Menschen in der Gesellschaft gleich sind!

Wer den norddeutsch protestantischen Sittenbe=

griff für die Norm aller Sittlichkeit achtet, möchte gar keine in Wien finden. Nicht die Matrone allein, die bedauert, daß sie ihre Jugend nicht benutzt, er dürfte überall auf Anstoß und Aergerniß stoßen, bei Matronen und jungen Frauen, ja selbst bei jungen Mädchen, welche ohne zu erröthen und — ohne schuldig zu sein — von Dingen in der Natur reden, bei denen unsere wohlgezogenen Töchter sich entfernen. Die Sitte verbietet ihnen zuzuhören! Sie sollen nicht einmal davon wissen. Aber doch so viel, will unsere Sitte, daß sie wissen, wann sie hinausgehn müssen. Er hat eine Freundin und sie einen Freund, ist der zarte Ausdruck für einen zarten Bund, welcher von dem mehr materiellen der Ehe nicht ausgeschlossen wird. Man zeigt auf die Straße: sie geht da mit ihrem Freunde, und das ist nichts Arges. Der Freund holt sie ab, und das ist auch nichts Arges. Man lobt die Tugend, wenn ein so zarter Bund die Stürme der Zeiten überdauert hat, man wird gerührt und stellt die Personen als Muster auf, wenn die Anhänglichkeit bis ins Greisenalter fortwährt.

In Paris ist man über den Genuß hinaus

hier ist man noch mitten drin. Dort ist's ein ausgebrannter Vulkan, hier glüht er noch. Dort ist Alles grau in grau, hier noch ein bunter, warmer Farbenschmelz. Dort war alle Lust raffinirt, hier ist sie noch bewußtlos, sie reflectirt nicht, sie hascht noch nach dem Genuß des Augenblicks und denkt nicht, daß sie erschöpft werden kann. Während in Paris Gespräche darüber schon unter die obsoleten Dinge gehören — sie liegen weit hinter Lust und Bildung, und man begreift nicht, wie die Phantasie daran noch Nahrung finden kann — schwelgt hier die Zunge fast mehr als die Sinne, und norddeutsche Prüderie möchte nach den Gesprächen unter jungen Männern, die nicht zu den verworfenen gehören, schließen, die Kaiserstadt habe die nächste Anwartschaft, in ein Schwefelmeer zu versinken.

So arg ist es nicht. Schon der polizeiliche Anstand ist beachtenswerth. Gibt es gleich der Thais und Lais bis hoch oben hinauf, so wird das Auge des verspäteten Straßengängers doch weniger als in andern großen Städten von den wandelnden Sirenen beleidigt. Aber Augen, Augen gibt es in Wien, an denen der londoner Kohlen=

träger wie an denen der schönen Herzogin von Kingston seine Pfeife anzünden kann; und diese Augen begegnen Dir überall.

Im Prater fuhr das Geschlecht, was jetzt blüht, und zwei bis drei Generationen, die einst geblüht haben. Als ich da die Augen musterte, die aus den gefärbten Wangen, aus tiefen Höhlen, aus Furchen aller Art vorstarrten, wurde es mir mit einem Male klar, weshalb es katholische Pietisten, weshalb es Ligorianer in Wien geben kann. Jedes Extrem erzeugt das andere, und jeder Pol muß einen Gegenpol finden.

Kaiser Joseph II., aufgefodert, gewisse Häuser zuzulassen, welche anderwärts privilegirt sind, in Wien aber nicht, antwortete auf den Vorschlag: „Wir brauchen ja nur über ganz Wien ein Zelt zu spannen.“

---

30. Eine Donaufahrt.

Wer schriebe über Wien und nichts von der Donau! Und doch spielt sie in der Kaiserstadt eine so sehr dürftige Rolle. Wenn sie nicht mit ihren Eismassen an die Brücke der Leopoldstadt donnert, oder ihre stauenden Wasser zuweilen verderbenbringend die Kellergeschosse der schönen Vorstadt überfluten, wüßte ich nicht, wozu man sie braucht, als um die Pudel zu baden. Von ihren Wundern und ihrer Romantik weiß mancher wiener Bürger nicht mehr, als was er bei einer Landpartie nach Klosterneuenburg davon sah. Verhältnißmäßig wie Wenige mögen durch den Zaubergarten bis Linz gefahren sein, um von dort die Wasserfahrt nach Wien zu wagen!

Mein Leser soll vor Schluß des Buches die Tour mit mir machen. Ich verbinde ihm die Augen bis Linz, denn auch die Fahrt dahin ist der Eintritt in ein Paradies (Linz selbst ist auch eines), und

ich weiß nicht, ob der Raum dieses bescheidenen Büchleins es mir noch gestatten wird ihn in die Feengärten des Salzkammergutes und Salzburgs zu führen. Was vierzig Meilen von Wien entfernt liegt, gehört nicht füglich in ein Bilderbuch von Wien.

Wahrhaftig es kostet Ueberwindung, wenn Du dahin rollst auf der hohen Straße, rechts in die tief sich senkenden Obstgärten der Donau blickend, links über weites reiches Land und grüne Berge nach den kühlen, frischen Schneespitzen und Schneerücken der steiermärkischen Alpen, das Auge zu schließen, und wenn Du in dem heitern Linz bist; und die Frauen siehst mit ihren schönen Gestalten und blendenden Gesichtern, kostet es Dich vielleicht noch mehr Ueberwindung, ihnen den Rücken zu kehren und in das gebrechliche Donauboot zu steigen, das Dich durch Strudel und Wirbel über Klippen und Sandbänke zur Kaiserstadt zurückbringt.

Genug ich stieg in einen Kahn, drehte Linz und den Linzerinnen, der hellen, gastlichen Stadt, den grünen Bergen, den neuen Castellen, der schönen Bergschenke, der Jägermeier genannt, von wo man die reizendste Uebersicht hat, den Rücken und über-

ließ mich den Wellen, den Winden, meinem guten Glück und dem regensburger Schiffer, dem ich mich verdungen, nicht um mitzuarbeiten am Ruder, wie es bei Handwerksburschen Sitte, sondern um ein Plätzchen in seiner Kajüte und auf dem Vorderdeck.

Die erste Strecke von Linz abwärts ist mehre Stunden lang so wenig interessant, daß die Reize der Gegend mir erlaubten, mich allein mit dem Fahrzeug, auf dem ich schwamm, und dem Herrn, dem es gehörte, zu beschäftigen. Ich verlor dort wenig und gewann hier viel. Mein Schiffer — Zacharias hieß er mit Vornamen, aber seinen Vatersnamen hab' ich vergessen — war ein trefflicher Mann, ein echter Schiffer, das heißt keine fluchende Caricatur, sondern eines jener auf dem Wasser, wenn auch nur dem der Donau, groß gewordenen Wesen, die des Wassers Fährlichkeiten und Tücken aus dem Grunde kennen, jeder Zoll Erfahrung, jede Bewegung Takt, Entschlossenheit und Sicherheit. Er kennt jeden Strauch am Ufer und jeden Wellenzug, ich möchte sagen jedes Windspiel auf dem Wasserspiegel. Kurz ein ganzer Schiffer, ein Held in seiner Art; und doch, was ist ein Donauschiffer gegen einem See-

schiffer! Was sind die Strudel und Wirbel, gegen die er jahraus jahrein mit demselben Ruder, derselben Faust, derselben Schulter kämpft und sie jedesmal auf dieselbe Art überwindet, gegen die Stürme, Strudel und Wirbel des Oceans!

Man könnte denken, ein Schiffer, der alle Jahr nichts anders vor hat, als von Regensburg nach Wien zu steuern, müsse ein äußerst stabiler Philister werden; mein Schiffsherr Zacharias war aber grade das Gegentheil. Wenn er in Allem, was er that, den ehrenfesten Gewerksmann verrieth, dem sein stämmiges Aeußere, die gelbbraune Manchesterjacke, die schwarz dito kurzen Beinkleider und Wasserstiefeln nicht widersprachen, wenn er mit seinen Leuten bairisch sich unterhielt, fluchte und lachte, so wurde er plötzlich, wenn er sich zu mir wendete, der gebildete Mann, das heißt kein Gelehrter und kein Faiseur der Gesellschaft, sondern er blieb der tüchtige Bürgersmann, dem aber Schule, Umgang und Erfahrung eine Bildung gegeben, welche sich äußerst wohlstand mit seinem anspruchslosen und doch entschiedenen Wesen. Es war kein Anstrich, sondern etwas Durch-

gelebtes; was nicht für ihn paßte, hatte er abgeworfen. In dieser praktischen Bürgerbildung ist uns Süddeutschland voraus. Mein Schiffsherr Zacharias kannte die Geschichte seiner Donau so genau als ihre Untiefen. Er wußte die Namen der Raubschlösser und Klöster, wo es spukte und nicht spukte, und wo man den Spuk gebraucht zu Ritterromanen oder Komödien, er wußte nicht allein das Terrain, wo Franzosen und Oestreicher sich geschlagen und manövrirt, sondern er wußte auch über ihre Taktik, ihre strategischen und moralischen Fehler zu urtheilen. Die Politik war überhaupt das Feld, auf dem er am meisten beschlagen schien, ohne daß man ihn im Entferntesten zu den politischen Kannengießern zählen durfte. Was er sagte hatte Hand und Fuß, und er traf den Nagel auf den Kopf, wenn er von den Irrungen zwischen den süddeutschen Ständen und der Volkspartei mit ihren Regierungen sprach. Wer hätte von einem Donauschiffer, das Steuer in der Hand, eine gründliche Ermahnung erwartet, daß ich doch ja nicht den politischen Zeitungen glauben möchte über Das, was sie von der unruhigen Stimmung in Baiern sagten; was nicht geradezu erlogen, sei

übertrieben, denn die Herren müßten ja von der Erfindung leben. Es sei weder so schlimm, wie es von der einen, noch so vollkommen, als es von der andern Seite gemacht werde. Damit ich ihn jedoch nicht für einen Servilen ansehn konnte, setzte er hinzu: „Wie wenig es den Königen kostet sich beliebt zu machen, das sahen wir ja neulich, als der König von Baiern nach Regensburg kam. Er brauchte nur sich zu zeigen, zu grüßen und ein paar freundliche Worte hinzuwerfen, und wie war Alles Ein Herz und Eine Seele für ihn, und wer vorhin ein saueres Gesicht zog, schwor jetzt für ihn. Wenn die Fürsten nur wollen und es ernstlich meinen, so ist es ihnen noch ein Spaß, mit so viel als nichts alle die Schreier zu nichte zu machen." Das sprach mein Schiffsherr Zacharias in den ersten Junitagen des Jahres 1832. Uebrigens kannte er außer den Streitigkeiten der Fürsten und Völker auch die der alten Heidengötter und suchte durch mich eine Vervollständigung seiner Kenntniß von den St.-Simonisten, über deren Doctrin er lächelte. Der verständige Mann erinnerte mich im Kleinen an den trefflichen Charakter des De Ruyter in Trelawny's Memoiren, freilich

nur wie die Fährlichkeiten der Donau an die des großen Weltmeers.

Die Donau ist trotz ihres Alters noch ein recht kindischer Strom. Sie nimmt keine Erziehung an. Wild, nach Laune strömt sie dem schwarzen Meere zu, weder beschämt, noch belehrt durch die treffliche Cultur ihrer Ufer. Dies Jahr setzt ihre Strömung hier eine Sandbank an, im nächsten erhöht sie sie zur Insel, im folgenden thürmt sie Anhöhen hinauf, ihr Wasser tränkt das Wiesengrün, die üppigen Gesträuche, und selbst Büsche, Wälder läßt sie groß werden; aber nach den sieben fetten Jahren kommt ihr die Laune im achten, die wohlgebildete Insel wieder zu vernichten. Gegen das Zerstören haben die Schiffer nichts, wol aber gegen das Ansetzen. Da in stürmischen Zeiten oft im Laufe eines Jahres die Strömung sich völlig ändert, hier eine gefährliche Sandbank lauert, wo bei ihrer letzten Tour noch tiefes Fahrwasser war, und umgekehrt, so lernt ein Donauschiffer auch mit Methusalems Alter seine Kunst nicht aus, und bei jedem Schritte muß sein scharfes Auge ihm Compaß sein. Noch ist daher der Gebrauch des Segels auf diesem breiten europäischen Strome

fast oder ganz unbekannt, und das nicht wegen seiner vielen Krümmungen und Klippen, sondern lediglich seines veränderlichen Fahrwassers halb. Alle Versuche mit Dampfbooten sind gescheitert, es gibt so gut als keine Fahrt stromaufwärts, die Donauschiffe sammt und sonders sind elende roh zusammengenagelte, kaum verpichte Flöße mit Rändern und Kajüten, deren Hauptwerth im rohen Bretermaterial besteht, und deren jedes selbst ein transportirter Handelsartikel ist sogut als die aufgeladenen Waaren.

Für einen Seemann müßte es eine lächerliche Qual sein, auf einem Donauschiffe zu fahren. Was seine Lust ist, ist hier ein Gegenstand des Schrecks — der Wind. Bei jedem leisen Streichen eines Zephyrs, beim gelinden Wehen des Abendwindes spitzen sich die Ohren und Lippen, man schaut sich ängstlich um, und beim schönsten Wetter wird beigelegt. Die Gefahr, auf Sandbänke zu stoßen, ist indeß allzugroß, und wenn ich in diesem Augenblick geneigt war, die Aengstlichkeit meines Meisters Zacharias zu belächeln, wurde ich durch ein argumentum ad hominem im nächsten bekehrt. Wir trafen auf mehre ge-

scheiterte und gestrandete Fahrzeuge, meistens freilich überladene Holzkähne. Noch rechtfertigt ein Umstand ihre Aengstlichkeit. Es findet nämlich — Meister Zacharias ist mein Gewährsmannn — für die Schiffer keine Assecuranz statt. Die regensburger Schifferinnung will sich dadurch sicher stellen vor Leichtsinn, Unerfahrenheit und Betrug, indem jeder Schiffer selbst den Schaden zu tragen hat, den er durch äußerste Vorsicht und Anstrengung abwenden kann. Es mag auch noch ein anderer Grund im Hintergrunde schlummern.

Man will behaupten, daß dem Uebel nicht abgeholfen werden könne, und daß die Donau und die Schiffahrt auf ihr in alle Ewigkeit hin in derselben Kindheit bleiben müßten. Der Fluß werde in derselben Unbeständigkeit als heute in tausend Jahren fließen, hier Ufer ansetzen, Sandbänke, Inseln, dort sie wegspülen, und wo des Vaters Kühe weideten, der Sohn Fische fangen. Wenn auch einmal die Regierungen aller Uferstaaten zusammenträten, die Regulirung der Donau beschlössen und durch enorme Kosten sie möglich machten, so würde die Donau zwar weiter fließen und vielleicht ruhig, allein diese Kosten würden bei weitem grö-

ßer sein als der errungene Vortheil. Hic haeret aqua. Unter Denen, die dies mit ernster und ehrlicher Miene behaupten, ist auch mein Meister Zacharias. Man ist gewöhnlich geneigt, diesen Mangel an Erziehung der Donau der östreichischen Erziehung in den Schuh zu schieben, welcher, wie sie alles gern in statu quo erhält, auch um eine Förderung dieser Schiffahrt weniger zu thun sei als z. B. den Regierungen, welche die Rhein- und Elbufer besitzen. Viel ist dem östreichischen Gubernium freilich nicht daran gelegen, und ich glaube auch in soweit verbürgen zu können, daß es keine neue Anleihe im Betrage seiner bisherigen Schulden contrahirt, um die Donaufahrt bequemer zu machen; aber auch nach Meister Zacharias' ernstem Raisonnement scheint mir die östreichische Regierung einen geringern Theil der Schuld zu tragen als die Zunft, zu der er selbst gehört.

Man muß nämlich wissen, daß eine Innung von vierundzwanzig regensburger Schiffern, eingetheilt unter vier Viertelsmeister, allein berechtigt ist die Frachtfahrt zwischen Regensburg und Wien zu besorgen. Diese fahren nach der Reihe die wöchentlich, glaube ich, zweimal abgehende Ordinari

oder Staatsfrachtpost und sonst mit ihren eignen Kähnen, Kellhammer genannt, so oft sie eine Ladung voll bekommen, diese in Wien absetzen, und die Jahreszeit es erlaubt. Bei der Postfahrt erhalten sie Procente, bei der auf eigne Kosten unternommenen Fahrt sind sie nicht allein Eigenthümer der Fahrzeuge, sondern auch größtentheils der Ladungen, und treten in Wien als Kaufleute auf. Meiner zum Beispiel hatte in seinem Kellhammer vorzugsweise regensburger Bier und Selterwasser geladen. Diese verhandelt er in Wien, außerdem aber sein Fahrzeug selbst, und wenn diese Geschäfte glücklich beendet, kehrt er zu Lande mit seiner Schiffsgesellschaft in einer eigends für die regensburger Schiffer eingerichteten Landkutschenverbindung dahin zurück. Dies sind nämlich die sogenannten Zeiselwagen, leichtgebaute Korbwagen mit einem sehr breiten, schalenartigen Korbe, worin man besser liegt als sitzt, und darüber breitet sich, von Stäben getragen, ein ebenso flaches, breites, schalenartiges Dach. Gewöhnlich sind sie sehr voll gepackt, und die Gesellschaft ist so gemischt als lustig; viel Gepäck wird natürlich nicht mitgenommen. Man ersieht daraus, daß hier eine

strenge Corporationseinrichtung stattfindet, es hilft Einer dem Andern, kein Schiffer dürfte abfahren, bevor die Fracht des andern voll ist, und die Zunftehre hat außer den ziemlich fixen Preisen auch gewisse Satzungen eingeführt, denen sich Jeder unterwerfen muß. Es ist daher kein Wunder, wenn diese berechtigte Schiffergilde ebenso wenig als die östreichische Regierung nach Neuerungen begierig ist, die ihren sichern Status verrücken und der freien Concurrenz Thor und Thür öffnen könnte. Für sie mag daher die Donau immerhin das unzuverlässigste Wasser bleiben, was keine Schiffahrt im gewöhnlichen Sinne, namentlich keine Dampfboote, zuläßt, für sie sind die alten schrecklichen Fabeln von den Gefahren in Strudel und Wirbel willkommen, denn sie scheuchen unwillkommene Concurrenten zurück, und ich mag aus dem Grunde auch dem allerehrlichsten Schiffergesichte nicht ganz trauen, wenn es mir die Unmöglichkeit beweist, daß die Donau regulirt wird.

An Wassergelegenheit nach Wien hinab fehlt es niemals. Verpaßt man die regensburger Ordinari, so kann man die ulmer abwarten; außerdem kommen täglich Schiffer aus beiden Städten, und

von Linz geht zu jedem Markttag eine sehr schnelle Fischergelegenheit nach Wien. Dennoch werden sie nicht gesucht, denn ihnen geht alle Eleganz und Bequemlichkeit ab; die Donau wird daher, trotz aller ihrer Uferreize, nie die Modeberühmtheit des Rheins erlangen und ist für elegante wiener Damen, auch wenn in ihnen eine englische Reiselust erwachen sollte, so gut wie die Schelde verschlossen. Nur die Armuth und der Naturfreund, der keine Unbequemlichkeiten scheut, entschließt sich zur Wasserfahrt von Linz aus, indem die Landtour unverhältnißmäßig schneller und, besonders was die Einkehr betrifft, bequemer ist. Die große Wasserpost oder Ordinari ist kaum mehr als ein Floß; der Schwarm von Zuzüglern aller Art, die um den äußerst billigen Satz von ein paar Kreuzern und gelegentlichen Diensten als Ruderer aufgenommen werden, macht eleganten Reisenden den dauernden Aufenthalt peinlich, während er freilich für den, der das Volksleben kennen lernen will, sehr interessant ist. Dazu kommt der Aufhalt an der bairischen Grenze, die Visitation, hier strenger als an der böhmisch-sächsischen, und die Ungewißheit der Ankunft und des nächtlichen Anlegens. Auf welche Kämpfe und

Entbehrungen Reisende, welche sich nicht gehörig vorsehen, bereit sein müssen, wird der geneigte Leser aus dem Verfolg unsrer eignen Erfahrung, den wir ihm noch in diesem Capitel mitzutheilen gedenken, entnehmen. Auf dem Frachtschiff eines Privatschiffers ist es nicht viel anders. Weist er Dir zwar freundlich in seiner Kajüte Raum an, so ist der Raum selbst darum doch noch nicht freundlich; Du hast die Freiheit, Dich zwischen Tonnen, Kisten und Talksteinen einzuschichten, auf dem angenagelten Tische, wo er seinen Käse und Tabak schneidet, zu lesen und zu schreiben und vermittelst einer Leiter in den Augenblicken aufs Verdeck zu klettern, wo grade das Ruder, das über der Lucke arbeitet, ausweicht, um Deinem Körper Platz zu machen; Alles ganz anmuthig für einen romantischen Reisenden, aber für Damen ist die Gelegenheit doch mehr als unpraktisch. Man empfahl mir die Fischerpost; sie fährt um vier Uhr Morgens von Linz aus und muß in der Nacht in Wien sein, oder sie verpaßt den Frühmarkt daselbst und ihr ganzer Verdienst ist hin. Nun ist die Lust aber nicht eben groß, ohne anzulegen, ohne alle Erfrischungen, als die man mitnimmt, oft

der dörrenden Sonnenhitze ausgesetzt, auf einem beengten Plätzchen des Fischernachens die weite Strecke zu schwimmen. Uebrigens wird diese Gelegenheit auch von Fremden, die weiter herkommen als aus Linz, benutzt, denn die prager Karpfen, welche per Post nach Linz gelangen, wählen von hier den Donauweg zu den wiener Magen, unbekümmert um den engen Platz, den ihnen die linzer Fischer anweisen.

Man kann sich zwar ein Separatfahrzeug nehmen, was aber außer andern Unbequemlichkeiten die hat, daß man es sich zugleich kaufen muß und nicht daran denken darf, eine zierliche Gondel zu erhalten. Ein gut zusammengekeiltes Floß mit einem Breterhüttchen drauf ist die beste und insofern für den Reichen zugleich die bequemste Gelegenheit, als er in letzterm auch sein Nachtlager aufschlagen kann. Man wird mir aber zugeben, daß eine Reisegelegenheit, wo ich mir ein Schiff kaufen und ein Haus bauen muß, nicht zu den bequemsten im Jahre 1833 gehört!

Die Sonne brannte aus klarem, blauem Himmel herab auf den breiten Wasserspiegel, und es war doch eine Lust, auf der Spitze des Kahns zu-

liegen und Wasserluft zu athmen. Der Geist schwebt über den Wassern. Ein Eingekerkerter auf einem Inselthurm, der noch eine Wasserfläche vor sich sieht, ist noch nicht ganz unglücklich. — Die flachen Ufer, die Sand- und Kiesbänke wichen einer belebtern Hügelgegend. Hier blickte schon Burg Steyeregg auf, dort der Spielberg, hier eine Burgruine auf einem Werder, etwa wie die Pfalz bei Kaub, nur daß Wind und Wetter durch ihre Thürme und Mauern verderblicher gefahren sind. Noch flatterte Stroh und Ziegeln an den zerbrochenen Holzsparren eines zerfetzten Thurmdaches. Man kann die Bergschlösser der Donau zählen, auch ist die Lage der meisten minder kühn und gefährlich als die der Rheinburgen. Auf sanften Rasenhöhen, ein anmuthig friedliches Bild, erhob sich rechts Schloß Waldsee, mehr ein behagliches Grafenschloß aus guter alter Zeit fahrender Sänger, als eine trotzige Feudalburg; es ist in der Romantik classisch, denn hier weilt die Donaunixe.

Plötzlich werden die Uferr enger, höher, mit üppigerm Grün bekleidet. Die Donau schließt sich, und unerwartet öffnet sich ein enger hoher Felsenkanal in einer Wendung nach links. Am andern

Ende dieses Felsendurchbruchs winkt uns einladend ein altes, thurmreiches Schloß mit seinen neuen rothen Dächern aus dem Ufergrün. Es ist das Schloß Grein. Aber der gescheiterte Holzkahn, der an der Felsmauer liegt, sieht nicht so einladend aus, und eine rothe Flagge auf einer Klippe am Schloß macht die Schiffer plötzlich bedenklich. Sie steigen murmelnd, sprechend auf dem Verdeck umher, die Köpfe schüttelnd, und ich verstehe kein Wort von Allem, was mein Meister Zacharias spricht, und wenn ich ihn frage, gibt er mir nicht Antwort. Er ist erst Schiffer, und ganz und durchaus, und dann der gebildete Weltbürger. Aber noch fahren wir lustig weiter, bis vor Schloß Grein, wo der Strom sich wieder rechts biegt, angelegt wird. Die rothe Kriegsfahne bedeutet nicht, daß wir einen Zoll dem Grafenschlosse entrichten sollen, sondern daß Schiffe vor uns den Strudel passiren, und wir so lange liegen müssen, bis sie glücklich durch sind, denn mehre Schiffe zugleich können und dürfen nicht die gefährliche Passage versuchen!

Vor uns lagen schon einige Kähne, und der Steuermann äußerte mit seinem Phlegma, das

könnte Niemand voraussagen, wie lange es dauern würde; vielleicht ein paar Stunden, es könnte auch Nacht drüber werden, und doch wäre es wieder möglich, daß wir schon in einer halben Stunde abführen, also dürfte sich Niemand zu weit vom Schiff entfernen. Dies gehört zu den gewöhnlichen Fatalitäten einer Donaufahrt. Was derweil aus den Passagieren wird, ob sie vor Langerweile vergehen, oder vor Hunger und Durst umkommen, kümmert den Schiffer, wenn er sonst kein menschliches Herz hat, wenig; denn erst kommt sein Schiff, zweitens die Waare, oder auch umgekehrt, und drittens die Passagiere, um die er sich nicht bemüht, die er nur aufnimmt, hier und dort, wo sie angelaufen oder angerudert kommen; es ist ein Trinkgeld, eine Zubuße. Es wird ihnen gesagt: versorgt Euch selbst mit Lebensmitteln, denn Euretwegen wird nirgend angelegt, höchstens daß ihnen bairisch Bier geschenkt wird, wie auf unserm Kellhammer. Auch stand es etwas bedenklich mit der Erlaubniß, das Schiff zu verlassen; es lag zwar am Ufer, aber so weit entfernt, daß man nur vermittelst einer langen Ruderstange aufs Land sich schwingen konnte. Die Galanterie zweier

blonden Handwerksburschen schaffte endlich ein Bret herbei, dem sich anvertrauend und den festen Armen beider Ritter auch unsere Damen es wagen konnten, ihren Fuß aufs Trockene zu setzen. Aber ich zweifle, ob andere Damen es ihnen nachgewagt hätten.

Im Uebrigen muß man es der Galanterie unserer Schiffer, oder besser der Flußpolizei, oder noch besser der Mutter Natur nachrühmen, daß sie kein anmuthigeres Fleckchen zum Stillliegen auswählen konnte. Ringsum steile Felsberge mit grünem Wald und grünen Wiesenhängen, Fußpfade und Wege, ein thurmreiches altes Schloß, Wasser unten und Luft oben, und Alles, was dazwischen, in der scharfen Abgeschlossenheit, in dem frischen Farbenglanz altdeutscher Gemälde. Hier hätte Hemling's Christophoros das Christkind ganz gut durch den Strom tragen können. Lag etwas hinter uns das freundliche Schloß aus dem Mittelalter, so dämmerte vor uns eine mehr graue, viel schroffere Felspartie mit scharfen Ecken, verwitterten Thürmen, vorspringenden Kapellen und brausenden Fluthen — es war der Strudel.

Es war ein recht anmuthiges Stillliegen —

noch anmuthiger durch den heitern Abend nach einem sehr heißen Tage — und das Schauspiel umher so schön, daß ich mich von meinem Schreibetisch alle Tage auf ein paar Stunden dahin zurück versetzt wünschte; und doch seufzte ich damals mit den Andern und benutzte die erste Gelegenheit, über Bord zu springen, um auf dem Leinenpfad spazieren zu gehen und ins grüne Waldbickicht zu klettern. Jedoch nicht bevor eine nähere Bekanntschaft zwischen den Passagieren auf dem Verdeck gemacht war. Das gemeinsame Unglück hatte alle aus dem Vorder- und Hinterdeck hieher zusammengeführt, die vielen Köpfe aus der Communio am Steuer, wo größere Geselligkeit um den Küchenherd herrschte, und mich, der ich mich für den einzigen Honoratioren hielt, weil mich der Schiffsherr allein zu sich in die Kajüte genommen. Und siehe, oben auf dem Verdeck trat mir eine Gestalt entgegen, die ich und die sich auch dafür hielt, ein deutscher Bursch im löwengelben Flaus und einer rothen Mütze. Ein paar Begrüßungsformeln sagten mir indeß zur Genüge, daß er weder entfernt zu einer Burschenschaft noch ganz und gar zu einer deutschen gehörte. Es war ein junges

Blut aus dem italienischen Tirol, dem das Copiren in der triester Schreibestube nicht mehr behagte; es wollte hinaus in die Welt, sein Glück machen und hoffte es ganz bestimmt in Wien zu finden, wohin irgend ein Bekannter des Vaters ihm an irgend ein Handelshaus einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Die gedankenlose Hoffnung blühte auf den vollen Wangen des neunzehnjährigen Burschen, er trat in die Welt und meinte, die Welt läge nun offen vor ihm! Wäre es mit Essen und Schwatzen abgethan, so könnte er es weit bringen, und auch insofern mußte ich ihm Recht geben, daß er nicht zum Schreibtisch taugte, wie überhaupt kein Tiroler; aber ich zweifle sehr, daß sein Empfehlungsbrief, und wenn er auch an Eskeles und Arnstein war, dem armen Jungen geholfen hat, denn er schwatzte so curios, daß ihn selbst die Handwerksbursche, obgleich sie seine Honoratioreneigenschaft anerkannten, als ihren Buffo behandelten. Er wußte den Mund so voll zu nehmen, als wäre er einige Grade nördlicher geboren, er kritisirte sogar, nur nicht die Gegend, aus der er sich gar nichts machte; er hatte die Wasserpartie nur darum gewählt, weil ihm das Geld aus-

gegangen, denn er hatte sich einen eignen Wagen nehmen müssen über die tiroler Berge, weil Gehen ihm unausstehlich war. Ich prophezeihe dem guten Burschen noch viele Wanderungen zu Fuß.

An Handwerksburschen, aus allen Winden, fehlte es nicht. Es ist lange her, daß ich auf Fußreisen Gelegenheit fand, mit diesen wandernden Burschen Bekanntschaft zu machen. Entweder traf ich es hier besonders glücklich, oder der Stand hat seit zwölf Jahren Fortschritte in der Bildung gemacht. Mit Vergnügen erinnere ich mich dieser gesunden, frischen, blühenden Gesichter, mit den hellen Augen, in denen nichts von Gemeinheit und rohem Sinn, kein Duft von Brantwein, selbst nicht vom Tabak, und eine gewisse Wohlhabenheit umspielte ihre wohlgebauten Gliedmaßen. Nichts von Zoten und Flüchen, nichts von den Gaunerspäßen und Schelmenstreichen, von den kreischenden Liedern, welche die ausgehende Lust forciren sollen. So oft ich sie zu beobachten Gelegenheit fand, waren sie heiter, und mir kam es vor, als ob die Lebenslust, die aus unserer, von Politik, Romantik oder Philosophie zerrissenen oder

blasirten oder verkümmerten Jugend entwich, in diese lebensfrohen Gestalten übergegangen war.

Sie paßten mir so ganz zu der altdeutschen sonnigen Landschaft, Zugvögel, die vom Sonnenschein leben, unbekümmert um das Morgen, weil Zweifel und Schuld nicht mit ihnen ziehen. Auch ihre Bescheidenheit, ihre Rücksichten gegen Frauen oder Vornehmere muß ich loben. Nur ein paar arme Schwaben saßen schweigsam und traurig und harmonirten wenig mit den Andern, die ihnen Muth einsprachen, oder sich auf gutmüthige Weise über sie lustig machten. Den schmerzte sein wunder Fuß, den die Sorge vor ihm. Es suchen viel Schwaben in Oestreich ihr Glück, in Ungarn heißen alle Glücksritter Schwaben.

Auch eines Paares fröhlicher Schifferknechte erinnere ich mich. Sie sprangen just da, wo die Donaunixe unter dem Wasser lauert, auf unser Schiff, nicht aus den Wellen unmittelbar, aber aus einem Kahn, der unversehens an den Kellhammer stieß. Man hielt ihnen die Hand hin, sie sprangen herauf, und das war die Stipulation und der Contract zwischen Leuten, die sich bis da nie gesehen. Es bedurfte keines Wortes weiter;

der Kahn, der sie gebracht, war längst zurückgerudert. Auch sie trugen viel zur allgemeinen Heiterkeit bei; Beide arbeiteten, daß es eine Lust war, und der Eine blies auf einer Hirtenflöte die vorüberschwimmenden Schiffe, die Dörfer, Schlösser und Berge an. Zuweilen gab es anmuthige Responsorien, wenn ungarische Hirten, mit ihrem Zugvieh über die Berge treibend, ihnen von oben antworteten. Die Leute waren das Bild der wilden Gesundheit, nichts von Phlegma und Nachdenken, jedes Glied Rührigkeit, Gestalten mit einem aufgeprägten Charakter, wie man sie selten in Norddeutschland wahrnimmt.

Auch einiger Frauenzimmer erwähnte ich schon. Es kann mir nun zwar nicht in den Sinn kommen, sie etwa einer Freundin als anständige Begleiterinnen auf einer Reise zu empfehlen, denn ihre Studien und Lebenserfahrungen möchten dem Begriffe derselben von Moral wenig entsprechen, aber anständig waren sie doch in ihrer Art. Die Scherze waren frei, man redete, wie überall im deutschen Süden, von der Leber weg; aber auch dies hatte seine Grenzen, man schwelgte nicht in der Lüsternheit und in Zweideutigkeiten. Mädchen,

die auf Jahre in die Fremde ziehen, ihr Glück zu suchen, pflegen, wenn sie in die Heimat zurückkehren, nicht die Gefühle erster Unschuld mitzubringen; eine glückliche Natur kann aber auch da sich wieder zu einer gewissen Unschuld durcharbeiten, eine Erscheinung, die im Süden häufiger ist. Ein gesunder Körper und eine kräftige Seele schütteln das Laster von sich ab wie einen bösen Fiebertraum und fangen ein neues Leben an wie der Katholik nach Beichte und Ablaß. So kannte ich Manche, die so rein blickte wie ein Engel und auch so unschuldig wieder geworden war, und der Stempel der Verworfenheit, der stiere, ungewisse Blick, waren verschwunden. Warum ist unser prüdes Sittengesetz im Norden so grausam, daß es keine restitutio in integrum gestattet? Stürzt nicht der Gedanke des auf immer Verworfenseins Viele um einen Fehltritt in immer neue? — Man denke nicht, daß unsre Frauenzimmer über ihr vergangenes Leben reflectirten und Reue zeigten. Im Gegentheil, sie waren zufrieden damit; nur überlegten sie, da die Zahl dreißig hinter ihnen lag, daß es nun Zeit sei, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und die Aeltere erklärte

sehr naiv den Courmachern, die Liebe wäre etwas sehr Hübsches, sie möchten sich aber nicht in Ungelegenheit setzen, denn jetzt wollte sie heirathen. Sie ging, vielleicht mit denselben Aussichten wie der botzener Schreiber auf einen Dienst, nach Wien, um einen Mann zu finden. Ich bin überzeugt, ihr Künftiger bekommt eine tüchtige Frau in die Wirthschaft.

Auch eine italienische Familie decorirte unsere Gesellschaft: ein eisgraues Mütterchen, mit einem erwachsenen Sohne, dem Stab und Regenten der Familie, einer mannbaren Tochter und einem trotzigen Buben; fremdartige Wesen selbst hier, wo schon ein Drittel der Gesellschaft von südländischem Anflug war. Welcher Schmuz, welche Trägheit und doch dabei welche Lebhaftigkeit, welches Feuer in den kohlschwarzen Augen. Die Tochter besonders war ganz Italienerin: das Rabenhaar flatterte um ausgeprägte Züge, die schön zu nennen waren, zumal bei den glänzenden Augen, wären sie nicht so sehr schmuzig gewesen und die mulier formosa superne unten trotz ihrer bunten, bunten Röcke in einen Klumpen Ungeschick ausgegangen. Wenn sie so im Schiffsraum

lag, die Beine mit den dicken wollenen Strümpfen und rindsledernen Schnallenschuhen weit von sich gestreckt, den Kopf im Schoos des hingekauerten Mütterchens, war sie unbedingt der Gegensatz von Dem, was man Grazie nennt; wenn sie aber plötzlich den Kopf aufrichtete, die Locken schüttelte, die funkelnden Augen fliegen ließ, und der Mund lächelte, hätte ein Maler sie gern zur Räuberbraut gemacht oder ein Sultan in seinen Harem gewinkt, unter der Bedingung, versteht sich, daß sie vorher dreimal gebadet wird. Der Bube glich mir einem Lazzaronikinde, das nie unter Dach und Fach gekommen und keine Furcht gelernt hat; so trotzig und keck kletterte und sprang er umher, frech Jedem aus seinem vergelbten Gesichte und schwarzen Brauen ins Auge schauend. Die Familie war aus Tessino und wollte sich durcharbeiten nach Lemberg zu einer reichen Verwandten. Ihre Stütze war, wie gesagt, der erwachsene Sohn, schon Mann, in dessen klugem Gesichte unter der grünen Brille hundert bittere Lebenserfahrungen ausgedrückt lagen, aber die bleierne Sorge hatte die Züge, welche die Schlauheit charakterisiren, fast allzusehr verwischt, und neben den Leiden, mit denen

er gekämpft haben mochte, hatte allgemeine europäische Bildung das italienische Feuer im Auge und im Ton der Sprache längst ausgelöscht. Es war ein Glücksritter, den seine Flügel nur vermuthlich nicht so hoch getragen als seine Jünglingshoffnungen. Er sprach alle Sprachen, man konnte mit ihm über Politik und Literatur reden, er schien in allen Fächern moderner Bildung bewandert, und der Anblick des Mannes in der grauen Nanquinjacke und grünen Brille, wie er mit der alten Bäuerin, seiner Mutter, der faulen schönen Schwester und dem unnützen Naseweis von Bruder, in einem Bündelchen ihr ganzes Vermögen, von Italien bis Polen sich durchschlagen mußte, meistens zu Fuß, hatte etwas Mitleid erregendes. Dieses sprach er doch selbst keineswegs an; ein Schamgefühl strebte vielmehr beim Handeln mit den Wirthen über das Nachtlager Gründe herauszukehren, warum grade in dieser Nacht für sie ein Strohlager den Betten vorzuziehen sei. Die Familie verließ später vor uns das Schiff, weil die alte Mutter ihre entsetzliche Angst vor dem Wasser nicht mehr überwinden konnte, und ein Streit zwischen dem Schiffer und dem Maestro,

der gern etwas von der bedungenen Fracht abziehen wollte, was Meister Zacharias aber nicht einging, endete auf unangenehme Weise unser Zusammensein mit dieser seltsamen Wanderfamilie.

Wie Gestrandete auf einer Sandbank lernte sich diese gemischte Gesellschaft beim Anlegen hinter Schloß Grein kennen. Man erlustigte sich miteinander am schönen Ufer; die grüne wunderbare Natur und die gemeinsame Noth glichen Bildungs- und Standesunterschied aus, und man war froh, bis der Ruf des Schiffers, dem ein Signal an ihn vorausging, uns wieder ins Schiff rief. Es stieß ab vom Lande, nicht ohne einige Wasservergnügung, die Der und Jener der Gesellschaft gab, indem er ausgleitete oder zu kurz sprang; es ging aber alles so ohne Unglück ab, als wir durch Strudel und Wirbel.

Doch war es hohe Zeit. Die Sonne war schon tief gesunken hinter den Donaufelsen, die dunkeln Schattenwände thürmten sich in schauerlicher Größe über dem zischenden Kessel zusammen, in den jetzt unser Fahrzeug trieb. Es war todtenstill, nur die schäumenden Wellen des Strudels sprachen, die Schiffer redeten mit Blicken, nach-

dem sie die Passagiere nicht eben ganz sanft in den Raum oder da aufs Verdeck getrieben hatten, wo sie nicht hindern konnten. Die alte Italienerin, zähneklappernd zu Boden gesunken, rang die Hände und betete einen Rosenkranz nach dem andern ab, ihre schöne schmuzige Tochter stierte ängslich auf das Wasser, auf den Bruder, auf die Ruderer, auf den Rosenkranz. Jetzt flutete der Kahn auf dem Strudel, durch Kiel, Breter und Verdeck fühlte ich die zitternde, schwankende Bewegung, und es war einer jener Momente, der wie mit elektrischer Zuckung die Lebensgeister steigert und den Werth des Lebens erhöht.

Wir waren im Strudel. Auf einer Klippeninsel mit morschen, verwitterten Thürmen neigt sich ein betender Heiliger von einer höchst romantischen Klippe über die Schiffenden herab; aber es ist kein ganzer voller Heiliger, sondern nur eine Scheibe, ein Schatten von einem Heiligen, indem er nur ein gemaltes Vordertheil hat, hinten ist graue Leinwand, Pappe, oder ein unbemaltes Brett. Aber man kann nicht anders sagen, als daß der Heilige sich vortrefflich präsentirt, und wenn man an die Gefahr denkt und die Natur bewundert, hat

man gewöhnlich nicht Zeit ihn so genau zu betrachten. Dies mag auch wol der Grund sein, weshalb der heilige Nikolaus sich hier so im Coulissennegligé hingestellt hat; denn er war es, durch dessen Fürbitten wir im nächsten Momente glücklich aus dem Strudel kamen.

Mein Schiffsherr zwar, der selbst im kritischen Augenblick an der Spitze gestanden und sein Ruder mit kräftiger Faust in die Klippenbrandung gestoßen, daß wir nicht herantrieben und zerschellten, sagte mir mit freundlichem Triumph, indem er die Stirn trocknete: „Sie sehen, ein wenig Accuratesse, ein scharfes Auge und im Moment, wo es noth thut, Mark in den Knochen, so hat es mit dem Strudel nicht viel auf sich.“ Dies sagte mein Schiffer; aber Meister Zacharias war ein Rationalist, den gleich darauf der dienende Bruder mit dem Klingbeutel Lügen strafte. Er kam auf einem Kahn herangeschwommen, versicherte uns, der heilige Nikolaus, den er in seinem Schrein trug, sei es, dessen Gebet uns gerettet, und erbat sich dafür eine milde Gabe in seinen Klingbeutel. Ich habe durchaus keinen Grund zu zweifeln, daß es der heilige Nikolaus war, wiewol auch die

Schiffsmannschaft durch den Steuermann eine Holzkelle umgehen ließ mit der Bitte, ihr etwas für die Beihülfe zu opfern, welche sie dem heiligen Nikolaus bei dessen saurer Arbeit geleistet. Ich bemerke, daß ich hier ein Silberstück opferte, während ich den Heiligen mit Kupfer abfand; denn Sanct Nikolaus bekommt sein Theil von jedem Schiffe, das vorübersegelt, und könnte davon wol besser leben, daß er nicht nöthig hätte als Schattenbild auf der Klippe zu stehen; die Schiffsmannschaft dagegen erhielt auf der ganzen Fahrt kein Douceur weiter. Uebrigens dauern die Betteleien der Uferheiligen von hier aus, den Lauf der Donau über, bis Wien fort. Sie schwimmen in ihren Kästchen selbeigen an das Schiff heran, präsentiren sich dem Protestanten wie dem Katholiken, und nehmen von beiden gleich gern ein Trinkgeld in die Büchse. Man könnte ungeduldig werden über die Unverschämtheit, aber die Donauheiligen sind von Uralters privilegirte Bettler, und die Schiffer würden es ungern sehen, wenn man ihnen die Kreuzer abschlüge.

Soll ich den Strudel beschreiben, was er ist, was an ihm ist und nicht! Es steht in hundert

Reisebeschreibungen. Er ist weder so gefährlich, als ihn die alte Sage schildert, noch so ein gar Nichts, wozu ihn neuere Reisebeschreiber machen wollen. Wild schäumend über ein Klippenbett wälzt sich der Strom dicht an der Thurminsel in einem Winkel vorüber. Läßt man den Kahn treiben, selbst richtig gesteuert, so ist er verloren, gegen die Klippen getrieben zerschellt er. Aber im entscheidenden Augenblicke das Ruder gegen die Klippen gestoßen, und er kommt um sie bequem herum. Wie aber, wenn das Ruder bricht, oder ein Schlagfluß den Arm des Ruderers lähmt?

Kyselack steht auch über dem Strudel eingeschrieben.

---

31. Strudel und Wirbel.

Wenn man das Collegium des Strudels durchgemacht, ist der Wirbel nur noch ein Repetitorium; es wird nicht viel Wesens von gemacht, wiewol der Anblick des breiten aufgeregten Wasserspiegels mit der Scene ringsumher allein schon eine Reise lohnt.

Es war spät geworden, Yps nicht mehr zu erreichen, und wir mußten an einem kleinen, hart von Felsen eingeklemmten Dorfe zum Uebernachten anlegen. Es mag bei den Schiffern wie bei den Hauderern auch Praktik sein, größere Ortschaften zu vermeiden und in obscuren Orten einzukehren. Der Passagier ist hier um Vieles mehr in die Hand des Schiffers, als des Fuhrmanns gegeben.

Von einem romantischen Reisenden wäre es indeß unbillig gewesen, mit dem Orte unzufrieden zu sein. Es ließ sich kein stillerer, reizend gelegenerer Fleck denken, wahrhaft gemacht zum behaglichen Ausru-

hen; diese netten Häuser unter den hohen von Saftgrün umwucherten Felswänden, dort das Wirthshaus mit seinem gewaltigen goldnen Löwenbanner, das am Eisendraht über der Hausthür sich drehte, mit der Außentreppe gewunden wie zu einem Burgthor, mit dem runden Eckthürmchen, darauf ein Spitzdach mit der Wetterfahne. Der stille Abend senkte sich in die enge Donauschlucht, hier auszuruhen und sich Märchen erzählen zu lassen aus alter Zeit von den rieselnden Wellen.

Es war Alles wohlbehaglich, märchenhaft, und doch regte sich in mir sogleich die Speculation. Ich zählte die Häupter meiner Lieben im Schiff und berechnete die Größe des Hauses, und wie viel Zimmer, aus den Fenstern zu schließen, drinnen sein konnten, und wie viel Fenster auf einen Mann kämen, oder vielmehr wie viel Mann auf ein Fenster; und wie lieb mir die Lieben waren, waren sie mir doch nicht so lieb, daß ich mit ihnen ein und dasselbe Schlafzimmer gern getheilt hätte. Sobald die Zugbrücke aufgeschlagen, machte ich mich daher auf den Weg, die nöthigsten Toilettenutensilien im Tuche — das Uebrige blieb im Schiff — stieg ans Ufer, die Treppe hinauf, über den

Flur in die Schenkstube und wendete mich mit der Miene, die in Norddeutschland für einen Fußreisenden nöthig ist, welcher nicht im glänzendsten Apparat Abends in ein Hotel tritt, an den Wirth um ein Zimmer.

Stelle man sich einen Mann vor, drei Köpfe größer als ich und noch einmal so beleibt als ich, einen oberöstreichischen Landwirth in der Fülle seiner Behaglichkeit, als Gastgeber und Herr seiner Gäste, als die erste Respectsperson, dazu in Hemdsärmeln und eine wollene Nachtmütze auf dem Kopf; denke man sich dazu, um die Scenerie zu vervollständigen, eine dichtbesetzte Wirthsstube mit Weintrinkern und Tabakrauchern, die alle die Köpfe drehten und auf mich sahen, wie ich das foderte, und auf den Wirth, wie er mich drauf ansah, und wisse man, daß die Wirthe in Tirol — nur an den berühmten Sandwirth zu erinnern — hochangesehene Leute weit und breit sind, die nur aus Gefälligkeit schenken, und endlich, daß Oestreich nahe an Tirol stößt. Um das Gemälde ganz vollständig zu geben, will ich auch einen kleinen Abriß über mich selbst, wie ich äußerlich anzuschauen war, beifügen, obgleich das hier wenig zur Sache

thut. In der Hitze nämlich hatte ich es mir auf dem Schiffe bequem gemacht, Rock und Stiefeln ausgezogen; und wie ich auf dem Verdeck in meinen grünen Pantoffelschuhen und den rothgestreiften Aermeln des Reisehemdes von glänzender englischer Leinwand so manchen neidischen Blick und die Bewunderung Aller auf mich gezogen, meinte ich auch in dieser Donauwinkelherberge nicht nöthig zu haben, mich wieder in Staat zu werfen.

Es war auch keineswegs diese Kleidung, sondern meine Forderung, welche den großen Wirth dermaßen in Erstaunen setzte, daß er anfänglich nicht Sprache fand, sondern mit weit aufgerissenen Augen erst mich, dann die Gesellschaft anglotzte. — „Ein Zimmer, ein Zimmer! Für wen denn, für wie viel?" —

„„Für mich allein.""

„Für einen Menschen ein Zimmer!" Das war zu viel. Nun entlud sich seine Wuth über meine unbegreifliche Unverschämtheit. Ein Mensch ein Zimmer! Hatte das Jemand schon gehört im Ort, hatte das schon ein Reisender gefodert — ein Zimmer für sich allein! „Ein Zimmer ist für vier Personen, für sechs, für acht;

will der ein Zimmer für sich allein haben!" Wenn's noch ein Bett wäre für eine Person, das ließe er sich gefallen, allein ein Zimmer, das war etwas, was nicht vorgekommen, seit die Donau bei Ips vorbeifließt.

Ich fühle, daß ich hier nur den schwachen Abdruck von Dem gegeben, was wirklich vorfiel. Worte malen es nicht, kaum der Pinsel. Hätte ich länger auf ein Zimmer bestanden und es noch einmal wiederholt, daß ich ja das Zimmer bezahlen wolle, ich glaube, der Mann hätte mich umgebracht. Aber ich wandte ihm nun auch trotzig den Rücken, da ich erfahren, daß im Orte noch zwei Wirthshäuser wären. „Ein Zimmer, ein Zimmer will er haben," brummte es mir noch nach, als ich schon auf der untersten Stufe der Treppe war.

Vor einem schönen neu aufgemauerten Hause mit gewölbtem Portal und steinernen Treppen blieb ich stehen; es war mir als das zweite Wirthshaus angegeben. Weder im Souterrain, noch in den Kellern, noch im Stockwerk war eine menschliche Seele zu finden, dafür aber desto reinere Wände und Tische, sogar Glasthüren, Alles trug den Charakter des Wohlhabenden. Endlich traf ich eine

Bauerdirne beim Scheuerfaß, die, als ich mein Begehren vorgetragen, patzig erwiederte: „Nein" „nein," und nichts als nein. Ich wollte den Grund wissen, und hier klang er etwas hörbar: „das kann der Herr ja selbst wol schauen, daß hier kein Zimmer für ihn ist." Es war eine neu eingerichtete Wirthschaft, die Wände kaum bekalkt.

In der dritten, die wieder mehr bäuerlich war, beteten sie um das Abendessen, Alle laut mit kräftigen Stimmen, und ich wartete, die Mütze in der Hand, bis sie ausgebetet. Aber nun mußten die Meisten essen und zwei Mägde buttern, und es kostete mich viel Mühe, ehe ich auf meine Frage: „Kann ich für die Nacht ein Zimmer haben?" ein deutliches und vernehmliches Nein zur Antwort erhielt. Auf Gründe ließ man sich hier gar nicht ein; man mußte essen und buttern, und als ich mich noch nicht beruhigen wollte, hielten sie es für bequemer, zu lachen, als Gründe anzugeben. Der Wirth zum goldnen Löwen hatte sich boshaft geärgert, daß ich ein Zimmer wollte, hier lachten sie sich drüber aus, was ihnen zur Verdauung beim Abendessen gewiß besser bekommen ist.

Was war zu thun! Es sollte in der Nacht um zwei Uhr aufgebrochen werden. Vorauszugehen allein in ein ander Dorf, dort mein Glück zu versuchen auf die Gefahr, zurückzubleiben, wenn man mich nicht früh genug weckte, war nicht räthlich. Ich entschloß mich, den Schiffer zu bitten, mir im Schiffe selbst ein Lager anzuweisen, wie es auch sei, denn zum ersten Wirth zurückzukehren, nachdem ich so Abschied genommen, sei doch unmöglich!

„Und weßhalb nicht!" entgegnete mir lächelnd Meister Zacharias. Sie werden es doch müssen, denn hier ist kaum Platz für mich und meine Leute, wenn sich's auch für Sie schickte hier zu liegen. Gehen Sie ruhig zum Wirth, er ist ein rechtschaffener Mann, und Sie haben es nur unrichtig angefangen. Man muß sich in die Sitten des Landes schicken, und wer hereinplatzt mit der Foderung um ein Zimmer, was schon ganz ungewöhnlich ist, wird hier überall die Antwort bekommen. Essen und Trinken sind hier die Sach, warum ein Wirthshaus existirt, Nachtquartier ist Nebensach; hätten Sie damit angefangen und beim Seidel Wein beiläufig gefragt ob Sie für sich logiren

können, so hätte es sich wol gefunden, da von den Andern schwerlich Jemand die Prätension macht. Jetzt sein Sie zufrieden, wenn Sie noch ein Bett bekommen."

Diese praktische Wanderregel war mir nicht neu; aber ich hatte gemeint, durch ein Seidel Wein, das, auch wenn ich vom allerbesten foderte, hier nicht mehr als zwei Silbergroschen kostet, ließe sich noch nicht die Gunst eines wohlhabenden östreichischen Wirthes erkaufen. Der saure Apfel lag vor mir, hinter mir nur die Nacht auf offener Straße; es führte kein andrer Weg in ein Nachtquartier als die Treppe zum goldnen Löwen. Das Gesicht des aus der Fassung gebrachten Löwenwirthes war etwas gutmüthiger geworden, als ich meine Frage anbrachte: ein Bette könne ich doch wenigstens bekommen? Ja, ein Bette könne ich bekommen, lautete die Antwort, der ein langer Schweif von Redensarten folgte, daß es wol anständig sei, ein Bett zu fodern, aber nicht ein Zimmer. Der Ton indeß war, wie gesagt, weit gelinder, er brummte es auch mehr in den Bart, um sich selbst zu rechtfertigen, als daß es für die Andern war. Als ich nun aber ein Seidel Wein foderte und vom be-

sten, und auf die Frage, ob ich Guldener wolle, dies bejahte, rückte er mir selbst einen Schemel an den Tisch, machte Platz und wischte mit seiner Schürze den Tisch rein. Von nun an wuchs mein Glück in reißender Progression. Ich sah, daß unser Steuermann einige Worte mit ihm gewechselt, vermuthlich als Emissair unsers Schiffsherrn, und nun kam er heran mit gezogener Mütze und erklärte: wenn dem Herrn noch ein Zimmer anständig sei, so hätte sich eins gefunden, und ich wurde mit einer höflichen Verbeugung eingeladen, mich doch gleich dahin auf den Weg zu machen, als könne ich mir selbst etwas vergeben, wenn ich noch länger unter den Andern blieb.

Es sprachen indeß jetzt andere Bedenken mit. Meine Unterhandlungen hatten die Aufmerksamkeit der ganzen Wirthsstube erregt, jedes Gespräch war verstummt, und alle Blicke ruhten auf mir, denn man sieht bei Ips nicht jede Woche Jemanden, der ein apartes Zimmer verlangt. Wiewol nun nichts von jenem rohen Hohn, jener Misgunst zu bemerken war, mit der anderwärts wol die Prätensionen von Reisenden, die eine Auszeichnung verlangen, von der Menge aufgenommen werden,

hätte mein plötzliches Aufbrechen aus ihrer Gemeinschaft doch einen allzuaristokratischen Anstrich gehabt. Hatte ich nicht bis da mit ihnen geplaudert, getrunken, geschnupft, und das konnte ich noch immer fort, und sie hatten mir den besten Platz eingeräumt und waren so aufmersam auf Alles, was von meinen Lippen kam; und wie konnte es mir in einem Zimmer, wo ich ganz allein war, besser gefallen, wenn es nicht der pure Hochmuth war, mit dem ich mich amüsiren wollte. Und mit der Schiffsgesellschaft, die ich dadurch vor den Kopf stieß, hatte ich wenigstens noch den ganzen folgenden Tag zu fahren, und sich Schiffsgenossen zu Feinden machen, ist so wenig räthlich als für einen Soldaten unter seinen Kameraden den Sonderling zu spielen. Es mußte deshalb die Wendung gebraucht werden, daß ich mich unter ihnen vortrefflich befinde, aber, weil ich jeden Abend mein Tagebuch schreibe, auch meine Stube für mich nothwendig sei. — Mein Goliathwirth, zum Lamm umgewandelt, brachte mir selbst das ungeheuere Schreibzeug, das gewiß nicht über zweihundert Jahr alt war, selbst mir die Feder, selbst das Licht, und jede Viertelstunde sah er selbst zu, wie

ich schrieb, und hinterbrachte es auch wol den Andern drüben, und ließ sich nun gar nicht beruhigen, daß ich nicht hier, sondern drüben mit den Andern essen wollte.

Wo ein hundert Gäste plötzlich ein kleines Dorfwirthshaus überfallen, wird Schmalhans gewöhnlich Küchenmeister. Die Wintervorräthe, welche in unsern Dörfern die unerwartete Einquartirung befriedigen müssen, Kartoffeln, Butter, Schinken, Speck, allenfalls Eier, finden sich in diesen gesegnetern Strichen nicht so bereit. Man lebt mehr und besser für den Tag. Es gab keine Butter, keinen Schinken, keinen Speck, keine Kartoffeln, auch die Eier waren ausgegangen, und in mächtigen Kufen war das wenige vorräthige Kalbfleisch schwimmend in ein Meer von Sauce für die verschiedenen Tische eingetheilt. Jeder fischte so viel Fricassée heraus, als er bekommen konnte, und erhielt dazu trocknes Weißbrot und sauren Wein, so viel ihm beliebte. Mir war das für den Wirth gekochte Hühnchen bestimmt gewesen, da ich mich aber von dem Symposion und Convivium nicht ausschließen wollte, so ging ich dieser Auszeichnung verlustig und mußte mich mit auf

die Fischerei legen, ohne es zu bedauern, daß mein Fang nicht ergiebig war.

So wenig man aus den barschen Antworten vorhin auf einen ungastlichen Charakter der östreichischen Bauern schließen darf, folgere man aus der Sparsamkeit unserer Tafelfreuden auf eine sparsame Lebensweise. Die Vorräthe mögen zufällig schon erschöpft gewesen sein, und wenn statt der hundert eingebrochenen einige wenige Gäste eingetreten wären, hätten sie einen so zierlichen Abendtisch gefunden als vielleicht irgendwo in einem deutschen Landwirthshause.

Behaglichkeit, uraltererbte, sprach sich in jedem Dinge aus, in der blanken Schüssel überm Küchenherd und im sichern Tritte des Wirthes. Sie haben es gut und bequem, warum sollten sie es anders wünschen? So aßen, tranken, schliefen, heiratheten und starben ihre Väter und Großväter ohne zu klagen, was sollten sie klagen! So weit ich durchreist bin die echt östreichischen Provinzen, hier ist kein Boden zu Revolutionen, denn Niemand ist nach Neuerungen begierig. Da standen vier mächtige Betten in meinem Thurmeckzimmerchen, jedes selbst ein Thurm, noch mit schweren,

dicken Deckbetten, während doch sonst umher die südliche Steppdecke den Sieg davontrug über das germanische Federbett. Krüge, Kannen, Schemel dem entsprechend, alle mit dem Gepräge der Wohlhabenheit. Was könnte nordischer Betriebfleiß — den man aber freilich nicht bei unsern märkischen Bauern suchen muß — aus diesem Wohlstande machen! Es ist mir befremdend eben in Hans Normann's Oestreich zu lesen, daß der östreichische Bauer ein ausgesuchter Landwirth sei. Was ich davon sah und hörte, so säet er und erntet, drischt und bäckt und ißt, weil sein Vater gesäet, geerntet, gedroschen, gebacken und gegessen, und wie seine Väter säten, ernteten, draschen, bucken und aßen.

Ich hätte gewiß vortrefflich geschlafen, hätte mich nicht erstens die Ehre, daß ich ein Zimmer allein bekommen, und zweitens, daß ich es doch nicht allein hatte — denn der Botzener hatte gewußt sich mit einzuschmuggeln — und drittens das erdrückende Federbett, und viertens wieder der Botzener — diesmal aber sein Schnarchen und die Athmosphäre seiner Füße — darin gestört. Aber für alle verlorne Nachtruhe belohnten überreichlich die Augenblicke,

wenn ich, von Hitze überwältigt, aufsprang und das gewölbte Fenster aufriß. Die Donau zu meinen Füßen war ein See, eingeschlossen von mächtigen Felswänden, der Mond tauchte drüben auf und seine Stralen gleiteten von meinem Kopf zu meinen Füßen, hin über das schräge Ufer, bis sie des Sees Wellen küßten. Sie hatten sich gefunden, die sich suchten. Es war alles Märchen; und war es nicht classischer Boden dafür? Hinter mir schnarchte die Wirklichkeit, unempfänglich für dies Schauspiel, wie das volle Silberlicht auf die runden Scheiben plötzlich blendend schoß und nun Alles lebte, Luft und Erde, Licht und Wasser in der balsamischen Juninacht; die Käfer summten anders, die Grillen, die Heimchen zirpten anders, es leuchtete, athmete, bebte, seufzte, wie es sonst nicht leuchtet, athmet, bebt und seufzt. Nur ein irdisches Licht stralte in diese Geisterscene, aber es störte nicht die Reigen der Nixen, es war das trauliche Heerdfeuer auf den Schiffen. Es war der glückliche oder unglückliche Sterbliche, dem die Binde sinkt, und er sieht, zitternd und doch von Wonneschauern durchglüht, den Glanz, den kein Auge sieht, die Musik, die kein Ohr hört, aber

er bleibt doch Materie und sein Feuer lodert in dunkeln Flammen.

Noch hatte der Mond von seiner Wasserbraut nicht Abschied genommen, und erst ein ungewisses fahles Licht dämmerte über die Felsspitzen, als es schon lebendig wurde, die Handwerksburschen in den Betten des Nebenzimmers schüttelten die Träume ab, das Stroh auf dem weiten Hausflur raschelte, wo die große Mehrzahl der Reisegefährten ihr billigstes Unterkommen gesucht und gefunden, und die Athletengestalt des Wirthes in Hemd und Nachtmütze brachte mir Licht. Ich foderte meine Rechnung — die Uebrigen hatten schon, wie es hier überall gebräuchlich, ihre Zeche am Abend entrichtet — und ich erwartete keine geringe Rechnung; nicht mehr als billig. Wer solche Vorzüge verlangt und erhalten hat, muß als Seigneur zahlen. Und man schließe auf das Uebrige, wenn ich für das Separatbette 15 Kreuzer Schein, das sind 2 preußische Silbergroschen, erlegen mußte! Für das Zimmer, für das Licht etwas zu fodern lag außer des Mannes Horizont. Wenn ich darauf bestanden, so hätte er vielleicht von Neuem über meine Unverschämtheit geeifert. Das Zim-

mer enthielt, wie gesagt, vier Betten; wenn ich nun anfänglich statt des Zimmers vier Betten gefodert, so hätte ich durch Aufopferung eines Gulden Schein (acht Silbergroschen) Das doch gehabt, was ich wollte, ohne es zu nennen. Ländlich, sittlich!

Der Morgen war bitterkalt auf dem Schiffe — ein warmes Frühstück im Wirthshaus zu fodern, hatte der Schiffer im Voraus untersagt — und die Müdigkeit wollte ihr Recht. Kaum daß mir die in unbeschreiblicher Klarheit aufgehende Sonne zu Hülfe kam, den Schlaf zu verscheuchen. Besser thaten das die Heiligen, die noch immer bettelten.

Die Donau erweiterte sich; wir waren aus dem hohen, engen Felscanal in ein majestätisches Strombette gekommen mit nicht so imposanten, dafür aber desto reichern und mannichfaltigern Ufern. Wieder mehr Sandbänke, Inseln, Dörfer, Schlösser, Städte, eine wachsende Cultur. Hinter Ips, um Pechlarn, Mölk beginnt der reichste Weinbau.

Um von Mölk zu sprechen, reichten nicht Capitel, und so sei denn hier nichts über dies reiche Stift gesagt, als daß ich nichts von sah, als wie

es auf seinem Berge prangend thront, und darunter fortschiffte, ohne die gerühmte Gastlichkeit seiner Mönche anzusprechen. Was könnte hier nicht ein Liberaler, ein Ligorianer, was ein strenger Protestant und ein neu poetischer Katholik reflectiren! Ich seufze nicht drüber, daß es noch ein Mölk gibt, noch freue ich mich, daß die Aufklärung es noch nicht vermocht hat, dieses drittletzte Asyl mönchsthümlicher Herrlichkeit anzutasten. Drei Freistätten sind nämlich in unverkürztem Reichthum den geistlichen Orden im Oestreichischen verblieben, dies fürstliche Mölk, das kaum weniger reiche Klosterneuenburg und das Schottenkloster in Wien selbst. Viel Hungernde werden von den Brosamen der Klostertische gespeist, aber eine noch weit größere Anzahl Hungernder blickt gierig auf die vollen Tafeln selbst und frägt, weshalb sie für die Mönche noch immer und in aller Opulenz gedeckt sind? Die Mönche sollen darauf antworten, daß sie diesen fetten Tischen allein ihre Existenz verdanken, denn alle andern Klöster, die nicht so fette Tafeln hatten, wurden unter Joseph und zur Franzosenzeit secularisirt oder beschnitten. Man lacht Dir ins Gesicht, wenn Du meinst, es könne

auch an Mölk die Reihe kommen. Fast senkrecht, auf Felsengrund stehen diese ungeheuern Mauern, und die Sorge fand noch keinen Weg durchs Schlüsselloch in die Kreuzgänge, Zellen und Refectorien. Es sind keine sinnenden und speculirenden Jesuiten hier, keine betenden Ligorianer, es sind wohlgenährte, freundliche, behagliche Mönche der guten alten Zeit, die leben und leben lassen, ungemahnt bei ihren Gelagen, zu denen an gewissen Festtagen Jeder Gast ist, der Gast sein will, hundert und viele hundert — ungemahnt bei ihren Schmausereien in den hallenden Refectorien, daß in den Grüften unter ihren Füßen viele Geschlechter vor ihnen den ewigen Schlaf schlummern.

Einen ganz andern Anblick bietet das linke Ufer der wieder zum Felscanal gewordenen Donau. Ein schroff zackiges, grau dürres Gebirge erhebt sich steil am Uferrande aus den Rebenhügeln, höchst malerisch in seinen Formen, auch wenn seine Spitzen nicht mit der zerbröckelnden Burgruine gekrönt wären. Es ist der Dürrenstein, Richard Löwenherz's Gefängniß. Sage, Natur und Kunst vereinigt, den Anblick zu einem der romantischsten auf der Donaufahrt zu machen. Meister Zacha-

rias war froh, daß er keinen Engländer an Bord hatte, er müßte sonst anlegen und ein paar Stunden warten, bis der Herr jeden Stein begafft und wenigstens einen in die Tasche gesteckt. Die Burg wäre schon jetzt viel kleiner; wenn das aber so fortginge, werde sie in Zeit eines Jahrhunderts in Portefeuilles nach England getragen sein.

Lachende Städte mit feudalistischem Hintergrunde auf den niedrigen Höhen über ihnen sind die Fronte gegen den Strom machenden Oerter Krems, Mautern und Stein, dicht an einanderstoßend. Hier erinnert die Donau lebhaft an einzelne Partien des Rheins. Der Wohlstand ist unverkennbar; man ahmt schon die Mode der Hauptstadt nach. Das beeinträchtigt aber nicht die patriarchalischen Sitten. In derselben Wirthsstube zu Krems — das Haus konnte allenfalls ein Hotel heißen — versammelte sich die gesammte Schiffsmannschaft, ob doch gleich einige Honoratioren, ich glaube gar der Bürgermeister selbst, dort ihr Frühstück zu sich nahmen. Es ist ein altsittlicher Vorzug der Wirthshäuser in Oestreich, Salzburg u. s. w., daß der Stand keinen Unterschied macht; Jeder ist willkommen und gleich gut bedient, wenn

er bezahlt, der Kellner fliegt zum Kärrner wie zum Baron, und nur wo Wirthstafeln sind, hat man Abschläge oder getrennte Zimmer für die gewöhnlichen Biergäste. Das hübsche Wirthstöchterlein, nach dem Modejournal schmuck angezogen, seufzte, als der galante Reisediener von Wien sprach, was das für eine Stadt sei, und auch Linz schon, was freilich noch nicht Wien ist, und die Thräne trat ihr ins Auge, daß die Mutter es doch schwerlich erlauben würde, daß er sie nächsten Sonntag nach Linz kutschire. Da es doch nur ein Versprechen war, konnte er ihr nicht gleich Wien anbieten; Wien hätte schon die Thräne gelohnt, die mir um die Stadt Linz doch gar zu frivol schien im Auge der hübschen Kremserin. Das Gesicht war nicht zum Weinen gemacht.

Der schöne Strom wurde bald fast häßlich. Die Ufer verflachten sich; kahle Kies- und Sandbänke oder dürftig bewachsene Inseln bedeckten seine unendliche Breite. Es dünkte mich, die wiener reichen Leute, deren Landhäuser schon hie und da zu entdecken waren, hätten sich in der weiten Umgegend der Kaiserstadt bessere Plätze aussuchen können. Am Nachmittag zwang uns der Wind der

Sandbänke wegen anzulegen, und wir wurden vertröstet, wenn er so fortdauere, die ganze Nacht hier liegen zu müssen. Wieder ein gestrandeter Kahn gab dem Argumente des Schiffers guten Grund. Aber der unwillkommene Vorfall ließ mich die gesegneten Donauufer doch auch einmal in ihrer dürftigen Gestalt erblicken. Wol hundert Schritt einwärts mußte Bein und Fuß wie durch Lavaschutt sich fortarbeiten durch angeschwemmten Sand, der nicht fest werden wollte, ob doch schon mit Dornengestrüpp überzogen und selbst Bäume tragend. Auch die Vorstellung, daß alle Dörfer in Reichthum und Fülle wären, sollte hier zur Täuschung werden, denn das nächste, in das man uns wies, war nicht eben sehr verschieden von einem norddeutschwendischen; Strohdächer, enge Räume, ähnlich ängstlich mistrauische Gesichter. Es gab Schwarzbrot, saures Bier, Armuth, aber doch noch immer Wein, wenn gleich der Schoppen vom allerbesten nur etwa einen sächsischen Groschen kostete! Aber für das Vergnügen war doch gesorgt, im Hofe war eine große neugedielte Laube zum Tanzen.

Der Wind werde wieder günstig, ließ der an Bord zurückgebliebene Steuermann sagen, und man

eilte aus der neuen häuslichen Niederlassung aufs Schiff zurück. Doch hatten uns hier schon mehre Ungeduldige verlassen, wie die italienischen Auswanderer und die munteren Schiffer. Während Meister Zacharias mit jenen über das Mehr und Weniger der Fracht haderte, erließ er den letztern großmüthig jede Bezahlung, weil sie rechtschaffen mitgerudert hätten. Wiewol diesmal Alles mit zugriff, was Hände hatte, um das Versäumte nachzuholen, war die Verspätung doch zu groß, und wir mußten noch eine Nacht, hinter Tulln, am Fuß des wiener Waldes anlegen.

Ich wüßte nichts Auffälliges von diesem einsamen Wirthshause zu melden, als daß man mir, ohne daß ich es foderte, besonders deckte, und ich doch nur denselben Taxwerth mit den Andern zahlte. Geschriebene Rechnungen kommen überhaupt in den östreichischen Wirthshäusern selten vor. Jeder Artikel hat seine feste Taxe; Du gibst an was Du verzehrt und genossen, und der Kellner addirt es auf dem Tisch oder der Tafel. Auch hier wurde diese Rechnung vorm Zubettgehn berichtigt; ich sollte aber noch einen seltsamen Besuch in dem Zimmer erhalten, in welchem ich, fern

über dem Hofe, eins der sieben aneinandergereihten Betten nach Wahl bestiegen hatte. Es war dunkle Nacht, denn die alte Sibylle, die mir geleuchtet, hielt es nicht für anständig, daß ich ein Licht bei mir behielt, und ich hatte seit Ips so viel Respect vor den ländlichen Begriffen von Anstand, daß ich meine augenblicklich den ihrigen unterwarf und mich in ihrer Gegenwart auszog, damit sie das Lichtstümpfchen mitnehmen konnte. Nun war sie längst fort, es war dunkel, die Decke drückte wie ein Alp, als es an der Thüre klinkte, athmete, hustete und sie aufdrückte. Was herein trat in das öde weite Zimmer, sehen konnte ich's nicht, aber es war kein Mann und kein Thier, also entweder ein Geist oder ein Frauenzimmer. Am Schenktisch stand am Abende die bildschöne Tochter der Wirthin; aber es war ein Gesicht von Stein, wenigstens gegen die Gäste, und rechnete viel zu genau und gut, als daß es eine Nachtwandlerin, eine kaltblütige oder warmblütige, sein konnte. Indessen möglich ist Alles, und diese Möglichkeit war nicht die erschreckendste aller Möglichkeiten. — Jetzt drückte es mir leise auf die Schulter, und es war — nicht die bildschöne Wirths-

tochter, sondern die alte grundhäßliche Sibylle, welche mich schüchtern zu fragen kam, ob ich morgen vorm Aufbruch eine Schale Kaffe trinken wollte, und als ich ärgerlich ja gesagt, mich doch himmelhoch beschwor, es Keinem weiter zu sagen, denn sie käme sonst aus dem Dienst. Und nachher kam sie noch einmal, ob ich auch Zucker wollte, und ich glaube noch einmal, ob ich Obers (Sahne) dazu wünsche, und morgens beim ersten Tagesschimmer stand sie mit der Schale an meinem Bette und bat mich fußfällig, es doch ja vor Niemand nicht merken zu lassen. Um das Privatverdienstchen von ein paar armseligen Kreuzern für eine Tasse Kaffee hatte die alte Person vielleicht die Nacht mit Sorgen und Listen gerungen und lange, ehe der Tag graute, sich aus dem kummervollen Schlaf gerissen!

Noch fragte mich hier ein curioser Schiffer, was ich denn eigentlich sei, wenn ich kein Engländer wäre, da ich nichts äße und nichts tränke, nicht Tabak rauchte und den Wein stehen ließe, Schnaps auch nicht tränke und Bier nie gefodert hätte? Und nichts thäte ich als nach der Karte sehen, mit dem Schiffsherrn sprechen und schreiben.

Das paßte sich wol für einen Engländer, aber nicht für einen Menschen.

Hinter Tulln fangen mit dem wiener Walde zur Rechten wieder die reizenden Ufer an; indeß gehören sie von hier an mehr zu den wiener Lustpartien als zu einer Donaufahrt — Schloß Greifenstein, Klosterneuenburg, der Leopoldiberg — und sind schon besonders berührt. Vor der Nußdorfer Barrière ist die Schifffahrt zu Ende, und wenn sie lustig bis hier war, endet sie verdrießlich und langweilig mit den Visitationen.

Chronologischer als in den andern Bildern habe ich die Fata dieser Donaufahrt aufgezählt, eine Episode zu dem Bisherigen, weniger damit der Leser von den Reizen als von den Unannehmlichkeiten eine Vorstellung erhalte und von der zurückkomme, daß es eine so leichte, anmuthige Spazierfahrt sei als auf dem Rheine.

Erinnert wurde ich oft an die Mühseligkeiten und Mißverständnisse, welche dem Engländer Planché, (dem Ehrn- Textdreher zu Weber's Oberon) auf dieser Wasserfahrt begegneten, und die er, nur etwas trocken, zu Anderer Erbauung beschrieben.

Er glaubte zuweilen des Abends in Barbarenhütten zu treten, und des Morgens beim Abschiede konnte er sich von dem lieben Familienkreise kaum vor Rührung trennen.

---

32. Gemäldeausstellung.

Ich sah eine Kunstausstellung, die hier wie in Berlin nur alle zwei Jahre statt findet. Es liegt fern von mir, eine nachträgliche Kritik über etwas zu bringen, was längst vergangen ist. Auch wäre es eine unbelohnende Arbeit, vergleichen zu wollen.

Aber man schien zu meinen, als ich von der vorletzten berliner Ausstellung sprach, ich urtheile aus Patriotismus so, und um deshalb nahm man es mir nicht übel.

Cousin, als er das erste Mal in Berlin war, glaubte Wilhelm Schadow ein Compliment zu machen, indem er ihm sagte: „Man wird es in Paris kaum besser finden." Es sind sieben Jahre seitdem vergangen, und aus Cousin und Schadow sind seitdem andere Männer geworden. So wie Schadow jetzt anders malt, würde Cousin auch vielleicht anders urtheilen.

Aus Patriotismus ein pariser Kunstwerk bes-

ser finden als ein deutsches ist in Paris nicht mehr Mode. In Wien, das darin noch nicht so weit als Paris, mochte man mich noch fragen, ob ich die berliner Bilder nicht darum den wienern vorzöge, und ich nahm es nicht übel.

Die ausgestellten Werke in Wien haben einen schlimmern Vergleich zu fürchten als den mit Gemälden aus der düsseldorfer Schule, den mit den alten Meisterwerken in der kaiserlichen und den Privatgalerien. Vielleicht um diesen Vergleich zu verhüten, sah man auch in keinem Bilde eine gesuchte Verwandtschaft mit den alten Schätzen; der Totaleindruck der Ausstellung war so verschieden davon wie etwa der, den man aus dem dresdner Pastellcabinet mitbringt, gegen den beim Anblick der Sixtinischen Madonna.

Wenn die östreichischen Maler gegen die Kunstbestrebungen neuerer Schulen zurückstehen, mag die Schuld weniger in ihrem Fleiß und Talent als in ihrer Isolirtheit zu suchen sein. Die neueste Zeit hat gelehrt, welche Fortschritte die Malerkunst durch gemeinsames Wirken machen kann, und wie der für sich gestellte Meister nothwendig zurückbleibt. Hier ist zwar ein Zusammenwirken zu finden, es

ist nicht zu verkennen, daß die wiener Maler gewissen gemeinsamen Gesetzen und Normen, die etwas Verwandtes mit einer Schule haben, huldigen; aber als Corporation sind sie doch isolirt, und hinter dem neuen Aufschwunge zurück, der in München, Berlin, Düsseldorf so viele junge Talente schon jetzt weit über Alles erhoben hat, was die Malerei seit ihrem hundertjährigen Verfalle geschaffen. Wie der Oestreicher überhaupt wenig reist, und es ihm selten gewährt ist, seine Studien auswärts zu machen, kommen auch selten junge Maler hinaus. Höchstens nach Rom, wo gegenwärtig wenigstens nicht mehr die Schule zu suchen ist, welche zum Meister bildet. Ein Genius kann freilich dort sich selbst die Schule machen zum Meisterwerden. Ob aus der Cornelius- und Schadow'schen mehr als ein matter Steindruck nach Wien gekommen, bezweifle ich mit Grund. Es kann in einer Periode reichen geistigen Aufschwungs grade für diese Kunst befremden, wie das Auge in dem echt katholischen Lande nichts von der religiösen Richtung wahrnimmt, der die Maler auch protestantischer Länder noch jüngst gehuldigt hatten, wenn sie ihnen gleich nur eine

Uebergangsperiode war. Wo noch eine Madonna, ein Heiland, ein Heiliger erscheint, läßt doch der elegante wiener Typus wenig von der tiefen, gläubigen Andacht merken, die den Italiener von sonst begeisterte, und nach welcher der Norddeutsche ringt, obschon die apostolische Inbrunst meist nur protestantischer Ernst bei ihm wird. Demnach ist es weder zu verwundern, noch zu bedauern, wenn wenig oder keine Altarblätter vorkommen. Sollte vielleicht einmal das Wunder der Zeit eintreten, daß östreichische Klöster und Kirchen ihre Schildereien in Norddeutschland bei protestantischen Malern bestellen müßten?

Mehr zu verwundern war, daß der Patriotismus des Oestreichers keine großen historischen Gemälde hervorgerufen. Es gab überhaupt wenig Gemälde und viel Bilder, noch mehr Bilderchen. Das Talent hatte sich fast ganz auf Genrestücke, Niederländereien und Portraits geworfen; die Landschaften reihten sich durchaus den erstern an. Viel Talentvolles in jedem dieser Fächer, Funken, die aber keine Flamme geworden. Indem es auf einer niedrigern Staffel stehen geblieben, kunstfertig embryonische Geburten ausführend, hat das Ta-

lent nur Cabinetsstücke, nicht die Kunst im Auge, und allzusehr wird man gewahr, wie es, nach Brot gehend, dem frivolen Geschmack folgen muß, statt ihm Gesetze zu geben. Wenn auch in nichts Anderm, stände doch darin schon die düsseldorfer Schule groß da, und ihr Schöpfer verdiente den Dank der deutschen Nation, daß sie nicht gefragt hat: was gilt jetzt, was wird gesucht, was dürfte gekauft werden? sondern im Bewußtsein des Echten und Schönen fortgeschritten ist, bis mit der Anerkennung und Bewunderung die Mode und der Geschmack ihr gefolgt sind.

Es war übrigens nicht uneben, durch die neuen Säle der wiener Ausstellung zu wandern und das Auge sich an den lächelnden Frauengesichtern weiden zu lassen; aber seien es nun Madonnen, heilige Annen, Susannen, Fischerinnen oder Fürstinnen, sie waren immer nichts mehr und nichts minder als allerliebste Wienerinnen mit den süßlächelnden schwarzen Augen, blühendem Teint und lüsternen Lippen in einem Gesichte, dessen schwellende Formen daran erinnern, daß Wien Venedig näher liegt als Berlin.

Im Colorit haben es die wiener Maler weiter

gebracht als manche sonst gerühmte Schulen. Allein ihre Farben laboriren schon am Geleckten. Ich glaubte Van der Werf's Schatten über viele der reichen Bilder hinschweben zu sehen; und doch blickt aus dem verwischten Schmelz eine so kräftige Farbengebung vor, daß es ernstem Studium nicht schwer fallen würde, den Flitter abzuwerfen ohne eine Blöße bemerkbar zu machen. Vielen scheint wirklich nur der Wille abzugehen, dem Geschmack der Gönner zu trotzen.

Portraits auf jedem Schritte; für die Aehnlichkeit möchte ich bei jedem einzelnen bürgen. Unter den Genremalern schien mir der talentvollste mit poetischen Motiven Friedrich Gauermann. Nur wenig fehlt ihm, daß er viel mehr wäre, als er ist. Von erfinderischem Geschick ist auch Fendi, wenngleich beider Compositionen nicht ganz den Effect im Gemälde hervorbringen, welchen sie zusammengedrängt im Kupferstich für das Taschenbuch üben. Wie wirkungsreich sind z. B. ihre Genrestücke in dem wiener Taschenbuche „Vesta.“ Eine artige Aufgabe scheint in Wien besonders beliebt, da so Viele sich an sie gemacht, nämlich ein junges Mädchen darzustellen, das schüch-

tern und ängstlich den ersten Liebesbrief auf der Post abgibt. Sie scheint es einmal vor sich selbst verbergen zu wollen.

Einen ganz andern Gegenstand wählte Schnorr von Carolsfeld: der „letzte Mensch“ nach Campbell's Gedichte. Er steht am Meeresrande, schön ernst, gelehnt aufs Kreuz. Es ist eine fürchterliche Einsamkeit um ihn. Die Sonne erlischt, aber in ihrem blassen Lichte wird die Zerstörung, die Verwesung alles Lebenden um so grauenhafter wirksam. Das Meer ist still, die schwarzen Wellen am Horizont regen keine Stürme mehr auf, die Welt soll nicht untergehen, sie soll ableben, drüben auf der Insel verwittern die Pyramiden; stolze Königsburgen, Thürme und Städte sind zerfallen, der Staub der Verwesung ruht farblos grau auf ihnen. Im Meere schwimmt der Koloß des Wasserreichs, ein todter Wallfisch, regungslos von der todten Flut geschaukelt. Und um den schönen ernsten Menschen an diesem Gestade liegen die Trümmer der Geschlechter, deren Blut auch seines war. Da ein Geripp, mit Lumpen bedeckt, die Füße im Meere; die Gebeine, kaum ein Schatten mehr der stolzen Gestalt, die

sie trugen, angeschmiegt der Erde, die nicht mehr mütterlich grünt, bald sind sie mit ihr eins. Hier eins, auf dessen Schädel eine zerbrochene Krone sichtbar wird. Wie nichts mehr grünt, so glänzt auch nichts mehr. Die Thiergeschlechter scheinen am jüngsten gestorben — es ist nicht kalt und nicht warm, nicht Lust und nicht Schmerz mehr — die grauen Felsen sind Wesen wie alle andern, ebenso berechtigt, dasselbe leidend, dasselbe genießend. Kein Feuerstral als in dem Auge des letzten Menschen, der voll Wehmuth auf die erlöschende Sonne blickt. Ein ergreifendes Bild. Ob die Kunst der Poesie nachkam, untersucht das Auge in dem Momente nicht, wo die Phantasie des Künstlers den Sinn gefangen nimmt. Schade, daß auch ein so großartiger Gedanke sich in ein Cabinetsstück einzwängen mußte.

---

33. Magnatenpaläste.

In der Rossau, der Vorstadt gegen das Gebirge zu, liegt der Liechtenstein'sche Palast. Er wird weniger von den Wienern als von den Fremden besucht, wiewol sein Park schon an und für sich und die malerische Aussicht aus den Fenstern desselben auf die Gebirge, die zu dem großen Park wie zu gehören scheinen, unter den reizendsten Partien und Auen der Kaiserstadt zählt.

Schon wenn Du eintrittst durch den grünen Vorhof in die mächtigen Hallen des Palastes, überkommt Dich das Gefühl einer Größe. Auf den ersten Blick siehst Du, man hat hier nicht zum Nutzen gebaut, diese Pfeiler und Gewölbe werden nie die Interessen ihres Capitals einbringen, sie sind ebensowenig nothwendig um die obern Stockwerke zu tragen, auch um damit zu glänzen wurden sie nicht aufgerichtet, denn von einer modernen Pracht hat die Fronte des Palastes wenig,

auch läge sie zu diesem Zweck zu ungünstig versteckt. Ein anderes Gefühl der Nothwendigkeit schuf hier groß und würdig, dasjenige, welches einen Dichter zwingt zu dichten, auch wenn er weiß, daß es Niemand versteht, mitfühlt, liest, denkt; ein Gefühl, das heute bei Dichtern und Bauherren selten ist; es gehört einer andern Zeit an, wo man an ein Werk ging, um sich zu genügen.

Denselben ehrenwerth großartigen Charakter, der Dich mit der Macht des Adels, weil sie sich berufen fühlte, groß zu wirken, versöhnen kann, triffst Du im ganzen Gebäude, dessen Styl übrigens weder der Vorzeit noch unserer angehört. Nichts Wohnliches, aber Alles fest und würdig, und statt der Familie ist nun das Würdigste eingewandert, was sie besitzt — ihre Kunstschätze.

Es ist nicht meine Absicht, indem ich Bilder aus Wien, wie es sich mir dargestellt, entwerfe, die Bilderschätze, welche die Mauern seiner Paläste umschließen, aufzuzählen und zu schildern. Bedeutende Mittel, ernster Sinn und — Glück ließen in einer Zeit, wo es leichter war als jetzt, Wiens Große aus der Lombardei, Rom, Frankreich, den

Niederlanden und Holland Schätze ansammeln, welche heut auch der reichste Engländer nicht mehr zusammenbrächte. Wien ist so reich daran, daß es wieder zum Stapel- und Handelsplatz für Kauflustige wird. Sammlungen zerfallen und der Liebhaber kann hier in vieler Hinsicht Besseres billiger finden als in dem geplünderten Italien, das sein Gerettetes mit eisernen Armen umklammert und nur das Verdächtige und Anrüchige englischen Nabobs herausgibt. Vernünftige Reiche sollten zur Ueberzeugung kommen, daß die Zeit vorüber, um von alten Meistern zu sammeln, und ihr Gold darauf verwenden, statt aus Rumpelkammern verblichene, zweifelhafte Originale zu erstehen, mit mäßigern Kosten, welche den lebendig Schaffenden und Strebenden, nicht den Handelsleuten zu Gute kommen, Sammlungen anzulegen, die einst ähnlichen Werth gewinnen, jetzt aber den unstreitig größern haben, die junge Kunst zu fördern. Galerien der alten Kunst anzulegen war die Aufgabe der Fürsten und hohen Aristokratie einer vergangenen Epoche. Das ist abgethan, sie mögen bestehen bleiben als Documente großartigen Sinnes; unsere industriöse Zeit hat nicht die Aufgabe, Ruinen zu bauen,

sondern Wohnhäuser. Unsere Reichen, die gewordenen oder geborenen, sollen die Kunst pflegen, welche lebt und Leben schafft.

Wunderbar reichhaltig sind diese Privatgalerien, welche fast zu jeder Zeit dem Publicum offen stehen, obschon zu wünschen wäre, daß in der Einrichtung zum Besten der Beschauenden und Derer, die das Führeramt übernehmen, noch Manches gebessert und fester eingerichtet wurde. Besser wäre es, wenn an bestimmten Tagen und Stunden die Galerien, und zwar sämmtliche Zimmer offen ständen, damit der Kunstfreund sich selbst mehr überlassen nicht genöthigt wäre dem treibenden Cicerone zu folgen, der seine oft große Herde zusammenhalten muß und den blos Neugierigen, den Kenner und den Enthusiasten nach demselben Zeitleisten abfertigt. Es ist nicht wie in den Galerien so mancher reicher Sammler, wo man nach ermüdendem Umherstreifen unter unbekannten endlich eine halbe Größe findet, die der Sinn gierig auffaßt; hier drängt sich Frisches, Schönes und Bedeutendes, und der Sinn ist trunken von der Fülle, ohne Alles genossen zu haben.

Aus allen Kunstschulen finden sich kostbare

Stücke im Liechtenstein'schen Palais aufgestapelt. Wie billig überließen wir die Franzosen, auch die besten aus ihrer bessern Zeit, den geräumigen Vorsälen und schwelgten an den Schätzen aus Italiens Kraft. Grade an ausgeführten Meisterstücken der namhaftesten Maler ist diese Galerie so reich wie z. B. die große dresdner an mittelmäßigen. Nur einige erste Matadore ragen da stralend hervor unter der großen Masse, die uns gleichgültig läßt, während hier zwar nichts so Eminentes ist wie Dresdens Madonnen, dagegen fast alle Bilder tüchtig sind und durch die Frische und Wärme ihres Colorits bestechen. Guido Renis aus seiner besten Zeit (ein Christuskind, das auf dem Kreuze schläft, ungemein lieblich der große Gedanke ausgeführt), treffliche Andrea del Sartos, ein Perino del Vaga, eine liebliche Venus von Correggio, eine Lautenspielerin von Caravaggio. Ein ungemeiner Schatz von trefflichen Van Dyk's, Rubens, ein seltener Van der Helst, Ryckaert, Rembrandt, und unter den Landschaftern, Genremalern, Altdeutschen und Niederländern, im obern Stockwerk Stücke, die in der Masse Dessen, was man durchfliegen

muß, verschwimmen, aber auf weit mehr Würdigung Anspruch hätten.

Ein Bild hier wird mir nie aus dem Auge verschwinden. Es schien, wie Jener von Rubens sagt, daß er mit Blut male, mit Feuer gemalt; so brannten die Farben, ohne daß sie grell gewesen wären. Eine schöne Frau von Giorgione, ein Bruststück. Wer es ist, weiß ich nicht; soll es eine Lucretia sein, oder eine symbolische Anspielung auf die Römerin, indem auf dem Papier, das sie in Händen hält, geschrieben steht: nec ulla impudica Lucretiae exemplo vivet? Aber dieser Mund, diese Stirn, dieser Blick, dies Gesicht lebt nur einmal, wenn es je gelebt hat. Die Unschuld ist fort; aber man fragt nicht mehr nach der Unschuld in den Regionen, zu denen uns diese schöne Gorgone erhebt, eine Frau, vor deren Willen eine Welt erzittern könnte. Drei Mauern trennten uns schon von ihr, und sie blickte noch immer uns nach.

Weit hinaus in der entgegengesetzten Vorstadt Mariahilf liegt das Esterhazy'sche Palais, unförmlicher noch versteckt wie das Liechtenstein'sche, als Gebäude von keiner Bedeutung, doch verhält-

nißmäßig mit keiner minder reichen Galerie versehen. Die Anordnung nach Schulen ist hier exacter; es ist mehr an die kunstliebenden Fremden gedacht als an den Schmuck des Hauses, die Gemälde sind im günstigen Lichte aufgestellt, kostbare Rembrandts, ein Rafael, kräftige Domenichinos; aber was der Esterhazy'schen Sammlung für Deutschland einen eignen Werth gibt, sind die beiden Zimmer mit Spaniern.

Welch eine neue Welt geht uns hier auf! Mit Schmuz haben sie gemalt, die Murillo's, die Valesquez, einen Vorstwisch, so scheint es, gebraucht statt des Pinsels, und welche Gesichter damit ins Leben gerufen. Da ist ein Ernst, wie ihn kein Italiener, selbst ein Rafael nicht, gekannt, eine Gluth, über die Sinnlichkeit hinaus. Aus den hohen Stirnen, den dunkeln Augen, dem verschlossenen Munde leuchtet jene tiefe Inbrunst, die zum Märtyrthume und zum Fanatismus treiben kann, durchaus katholische Andacht, im erhabensten Sinne des Wortes, und dabei der helle, durchdringende Verstand, der den Spanier auszeichnet, und jene stolze Züchtigkeit, die die Brunst be-

gleitet und die Glut mildert. Wer, der die italienischen, die altdeutschen Madonnen gesehen, hätte geglaubt, daß es noch eine dritte Art gäbe die Jungfräulichkeit einer Mutter darzustellen? Die Spanier haben sie gefunden. Aus dem Innern ihres tiefen Sinnes heraus haben sie diese Marien geboren, die ganz Andacht sind, Hingebung und doch Verstand dabei. Es weiß diese Jungfrau Maria, was es bedeutet, den Heiland der Welt zu gebären; aber ganz bewundernde Hingebung in den unergründlichen Willen, ist darum nichts in ihr von Ueberhebung und Hochmuth. Sie ist lange nicht so schön als Rafael's Jungfrauen, nicht so kindlich unschuldig wie die Hemling-, Van Eyck'schen, aber ihre Unschuld steht um viele Grade höher, denn sie ist über alle Versuchung hinaus, und der Adel ihres Gesichtes ersetzt vollkommen die irdische Schönheit, die uns selbst in Rafael's Madonnen — nur die Sixtinische nicht — an die sterblichen Originale des Malers erinnert.

Wie konnten die Spanier bei dieser technischen Unschönheit, bei dieser Art, mit den Farben zu schmieren und zu fleckſen, es möglich machen, fragt man sich, diese Urbilder tiefer geistiger Empfäng-

niß so ergreifend hinzustellen? Ihre Manier von einem Nichtspanier wäre unerträglich. Und doch, mit jedem Blicke länger schwindet etwas von dem Fremdartigen; wir gewinnen es lieb, es fesselt, hebt uns, reißt uns hin. Es ist nicht die irdische Schönheit, es ist der Adel des gotterfüllten Menschen. Durch alle diese spanischen Gemälde waltet ein schlagender Gegensatz gegen die Italiener, deren höchste Andacht immer den irdischen Funken nicht verleugnet, und deren Schönheit sich so selten von der Ueppigkeit trennt. Willst Du mit einem Bilde wissen, wie der Spanier ist, so vergegenwärtige Dir Tizian, und wenn Du Dir das Gegentheil von ihm klar gemacht, so hast Du den spanischen Charakter. Aber um deshalb verwechsele nicht seine Züchtigkeit mit der alt- oder modern-deutschen. Die des Spaniers ist weit entfernt von der Pruderie oder der herben sittlichen Strenge, die im Charakter des Nordens liegt. Er ist durch und durch Südländer. Achtet doch auch der Araber die Sitte. Im Uebrigen findest Du viele Anklänge, wie sich Dir hier der Charakter des Spaniers entfaltet, mit dem deutschen. Der Spanier und der Germane reichen sich überkreuz

die Arme, während Franzos und Italiener als Wälsche Hand in Hand gehen.

Der reiche Besitzer dieser reichen Schätze ist jetzt nicht mehr reich. Derselbe Fürst, der durch den ganzen Kaiserstaat fahren kann, und keine Nacht außer seinen Besitzungen zubringt, ist in diesem Augenblick nicht freier Herr über eines seiner Güter. Sie werden für die Gläubiger sequestrirt, welche auf seinen ungarischen Herrschaften dreihundert, auf seinen Schlössern in Wien allein siebenzig Beamte entlassen haben! Es gibt eigne Esterhazy'sche zinstragende Papiere, die an der wiener Börse mit den Metalliques rivalisiren. Was man von dem Aufwande des Familienhauptes und dem seines Sohnes, des Gesandten in London, erzählt, würde auch in einem persischen Märchen gut klingen. Es ist jetzt sogar die Rede davon gewesen, diese kostbare Galerie zu veräußern!

Die Zahl der Privatgalerien ist noch sehr bedeutend, z. B. die gräflich Czernin'sche, die fürstlich Colalto'sche — letztere besonders reich an ausgezeichnetem Elfenbeinschnitzwerk, darunter kostbare Arbeiten Dürer's — auch bürgerliche Häuser in Wien haben sehr beachtenswerthe Gemäldesamm-

lungen. Um sie alle zu studiren und zu genießen reicht keine Besuchszeit.

Durch keine Galerie, aber durch seinen stets offenen großen Garten ist auch das fürstlich Schwarzenberg'sche Schloß eine Erholung für das Publicum. Mehr französischer Garten als Park, liegt er in drei Terrassen über der Stadt in einer ihrer Vorstädte und bietet die angenehmsten Spaziergänze für das Publicum, das denn auch von der Freiheit vollen Gebrauch macht.

---

34. Ahnen und Raritäten.

So reich sind die Privatsammlungen, daß uns die kaiserliche im Belvedere fast dagegen arm dünkt. Ich sage fast und dünkt, damit ein genügender Spielraum zu andern Auslegungen bleibt. Es ist nur die Vorstellung, eine kaiserliche Galerie müsse Privatgalerien so überstralen, daß diese dagegen nicht aufkommen, was hier nicht der Fall ist. Sonst sind auch die splendiden Säle des Belvedere reich an Meisterstücken, und darunter unschätzbaren. Ein Ueberfluß an Van Dyks, Rubens, mancher schätzbare Ruysdael. Unter den Italienern scheinen mir die Tintoretto's vorzüglich beachtenswerth. Die Galerie ist wöchentlich zweimal einem jeden Besuchenden ohne alle Förmlichkeiten geöffnet.

Bedeutender sind die Schätze der ambraser Sammlung. Jene haben nur Kunst-, diese vorzugsweise historischen Werth. Die Rüstungen und

Reliquien der ausgezeichnetsten geschichtlichen Personen, welche mit dem Hause Oestreich in Berührung gekommen, allmälig gesammelt in dem tiroler Schlosse Ambras, kamen in Folge der letzten französischen Kriege nach Wien, wo sie in Verbindung mit andern merkwürdigen Gegenständen die öffentliche, unter jenem Namen bekannte Kunst- und Rüstkammer bilden.

Der Antiquar mag in diesen eisernen Rittersälen Schätze finden, nach denen er anderwärts vergeblich sucht, Seltenheiten, Aufklärung über Bruchstücke, die in seinen Händen ohne Zusammenhang sind. Er kann studiren die Waffenkunst in ihrem Uebergange von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Prachtvoll ist der Anblick der langen gewaltigen Reihe eherner Gestalten, wie sie längs den Wänden gedrückt stehen, die in ihrem Leben zusammen eine Welt mit Getöse erfüllt hätten. Was sie uns wichtiger macht als ihre Pracht, Kunst, Seltenheit, ist, daß es die Hüllen sind, in denen einst bekannte Helden, große Männer gestritten. Während Alles, was ihre Hände berührten, längst in Staub und Moder zerfallen, ihre Gebeine Erde wurden und aus Erde wieder Leben,

glänzt da an der Wand ihr eisernes Kleid, so fest, frisch, polirt, wie da sie's trugen, und lügt uns ihre stolze Gestalt. Alle streitbaren Erzherzöge, Kaiser, Fürsten des Reichs, plumpe Eisenklumpen aus den Zeiten des Faustrechts bis zu den feinen kunstvoll eingelegten Rüstungen der großen Kriegsfürsten und Generale einer viel galanteren. Alles ist beglaubigt. Es sind wirklich die eisernen Schatten nicht namenloser Raubritter, sondern historischer Helden, deren Namen fortleben würden, auch wenn der Stahl, der einst ihre Glieder umschiente, auf dem Ambos zu Pflug und Kessel zerhämmert wäre.

Da gegenüber den deutschen Fürsten sarazenische Spolien, eroberte Türkenwaffen, aus Wiens Belagerung und frühere, Panzerhemden, die, ich glaube, Skanderbeg getragen, der zweite Christiern, das Collet von Elennshaut, mit dem Loch der Kugel, welche Gustav Adolf's Siegeslauf auf der lützener Ebene ein Ziel steckte. Welche historische Erinnerungen; bei jedem Schritte ein Blick in eine bedeutungsvolle Epoche der Vorwelt. Das findest Du in den wenigsten Rüstkammern.

Doch ich eilte zu schnell vorüber durch jene Säle unserer grauen Vorahnen. Ein hellpolirter

Erzklumpen von ungeheuern Dimensionen, Schulterblättern für drei, einem halben Falstaffleibe, einem stählernen kurzen Reifrock um die Hüften und Stahlschuhen, deren jeder ein verdoppelter Pferdefuß, und vom Wirbel zur Zeh ein ganzer vollständiger Mann, steht eine Rüstung vor Dir, in der ein Bär Platz gehabt. Sie stammt aus einem deutschen Alterthume, das nicht viel weiter von der Römerzeit als dem Faustrecht liegt. Achtung, wenn Du ein Brandenburger bist, vor dem eisernen Bilde! Es ist die Rüstung Albrechts des Bären.

Durch Zimmer, angefüllt mit den ersten rohen curiosen und subtilen Feuerwaffen, meist von entsetzlicherm Anblick als ihre Wirkung gewesen, trittst Du in friedlichere Gemächer.

Hier in einem blicken wie in einem Cabinetsahnensaale Dich die Verwandten des Herrscherstammes an, aus jener lebenreichen Zeit, wo das Mittelalter einer neuen europäischen Epoche Platz machte. Ein großer Hofcirkel, keine Uniformen, noch sprechende Gesichter, nicht mehr Titanen, aber Urenkel der Titanengeschlechter, jeder noch in der Meinung, auch der Fürst müsse etwas durch sich

sein. Du siehst die burgundische Maria, von mehren Meistern verewigt. Suche nicht römische Formen, nicht venetianisch schwelgende Fülle, nicht deutsche Demuth, nicht französischen Esprit in dem Antlitz, das doch, wenn Du niederländische Behaglichkeit zum Grunde legst, etwas von alle dem haben möchte. Sie ist die, durch sich nicht, aber durch ihre Stellung hochbedeutende Frau, welche vermöge ihrer kurzen Ehe mit Maximilian die große europäische Fürstenfamilie gründete, die in immer weitern Kreisen sich immer enger verschlang, wo bis da nur getrennte Dynastien herrschten. Es mußte ein so hochblühender Fürstenstamm untergehen wie der burgundische, daß sein Grab der Traualtar werde einem neuen Fürstenbunde, aus dem erst hervorging die neue Zeit, welche ihr Siegel in dem Begriffe Staat fand.

So möchtest Du das kleine Zimmer einen Ahnensaal für alle europäische Fürsten nennen, denn sie sind alle näher oder ferner mit hier hängenden verwandt. Kunstwerke möchten darunter nicht viele sein, die meisten aber, will ich beeiden, sind ähnlicher als das wahrhafte Bild Kaiser Karls des Großen, das friedlich wie ein im Schoose seiner En-

kel aufgenommener Altvater unter ihnen hängt. Aus der Erinnerung treten mir noch hervor Philipp II., Karl IX., Alba und Philippine Welserin. Auch sie fand nach dem Tode, an dessen dunklere Sagen wir ungern glauben, unbestrittene Aufnahme in diesem Ahnensaale. Aber schöner war gewiß die Augsburgerin, als sie das Herz des fürstlichen Jünglings auf ewig fesselte. Viel mag auch die allzudecente Kleidung der Gattin beitragen, einen Zauber zu beeinträchtigen, der nach allen Zeugnissen sie umschwebte.

An absonderlichen Raritäten fehlt es auch in Wiens Sammlungen nicht. Ich bekenne, als Reisenden überkommt mich ein Grauen, wenn ich an der Thür einer Kunstkammer stehe und nach den lebendigen und Naturwundern — und es findet auf jeder Reise ein Jeder Wunder, der sie sehen will — nun die aufgeschachtelten Merkwürdigkeiten betrachten soll. Der nürnberger Fleiß, Menschenalter arbeitend in dunkeln Werkstätten, um ein Spielwerk hervorzubringen, das nun, mit eingerostetem Räderwerk, mit Figuren ohne Geschmack ein todtes Nichts ist, regt nichts weniger als angenehme Gefühle in mir auf. Ich will etwas se-

hen, das fortlebt, gleichviel ob selbst oder durch Das, was aus ihm hervorging. Die Kunstkammern enthalten meist nur Abgethanes. Es ist zurückgelegter, getrockneter Schweiß von dahingegangenen Menschengeschlechtern, und die blühenden haben nichts davon. Ein Kunstwerk stirbt nie, auch wenn es veraltet. Zu was aber sind noch die heidnischen Gottheiten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Grotten, Gärten, Hallen, als uns zu beweisen, wie der Geschmack verirrte; zu was die Spielerei mit agirenden Männchen, zu was die nickenden und knixenden Chinesen, die Pfeile abschießenden Wilden, als uns bedauern zu lassen, worauf ungemeiner Scharfblick und Geschicklichkeit Lebenskraft vergeudete.

Weit anders ist es, für mich wenigstens, mit dem, woran historische Erinnerungen haften. Es athmet am Stein, am Holz, am Pergamente etwas, das länger lebt als die Materie, und sie ist doch davon durchschwängert. Wiens Bibliothek enthält Schätze, die Du so wenig in Reisebildern schilderst als mit ein paar Besuchen findest und zählst. Seltene Chroniken, Handschriften, Incunabeln, schlage die Kataloge nach. Auf der ambraser Sammlung zeigt Dir

16 **

auch der Patriot entzückt die hohen Reliquien aus Maximilians Zeit und die wahrhaftigen Urkunden über ihn.

Eine Rarität erfreute auch mich — das Salzfaß, das Benvenuto Cellini König Franz I. anfertigte und davon in seinen Memoiren so viel Wesens macht. Wiewol ich nie die geringste Lust gespürt, weder König von Frankreich noch König der Franzosen zu sein, so könnte doch der Gedanke, ein dergleichen geschmackloses Gefäß täglich auf meinem Tisch sehen zu müssen, mir den Posten noch mehr verleiden, als er seit des ersten Franz Zeiten schlimmer geworden als damals!

Im Vorsaal der ambraser Sammlung ruht einstweilen das große Mosaikstück, welches unsern Nachkommen Leonardo's im Untergang begriffene Schöpfung, sein Abendmahl, vergegenwärtigen soll. Eine kostbare Arbeit, aber doch immer nur eine Arbeit, der Schatten einer Wirklichkeit. Was sind Millionen bunter Stifte; mühsam an einander gekittet, gegen einen freien Strich des Pinsels auf der Leinwand!

35. Aufklärung.

Die Gasbeleuchtung ist in Wien noch nicht eingeführt, doch fehlt es nicht an Helligkeit auf den Straßen und in den Häusern — in Kapellen brennen sogar ewige Lampen — und dicht am Kärnthnerthor befindet sich ein Bureau, wo für die schnellste Aufklärung gesorgt ist. Die hiesigen Zündhölzer, Zündfidibus, technischen Feuerzeuge sind berühmt, und was man Gutes in Deutschland darin hat, ist größtentheils aus Wien gekommen, wie denn Wien nicht Wien wäre ohne seine weltberühmten Feuerwerker.

Man sieht auf den Straßen rauchen. Wenn es auch nicht erlaubt ist, so ist es doch auch nicht verboten; ein Fortschritt in der polizeilichen Aufklärung, zu dem wir, trotz eines doppelten Besuches der Franzosen, noch nicht gelangt sind, welche bekanntlich sogar in den Ställen und auf den Kornböden rauchten, und es brannte nie, wodurch

das alte Vorurtheil, einer düstern Feudalzeit angehörend, daß durch Tabackspfeifen Feuer auskommt, für alle Freunde der Aufklärung längst widerlegt ist.

Auch steht ein heidnischer Tempel mitten im besuchtesten Volksgarten, und er ist von Morgens acht Uhr bis Abends um sechs offen, und Jedermann kann eintreten und den Theseus verehren oder den Centaur, oder Canova, den Schöpfer beider, und Niemand verwehrt es, und Niemand notirt die Namen der Anbeter vor diesen heidnischen Gottheiten, die von Fremden und Einheimischen bewundert werden.

Ein anderes Ungeheuer ähnlichen Namens als der Centaur, die Censur, ist doch davon sehr verschieden, unter Anderm darin, daß Theseus den Centaur todtschlug, die Censur ihren Theseus in Wien aber noch nicht gefunden hat.

Von der Censur ließe sich sehr viel erzählen. Aber nicht alle Erzählungen klingen gut. Nicht zwar wie Jener in Br... streicht hier die Censur die Worte des Geistlichen, welcher, den tugendhaften Entschluß der Braut, einem russischen Offizier zu folgen, belobend, in der Traurede sagte: „selbst

in den rauhen Norden folgt die Zarte dem Erwählten," weil dies der russische Kaiser übel nehmen könnte; aber dafür würde hier gestrichen werden, wenn es in der Rede hieße: „selbst in den heißen Süden scheut sich die Zarte nicht dem Erwählten zu folgen," wenn sie einen Offizier heirathete, der in Bologna steht.

Der Theatercensor, um nur etwas herauszugreifen, muß ein Freund von idealen Charakteren sein, denn er verwirft zum Beispiel alle Titel mit Realität für Oestreich. Die Iffland'schen Hofräthe werden hier Justizräthe, die es ob und unter der Ens nicht gibt. Der Referendarius muß hier wieder Auscultator werden oder zum Assessor avanciren. Am schlimmsten geht es den Kanzlern und Präsidenten; sie werden ohne Erbarmen zu Vicedoms gemacht, die seit Agnes Bernauerin in so übeln Ruf gekommen. Auch Hofmarschälle sind nicht geduldet; in Kabale und Liebe heißt es daher: „Louise, kannst Du den Geheimen-Obergarderobemeister lieben?" denn Kalb als Hofmarschall zu lieben, verbietet der armen Pfeiferstochter schon die Censur; an einem Obergarderobemeister, denkt man, ist nichts zu

verderben. Nebenbei ist bekannt, wie die Theatercensur für die allgemeine Sittlichkeit Sorge trägt und außer Blutschande, Kindermord und Vatermord auch alle Geistliche, Pfarrer und gar zu böse Väter von der Bühne verweist. Für die Pfarrer nimmt man Rectoren, für böse Väter böse Oheime, und gar zu anstößige Söhne werden zu Neffen degradirt. Curländer hat die kleine frivole Piece: ma femme et ma place für Wien bearbeitet. Da nimmt es sich denn höchst drollig aus, den Posten vergebenden Minister in den Principal eines großen Handlungshauses verwandelt zu sehn, bei dem seine Commis zu Dutzenden schriftlich um bessere Stellen einkommen!

Nach diesen Grundsätzen ist es begreiflich, daß jedes ausländische Stück eine Umschmelzung erleidet, die ihm oft ein curioses Ansehen gibt und fremde Gastspieler nicht wenig in Verlegenheit setzt. Doch ist man nachsichtiger und erlaubt einem protestantischen Schauspieler schon, die Jungfrau im Munde zu führen, während sich der Einheimische mit einer Heiligen begnügen muß. Uebrigens interpretiren sich die Schauspieler diese strengen Edicte auch auf leichte Art. Zum Beispiel lassen sie den im er-

sten Act zum Onkel gemachten Vater im nächstfolgenden wieder Vater werden, den Neffen Sohn, und Blutschande kann immer getrieben werden, wenn es nur nachher herauskommt, daß es bloße Täuschung war, und ein „Neun und zwanzigster Februar" passirt als „Wahn" ohne Hindernisse. In ältern Stücken ist man viel milder; so kann es in der „Lanassa" heißen:

Zur Freiheit ist der Mensch geboren,

und Marquis Posa dem König Philipp die stärksten Dinge sagen; man drückt ein Auge zu und läßt es die im Grabe ruhenden Censoren aus Kaiser Josephs Schule verantworten. Wien ist von Posa's Reden noch nicht in den Abgrund versunken, Napoleon davon nicht bis Wien geführt, und eben so wenig war es der großwortige Malteser, welcher dem Hauptmann Reindl eingeflüstert, auf den König von Ungarn zu schießen.

In Drucksachen ist die Aengstlichkeit nicht minder groß. Man lächelt in den höhern Regionen, wenn der Zufall den Waltenden dort Schnitzel, abgefallen von der Scheere eines subalternen Censors, zuträgt; und auf dies liberale Lächeln wird Gewicht gelegt, aber es bessert nur nichts. Wie sol-

len in dem großen Kaiserstaate alle Censoren so erleuchtet sein, um mit den Forderungen des Gesetzes die momentanen Interpretationen des regierenden Willens in jedem einzelnen Falle zu ermessen! Schon in Staaten, wo alle administrative Thätigkeit auf ernste Schulstudien basirt sein muß, hält es schwer, umsichtige und zugleich kenntnißreiche, selbstständige und zugleich willfährige Censoren zu gewinnen; um wieviel schwieriger in Oestreich? Es ist eine so ernste Materie, daß man unwillkürlich aus dem Scherz, der uns am leichtesten über das verdrießliche Thema zu bringen versprach, in den Ernst zurückfällt; aber es ist ein Ernst, der ans Leben greift und darum sein Recht will.

Consequent hält man fest am Princip: keine geistige Erkenntniß soll verbreitet werden als die altüberkommene als unschädlich geprüfte; consequenter als in einem liberalern Staate, wo man urplötzlich nach hundertjähriger Gedanken- Sprach- und fast vollkommener Preßfreiheit das Intelligenzwesen nach den Edicten von 1730 reguliren wollte und damit — nichts bewirkte als Spott und Ungunst innen und außen. Aber diese über hundertjährige

Consequenz in Oestreich hat sich's bequem gemacht. De jure ist Alles verboten und de facto Alles erlaubt. Dieser Defacto-Zustand hat sogar schon einen gewissermaßen gesetzlichen Anstrich. Man rühmt es Dir, daß die allergefährlichsten und verbotensten Schriften in Aller Händen sind, wie denn wirklich, wer in Wien etwas lesen will, es auch lesen kann. Denn weit davon ist das Gubernium entfernt, um eine Erkenntniß zu unterdrücken, ein Ketzergericht anzustellen und Bücher zu verbrennen. Es weiß sehr wohl, daß man im neunzehnten Jahrhundert eine Idee nicht mehr vernichtet und lacht im Stillen über die Länder, die im Glauben, das ginge noch, es ihm im Buchstaben nachthun wollen. Darum läßt es zu, was nicht zu ändern geht, und sorgt nur dafür, daß sie nicht weiter verbreitet wird, als unumgänglich ist. Während die Reichen und Unterrichteten in Wien königsmörderische Broschüren und republikanische Zeitschriften nach Lust und Vergnügen lesen, hält es in Prag schon schwer verbotene wissenschaftliche Bücher zu erhalten, und in Linz und Gräz müßte die Wißbegier Witz und Geld aufwenden, um sich eins zu verschaffen. So wird

während in andern Staaten die Privilegien dem allgemeinen Willen weichen, hier eines im Reich der geistigen Angelegenheiten eingeführt.

Ließe auch das aus höhern Rücksichten sich entschuldigen, daß Millionen verdammt sind um halbe Jahrhunderte zurückzubleiben hinter den Fortschritten ihrer Nachbarvölker, daß sie auf den großen Markt geistigen Austausches das Ihrige nicht bringen dürfen, nicht mitstreben, nicht miterwerben, selbst ausgestoßen von der Concurrenz bei jener höhern geistigen Industrie und nur vertreten von einigen Wenigen, die sie nicht erwählt haben, — wer schützt sie vor dem ewigen Fluch bei jedem geistigen Prohibitivsystem, vor dem verführerischen Lustre, der dem Verbotenen anhaftet? Schon jetzt macht die geheime Zauberkraft der verbotenen Lecture sich geltend; Vieles, worüber wir im Norden lächeln, erregt in Wien Aufmerksamkeit, und kann im innern Lande, wo noch weniger Schulkenntnisse der falschen Darstellung entgegenwirken, zünden, sobald es materielle Interessen berührt. Liebe und Vertrauen sind im Volke und werden noch lange bleiben, aber mit der Schulbildung fehlt auch jener sittliche Glaube — Frucht des mit un-

serer Reformation reformirten Schulwesens — welcher in protestantischen Ländern kräftiger als die Mahnungen royalistischer Schriftsteller den revolutionairen Lockungen widerstanden hat. Glaubte das Volk in Oestreich erst den Verstandesbeweisen, daß ein republikanischer Zustand für jeden Einzelnen der vortheilhafteste sei, dann wäre dem Strom kein Damm mehr entgegenzusetzen; denn durch Erkenntniß die verirrte Erkenntniß auf den rechten Weg zu bringen, gab die Regierung selbst die Mittel aus der Hand.

Es heißt ein Grundsatz im Oestreichischen: decorer le pays! Man stellt zwar nicht wie Potemkin für die reisende Katharina schöne Coulissen an der Landstraße auf, denn dazu ist man zu ehrlich und gescheut. Aber man firnißt, wo man kann, was an sich nichts Schlimmes ist, wenn das Gemälde sonst Werth hat und Firniß verträgt. Daher die kostbaren Titel der jüngst geadelten Geldedeln mit den Resonanznamen Klaun Edler von Klaunfels, Thor Edler von Thorstein, Buba von Bubabach und Blitz von Blitzstrahl. Daher die so äußerst bequeme Adelung jedes Particuliers für die Conversation, die gnädigen Herren, deren so

viel sind wie Pflastersteine. Daher die Heiducken, Mohren, Jäger, Läufer; daher Bibliotheken, wissenschaftliche Institute und der Glanz der Bildung in der Hauptstadt, der man sogar jetzt einen liberalen Anstrich gern läßt. Daher, was so ganz von uns verschieden, sieht man es nicht ungern, wenn der Geschäftsmann sich literarisch künstlerisch nebenbei einen Namen macht, der bis ins Ausland dringt, und während unsere Präsidenten über den bloßen Gedanken, ein sogenanntes „Genie" in ihrem Collegium zu haben, stöhnen, zeigt man ihnen in Wien Aufmunterung und berücksichtigt sie vorzugsweise, denn sie dienen pour decorer le pays. Daher die neu angeordnete Censur für alle Mittheilungen von Wien ins Ausland. Denn aus eigentlich politischen Rücksichten kann das nicht sein, indem schlimmer, als schon geschehen Oestreich von der liberalen Presse in Frankreich und England nicht gezaust werden dürfte. Daher auch — ob ganz daher behaupte ich nicht — das Prosperiren der mancherlei beredten Glücksritter, deren Gabe, den Firniß der Beredsamkeit über die Dinge, wie sie sind, zu streichen, bei uns nicht anerkannt wurde und dafür glänzende Würdigung

in Oestreich fand. Dieser Firniß überglänzt keine innere Hohlheit, es ist nicht der Aushängeschild eines wurmfräßigen Gebäudes; aber er ist etwas Fremdes zu dem organischen Lebensbau des östreichischen Volkes und Staates. Oft hörte ich Freunde desselben seine Prohibitivgesetze vertheidigen: man wolle ja nicht den geistigen Aufschwung unterdrücken, der von innen heraus naturgemäß sich entwickele; nur hüten wolle man die zarten Keime vor fremder Ansteckung und so kräftigen Wuchs, statt zu hemmen, befördern. Aber wozu denn doch fremden Schein borgen? Wenn dies selbständige Leben stark genug ist, warum denn nicht unter eignem Schilde falschen Anfoderungen entgegentreten? — Aller Ehren Ist Oestreich Voll, interpretirt ein junger östreichischer Dichter die Vocale, und er singt in dem Gedichte die ehrenvollen Thaten der Habsburger, Thaten, die mehr sind in sich, als pour decorer le pays, und wären sie nicht genug, Schildhalter zu sein gegen Die, welche nur ausgehn auf die Schwächen des Staates?

Einige Besserung im Censurwesen wird in letzter Zeit bemerkt. Nicht daß man milder geworden

im Princip, aber die unverständige Anwendung und Auslegung desselben von früher ist jetzt, wo die Ausübung in die Hände unterrichteter Männer gediehen, nicht mehr zu besorgen. Namentlich rühmt die allgemeine Stimme hierin die umsichtigen Bemühungen Deinhardstein's, seit er Censor geworden.

---

36. Hemmschuh.

Keine Verordnung findet sich im Oestreichischen so häufig, als die, daß man den Hemmschuh anlegen soll an abschüssigen Wegen. Auf jedem Berge durch das ganze Land, wo die Straße sich senkt, findest Du eine Tafel und daran einen Hemmschuh abgebildet und die Warnung und Strafbestimmung darunter für den Fall, daß Du herabfährst ohne einen Hemmschuh.

Es ist meine Eigenheit — ich glaube eine bewußtlose, wenigstens bis heut, wo es mir erst einfällt, daß es so ist — die Erscheinungen, besonders die mir auf Reisen aufstoßen, symbolisch zu nehmen.

Bei den Hemmschuhtafeln fiel mir außerordentlich viel ein. Man soll aber nicht Alles drucken lassen, was Einem einfällt. Manches davon findet sich in andern Capiteln untergebracht, wo es

ehrenvoller placirt ist als unter einem Hemmschuhzeichen.

Aber ein Wort von der Erziehung, vom Schulunterricht muß ich hier sprechen.

— Oder auch nicht.

Ich habe Oestreich mit angenehmen Gefühlen betreten und mit angenehmen Gefühlen verlassen. Ich besuche gern einmal wieder das reichgesegnete, schöne Land, das zufriedene, lebensheitere Volk — warum soll ich das Bitterste herauskehren, was ich empfunden habe, warum die Saite berühren, wo ich mit dem besten Willen, einen guten Ton zu finden, nur einen disharmonischen Wehlaut vorlocke. Ich könnte scherzhaft darüber weggehn, aber die Sache ist zu ernst. Es wäre Frevel, das, worauf das Heiligste, die Hoffnung kommender Generationen ruht, mit einem Spaß beseitigen.

Man würde jetzt nicht mehr mit einem Male alle fremde Hauslehrer aus Oestreich entfernen; aber seit man sie entfernt, hat man von Staats wegen keine neuen berufen, es ist auch nichts geschehen um tüchtige Lehrer im Lande zu erziehen. Man glaubt es geht auch ohne. — Ein Recen-

sent werfe mir nicht etwa um diesen Satz und den unbestimmten Gebrauch des Wortes „ohne" vor, daß ich selbst ohne Lehrer die deutsche Sprache gelernt. Ich könnte jeden Satz, jede Periode grammatikalisch aufbauen und enden, es würde mir sogar viel leichter werden, ich wollte alle Fürwörter so brauchen, daß Donat und Adelung und Heinsius ihre Lust dran hätten, aber ich will nicht. Wer Gründe will, lese sie nach beim Plato und Homer, die meine Lehrer sind in der deutschen Syntax, nicht die Bevölkerung der berliner Straßen. Dies sage ich beiläufig hier für alle meine Recensenten — nämlich die es ehrlich meinen — wenn sie mir künftig Berlinismen vorwerfen wie dieses „ohne." Ich halte Wohlklang und Lebendigkeit für die ersten Gesetze, wenn ich in Prosa schreibe; und ich schreibe, wie ich glaube daß ich reden würde, wenn ich gut redete. Regelrechte volltönende Perioden zu bauen, mit der gesetzmäßigen consecutio temporum, mit dem vollen sequens jedes voll ausklingenden Fürworts ist um so viel leichter als das Schreiben so wie man redet, als es leichter ist, wie Cicero Orator lateinisch schreiben als wie Xenophon und Plato griechisch. Das heißt

beide scheinen zu schreiben — wie ihnen der Schnabel gewachsen war; aber darum schrieben sie doch nicht so, denn es kostete ihnen unsägliche Mühe, ehe sie es so auf die Tafel brachten, und die Kunst liegt eben darin, daß sie diese Kunst nicht merken lassen. Ihre Arbeit ist sauer, aber ihre Frucht ist süß. Was höre ich lieber, als die reiche Fülle hellenischer Lebendigkeit, diese Grazie und Ungezwungenheit, wenn Xenophon beschreibt, das Wasser läuft uns im Munde zusammen vor Lust über die Natürlichkeit; und wie Plato argumentiren läßt, spricht da sein Sokrates anders, als er eben nur gesprochen haben kann? Und Homer; da beschreibt er was und plötzlich fällt ihm was anders bei, ein besseres Gleichniß, was es den Hörern anschaulicher machen kann, und er genirt sich nicht, daß er so angefangen, er springt ab, und fährt so fort, wie er fühlt, daß man's lieber hört, und man hört ihm mit Vergnügen zu und verlangt nicht, daß er den Anfang von vorhin streichen soll. Und die Römer dagegen, wie punctiliös ihre Syntax, wie unerbittlich streng das Herrengesetz ihrer Fürwörter, und ihre Sprache so tönend, so voll, so pompös, alles schwere Linie, daß man wohl

begreift, wie sie auf dem Forum und auf dem Capitol wie Donner und Blitz gewirkt, wenn Cicero anhub: „Quousque tandem,“ aber nicht begreift, wie sie in der Küche so geschwatzt, oder unterm Schwiebbogen zur Ancilla so geschäkert haben! Und diesen Römern, und ihrer Grammatik soll unsere reiche, freie, in Fülle und Uebermuth springende Sprache nachgebildet werden, und nachdem unsere pedantischen Schulmeister die blühende auf das Prokrustesbett gelegt, und Andere kommen und sie wieder frei machen wollen, und versuchen zu schreiben und zu drucken, wie die freie Zunge spricht, wie es bequem ist und gut klingt, da schilt man! — Ich erkenne kein höheres Gesetz an als den Wohllaut, hinterher kommt der Gebrauch, d. h. der Geist des Lebens, und zum Succurs erst die Grammatik.

Ein syntaktischer Hemmschuh, wenn der Wohllaut anders gebietet, ist mir fürs Ohr, wie der eiserne am Fuhrmannswagen, wenn er über die kiesige Chaussée schleift.

Daran hat man doch vielleicht gedacht, als man in Oestreich meinte, gute Schulen zu haben sei für einen guten Staat nicht nöthig. Die

Grammatik sollte sich von selbst machen. — Sie hat sich bis jetzt noch nicht gemacht; was von Grammatik da ist, ist aus der Fremde hereingekommen.

Aber wozu braucht der Wiener überhaupt eine Grammatik, ruft mir ein Lobredner des frohen Lebens zu — er ist froh auch ohne, und mit Grammatik wäre er vielleicht nicht froh. Es mag sein, ich weiß es nicht, aber die Grammatik ist ein Ding, eine Macht, die man beschneiden, verdecken, zurückdrängen, aber nicht zerstören kann. Sie kommt wieder und drängt sich eigenmächtig auf eine so unangenehme Weise ein, daß man viel drum gäbe, hätte man sie früher durch offene Flügelthüren hereingenöthigt.

Ich reiste mit einem liebenswürdigen, jungen, gebildeten Grafen auf einer Schnellpost irgendwo in der Provinz. Er war der gebildetste und liebenswürdigste und solideste und gelehrteste Mann in der ganzen Umgegend und ein sehr angenehmer Reisegesellschafter an Ort und Stelle; aber Fragen that er, welche man in Leipzig keinem Thomasschüler aus der dritten Classe vergeben hätte, ob in Hamburg noch Getreide wachse, und König

Friedrich Wilhelm III. der Sohn von Friedrich II. sei u. s. w.

Wenn die Spanier, sagt, glaube ich, Huber in seinen „Skizzen," auch noch Kenntnisse hätten zu alle Dem, was ihnen die Natur gab, so wären sie ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit, daß sie gar nicht auf die Erde gehörten.

Darum sage ich nichts mehr von den Hemmschuhen.

---

37. Aristokratie.

Damit der Unterschied heraustrete zwischen dem Leben im östreichischen Süden und im preußischen Norden, und wie diese nicht feindliche, aber in den Elementen schon vorhandene Trennung zweier deutschen Stämme mehr durchgreife als selbst die nationale zwischen Deutschen und Franzosen, muß die Aristokratie noch in ihrem Dreiviertelglanz von Ehemals in der heutigen Kaiserstadt sich sonnen.

Ob und wie tief sie eingreift in das Staatsleben, ob zum Schaden ob zum Heil, ob sie die Schuld trägt, daß Oestreich keinen höhern Rang einnimmt unter den vorwärts strebenden, oder ob sie es gewesen, welche diesem Staate in den europäischen Stürmen den festen, gesunden Boden gerettet, aus dem mehr für Deutschland hervorgehen kann, als die liberale Sehnsucht erwartet, ob sie es ist, welche den Wurmstich am Lebensbaum, die Polizeiverschlingung, wie sie ist, nährt, um von

ihr wieder gespeist zu werden, oder ob dies System, so widerstrebend dem einer großartig germanischen Aristokratie, von ihr nur als nothwendiges Uebel noch geduldet wird, das sind Fragen, mit denen unsere Bilder nichts zu thun haben. Sie betrachten nicht die Aristokratie wie sie ist, sondern wie sie scheint.

Darin habe ich eine von der des pariser und berliner Kleinbürgers oder Kaffehausliberalen sehr abweichende wiener Natur: mich ärgert nicht eine Prachtcarosse mit Sechsen und goldstrotzenden Heiducken dahinter, und ich halte es nicht für eine Vervollkommnung des Menschengeschlechts, wenn die jetzt noch darin sitzen, künftig in einen Fiaker steigen müssen oder zu Fuß gehen, wiewol ich selbst nie den leisesten Wunsch gespürt, auch mit Sechsen zu fahren in goldbordirten Kutschen und mit hinten aufschwebenden Jägern. Mich freut im Gegentheil, daß es noch Menschen gibt, die daran Freude finden. Ich war vielmehr eine Zeit lang besorgt, daß diese Menschenclasse ganz aussterben würde.

Und man erwäge nur ganz einfach: was stürbe mit ihr aus und ginge mit ihr unter, wenn z. B.

die Goldlackirer kein Brot mehr hätten, wenn sie eingehn müßten wie die Perrückiers. Wer lackirte dann den Malern ihre goldenen Rahmen? Wenn aller Lack als unnütz außer Mode käme, wie fräße der Staub an den glänzenden, das Auge erfreuenden Farben. Vielleicht käme eine Zeit, wo man die Farben überhaupt für unnöthig hielte, und es würde Alles eine große Mischfarbe Grau in Grau. Grau ginge der Bettler, im grauen Rocke predigte der Kanzelredner, grau säßen die Räthe zu Gericht und in grauem Purpurmantel der König auf dem Throne, oder, was dann wahrscheinlicher, der erste Präsident auf seinem Stuhle. Und was würde aus dem Theater, wenn Alles grau ginge; der Tyrann und der Liebhaber, der Aschenmann und die Kokette, wenn man die Decorationen grau anstriche, den Frühlingswald und das Prachtgemach, die Mondscheingegend und den bengalischen Feenpalast, Alles auf grauer Leinwand — Nein, so weit ginge es doch nicht: die Schauspieler spielten nicht, und ohne Theater keine Welt.

Auch habe ich eine Bürgschaft dafür, daß Sonne, Mond und Sterne sich nie in Erdfarben kleiden werden; und scheinen sie auch dann und

wann verhüllt von Wolken und Nebel, sie blitzen doch durch, und so lange der Mensch sie da oben golden am Firmamente blinken sieht, pfuscht er ihnen nach und malt Gold, wenn er kein echtes hat.

Die östreichische Aristokratie scheint und scheint nicht. Sie gibt ein Schauspiel, wo es gilt eines zu geben, bei Krönungszügen, Hochzeiten, auf den Straßen. Dann tritt sie auf im goldgewirkten Kleide mit Perlen und Diamanten und Reiherfedern; und man weiß, was es bedeuten soll. Was es scheint, ist es, nichts Geborgtes. Aber wo es nicht gilt, läßt sie den kostbar unbequemen Anzug in der Garderobe und geht im bequemen Bürgerrocke ins Theater, in die Wirthshäuser, in Gesellschaften. Viel zu schwer, bauschig und eckig ist der Magnatenrock, um ihn unter dem Ueberrock immer auf dem Leibe zu tragen, daß man den dann und wann aufknöpfen und die Leute sehen lassen könne: „Seht, der bin ich eigentlich, und es ist nur Herablassung von mir, daß ich mit Euch jetzt familiair thue, die Ihr nicht so den Ueberrock aufknöpfen könnt.“ Das hat der östreichische Aristokrat nicht nöthig. Es zweifelt Niemand an sei-

ner Bedeutung, seinem Einfluß, seinem „Gebornen;“ er kann ganz dem Gesetze der Bequemlichkeit huldigen. So echt ist ihm sein Gold, daß er keinen Schmuz daran fürchtet. Er kann in den Tavernen liegen, mit den Handwerksburschen am selben Tische gebackne Hähnel oder Puter speisen, aus vollem Herzen lustig sein und zeigen, daß er es ist, ohne zu fürchten, daß er sich etwas vergibt. Nur wo der Adel in bestrittenem Rechte und gekränktem Besitze genöthigt ist jeden Augenblick sein Recht zu bewachen, und dies nicht besser thun zu können glaubt, als durch gemachte Vornehmheit, nur da beleidigt seine Erscheinung und weckt Neid und Mißgunst.. Von einer solchen Stimmung, wie sie durch ganz Norddeutschland seit fast einem Jahrhundert herrscht, aus der alle unsere Familienstücke und Romane mit den vornehmen Bösewichtern hervorgegangen, bemerkst Du nichts in Wien. Der Cavalier ist in Gesellschaft ein Mensch wie jeder andere Mensch, er trägt sich, er spricht, er lacht, er ißt, er trinkt und ist lustig wie jeder andere Wiener.

Man wird Dir grauenhafte Dinge von dem frevelnden Uebermuthe dieses Magnaten, oder die

Erinnerung an jenen, welcher dies und das gethan, was Du nicht thun dürftest, erzählen. Aber man erzählt Dir auch, wenn Du es nicht schon weißt, daß die Strafe des Gesetzes ihn ereilt, und schwerer, als es den Anschein habe; es war aber nur eine Ausnahme, und wenn der Fälle auch mehre gewesen, so gehört es doch nicht hierher, denn es spricht nur für die Macht der Großen, zu schaden und Gutes zu thun, und hat nichts mit ihrer Erscheinung zu thun, die uns hier allein angeht.

Verstehst Du unter den Aristokraten die große Welt, so wirst Du auch hier eine andere finden, als Du Dir vorstellst. Die Gesellschaft in jenem engsten dürren Begriffe hält auch hier zusammen, sie ist wie überall ein geschlossenes Corps, getrennt durch unübersteigliche Mauern von Denen, die nicht die Geburt drin auf die Welt setzte. Hier gelten in allen materiellen Angelegenheiten dieselben Gesetze wie am Nordpol und Südpol, es sind die Unsterblichen, in die weder die Revolution noch Napoleon Bresche geschossen, und wenn es geschah, wachsen die Echten wieder auf gleich Jason's Saat, und sie erkennen sich auf den ersten Blick. Aber abgesehen von jenen materiellen Berührungen herr-

schen andere Sitten, bequemere, liberalere, innerhalb und außerhalb der Mauern. Dort ist man unter sich, hier will man nicht fremd bleiben, denn das störte die Lustigkeit. Jene Engländerin schlug in Berlin die Hände zusammen über den freien Ton der Deutschen. Von Berlin nach Wien versetzt, schrieb sie uns entsetzt: in Berlin wisse man doch noch, was Sitte heißt; von dort durch das Schicksal unter Warschaus große Welt verschlagen, sehnte sich die bange Puritanerin nach Wien zurück, denn dort habe man doch noch Achtung vor der Tugend. Neben der Achtung vor ihr mag auch viel wirkliche Tugend, was die Engländerin darunter versteht, in Wien zuhause sein. Es wäre von einem Fremden wenigstens unbillig, daran zu zweifeln, und noch unpassender, moralisiren zu wollen. Ich rede nur von dem leichtern Blutlauf, der in der Erscheinung alles Eckige, Geschraubte, Steife aus der großen wiener Welt verbannt. Man läßt sich gehen, weil man nichts verlieren kann, man forcirt keine Airs, keinen vornehmen Ton, der Cavalier spricht wienerisch und die Baronesse liest den Clauren, was freilich auch wol anderwärts von Freifrauen geschieht, aber sie

stecken ihn, wenn ein Dritter eintritt, unters Sophakissen. Die Wienerin schämt sich nicht zu sagen, daß ihr Bedenkliches unbedenklich gefallen hat, womit übrigens nicht behauptet sein soll, daß es nicht auch wiener Baronessen gibt, welche andere Bücher lesen.

Es gibt unter den Großen noch reiche Große, und der Reichthum gilt etwas in Wien. Das hat Wien freilich mit der ganzen Welt gemein, aber der Reichthum wird nicht in der ganzen Welt dazu verwendet Gemeinnütziges und Großes zu fördern. Am wenigsten thut dies der schnell erworbene. Auch klagt man wol, daß es jetzt nicht mehr sei wie sonst, daß die Großen sich darin einschränken, Kunst und Wissenschaft nicht mehr mit dem uneigennützigen großen Sinne wie ihre Väter und Großväter pflegen, und Hunderttausende bis Millionen lieber für Lust und Glanz des Momentes hinopfern, als Monumente für die Nachkommenschaft gründen. Aber deren gibt es doch viele aus älterer Zeit, welche von einem großen Sinne der östreichischen Aristokratie sprechen, und die Namen der Liechtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg u. A. dürften, auch wenn diese berühmten

Geschlechter erlöschen sollten, und eine Zeit einbräche, welche gewaltsam oder allmälig alle Summitäten nivellirte, in ihren Werken länger fortdauern. Wien und seine Vorstädte zählen nicht wenig Paläste der Magnaten, deren Säle und Hallen, angefüllt mit den seltensten Kunstschätzen, täglich sowie die sorgsam gepflegten Gärten dem einheimischen Publicum und den Fremden offen stehen und ihnen mehr gehören als ihren Besitzern, welche nichts davon ziehen als die Ehre und große Kosten auf ihre Erhaltung jährlich verwenden müssen.

---

38. Liberalismus.

Die liberale Stimmung hat merkwürdige Fortschritte in Wien gemacht. Eine, so viel ich Gelegenheit hatte sie kennen zu lernen, indeß sehr verschiedene von jenen Bestrebungen, die durch Stoßseufzer, Worte oder Thaten den alteuropäischen Boden von Grund aus umackern wollen, um überall zehntenfreie Neubauten anzulegen. Während man anderwärts meint, die Wurzel des Uebels sei der Aristokratismus, und wenn die historischen Namen ausgerottet und der Begriff regiere statt der großen Erinnerungen, sei die vollkommene Welt an der Schwelle, läßt der wiener Liberalismus die Aristokratie bei Seite. Seiner ist nur aus dem Bedürfniß nach Luft entstanden. Die Aristokratie ist gewaltig, sie aber dünkt ihm weder Geist noch Leib, wenigstens scheint sie's nicht. Er will nur für sich Freiheit, diese Freiheit verlangt er von der Regierung und ließe gern, was dane-

ben leben mag, am Leben. Wann er einst in den Adelsrechten einen mit ihm um das Dasein ringenden Rivalen fände, ist eine Frage, welche die Gegenwart noch nichts angeht. Feudaldruck ist im eigentlichen Oestreich unbekannt, große Männer sind aus dem Adel hervorgegangen, leuchtende Namen, die Familien haben ihre Ehre durch würdige Stiftungen populair erhalten, der Adel hat also noch mitgelebt mit der Zeit; so lange dies der Fall, ist er nirgend der Gegenstand des Hasses. Das tritt erst ein, wo er stagnirt, verknöchert, versteinert, wo er diese Absonderung von dem allgemeinen Lebensflusse inne wird, und, statt Alles daran zu setzen, sein Blut auch wieder flüssig zu machen, zusammenhält und mit der Gier eines Geizhalses das Ueberkommene festhält und verschließt. Ob dieser Wendepunkt hier gekommen, mag ich nicht entscheiden; gewiß ist, daß dem östreichischen Adel das große Lebenselement abgeht, welches den englischen und schwedischen so lange mit dem Volke in Verbindung hielt, die untadelige Vermischung mit dem Bürgerstande. Denn auch hier regiert in aller Herbigkeit das gespenstige Phantom von der Reinheit des Blutes.

Der wiener Liberale sucht sein und der Welt Heil nicht darin, wenn die Liechtensteine und Esterhazys nicht mehr sind als er; er seufzt nur nach Aufhebung der Sperre um sein schönes Land, daß hinaus- und hereinkönne, was da will, daß der Gedanke frei gegeben werde sich zu gestalten in Wort, Schrift, That, wie er will, und daß sein Oestreich zu der Höhe sich schwinge unter den gebildeten Staaten Europas, wozu seine örtliche Lage, seine Macht, seine reiche Natur es zu berechtigen scheinen. Er will nicht Andere um einen Kopf kleiner machen, um selbst größer zu sein, er will nur die Freiheit haben, zu wachsen, und was daneben auch noch wachsen kann und mag, dem verbietet er's nicht. So spricht sich in den Spaziergängen des wiener Poeten der Liberalismus aus. Indem ich immer wieder auf diesen zurückkomme, verrathe ich unwillkürlich meine Vorliebe für ihn. Sie ist indeß keine parteiische; die Person des Autors, der entfernt von Wien lebte, ist mir völlig unbekannt. Aber indem ich sie mir aus seinen Gedichten herausgebildet, wurde er mir ein Freund, mit dem ich gern verkehre. Ganz mitgefühlt und verstanden habe ich ihn indeß

erst, als ich den Grund und Boden kennen lernte, auf dem er gedichtet, und seine Schritte verfolgte.

Welche Blasphemie, ihn zusammenwerfen mit den im Begriff Verknöcherten, den lebensfrisch Hoffenden mit den misgünstig Zerstörenden, die auch mit dem Feldgeschrei: Vorwärts! stürmen, aber nicht aus reichem Schoose Saatkörner streuend und Reben pflanzend, sondern mit der Hippe zur Ernte alles Dessen, was vorragt; erst mähen sie die summa papavera und dann weiter in Glauben, Erinnerung, Kunst, Wissenschaft, um einen Gott zu construiren, der selbst in den glühendsten Phantasiebildern der Schwärmer unter ihnen ein sehr nüchterner bleibt, eine Herrschaft zu proclamiren, deren höchstes Princip der Nutzen, deren Triebfeder die Selbstsucht. In dem Munde eines Börne das Lob meines Spaziergängers zu finden, hat mich gekränkt. Was haben Beide gemein? Doch ich lasse jenen dämonisch für gar nichts als die blanke, baare Zerstörung Entflammten aus dem Spiel; die ihm zunächst, die begeistert sind für eine Gleichheit, die sie möglich denken, die sie sich vorlügen in Amerika, die noch den trostlosen Schemen ihrer vergötternden Anbetung, die

Industrie, unter schön tönenden Namen von Menschenliebe, Weltvervollkommnung verhüllen, was haben diese Liberalen mit ihm gemein? Einen Namen freilich; sie sprachen auch von einem Völkerfrühling. Wie Viele glaubten daran, und wer mag die blasirte Frucht der Reflexion, die Spätgeburt der Ueberbildung, die Fata Morgana, nach deren Ufern das Misvergnügen Anker auswirft, den letzten Hafen für Die, welche alle andern Häfen verschlossen finden, mit dem Frühling vergleichen? Anastasius Grün, ein glücklich gewählter Name von dem Jünglinge, ist ein von Frühlingswehen und Frühlingslust durchschauerter Patriot. Er glaubt und hofft und liebt. Er liebt sein Vaterland, sein Deutschland, sein Oestreich, den Schauplatz der Ehren seiner Väter, den Fleck, wo seine Wiege geschaukelt, er liebt die glorwürdige Erinnerung, er hält sie nicht unverträglich mit der Hoffnung einer bessern Zeit. An diese glaubt er fest, und sein Zorn, daß man sie noch fern hält, wird nicht Grimm, nur als Wehmuth spricht er sich aus. Sein Liberalismus ist nicht todtgebornes Kind des Verstandes, sondern ein jugendlich frisches des Herzens. Was er uns gibt ist etwas Empfunde-

nes, wenn auch nicht alles Empfundene wahr ist. Fesseln will er zersprengt, das Gängelband fort, den Hemmschuh los, die Nebelkappe fortgerissen, in die Luft soll das Licht. Freilich mag es uns bedünken, daß er, von Wonne geblendet, in einem thyrsusschwingenden Zuge, bedingt Nothwendiges überspringt; aber ich spreche hier nur von der Gesinnung, und indem ich mich seiner freue, würde ich ihn noch nicht zum Premierminister machen, wenn ich Kaiser wäre. Aber als Kaiser würde ich mich freuen, wenn viele Jünglinge in meinem Lande so empfänden. Denn ein Jüngling soll anders empfinden als der Mann. In seinem Bacchuszuge sind keine Mänaden.

Er gestaltet doch aus dem Vorhandenen; er will nicht erst wie die Andern vernichten, um von vorn anzufangen. Die Grüfte unter dem St.-Stephan, die Gewölbe von Heiligenkreuz sind ihm Fundamente; es ist ihm nichts gleichgültig von Dem, was gewesen, alles Ehrwürdige, Große, alles Liebliche und Heilige ist eine Stufe zu Dem, was kommen soll. Und dies ist der durchgängige östreichische Charakterzug, der, selten heute, uns wohlthut: beim Liberalen und dem blindstarren Anhän-

ger des temporis acti ein und dieselbe innige Anhänglichkeit an das Menschliche, ein Gedanke: Fürst und Vaterland. Sie lieben ihren Kaiser, des Kaisers Frau, des Kaisers Kinder, Schwester, Schwesterkinder; grade so weit geht diese Liebe, als der liberale Spott diese menschlich-persönliche Lebensader, die sich durch den metallenen Gedanken von Staat und Gesetz versöhnend durchschlängelt, lächerlich macht. Derselbe Bürger, der sein Vermögen im großen Staatsbankrott verlor, weint Freudenthränen, wenn er seinen Kaiser sieht, und der Dichter kann sich die Freiheit, die er seinem Vaterlande erfleht, nicht anders denken als mit dem Vater Franz, dessen Stirn ein dreifaches Kronenband umzieht:

Jene alte goldne Krone, deren Glanz, bevor sie sein,
Durchgewallt vom Haupt zu Haupte seiner Ahnen weite Reihn;
Jene schöne Silberkrone, deren schützend Zauberband
Um des Greises Haupt das Alter weiß und rein und heilig wand;
Und die dritte, schönste Krone, die ihm milde Güte flicht,
Segensreich wie Frühlingshimmel, hehr wie leuchtend Mondenlicht.

Wie paßt das zu dem Liberalismus, der vom star-

ren Begriff alles Persönliche entfernt wissen will, der den alten, einst so hellen Glockenklang deutsche Treue als Unkenruf verdächtigt. Unsere Väter meinten, er vertrage sich mit des Mannes Selbstgefühl, mit Stolz, auch mit Freiheit; allein von der Freiheit verstanden freilich unsere Väter nichts, welche sie nur in dem Schutze suchten, der dem Wachsthum jedes Selbstlebens gebühre. Noch will jeder Oestreicher in seinem Fürsten die Offenbarung von etwas Höherem als das starre Gesetz, wozu es allerdings keiner Könige, höchstens erblicher Präsidenten bedürfte; auch der Liberale gibt, indem er Freiheit fodert, das Verlangen nicht hin nach Gnade; und wie wenig das religiöse Element in Wien als solches zu Tage tritt, so unbewußt verkörpert es sich in dieser Liebe und dem Begehren danach. Es ist aus Oestreich noch keine Stimme erklungen: „Mag er sein, wer er will, der regiert, wenn er nur gut regiert," eine das Ohr bestechende Floskel, die aber so wenig als „ubi bene ibi patria„ aus dem Herzen kam, sondern aus Frankreich; und seltsam, daß dort, von wo dieser kalte Verstandessatz ausging, der uns nun als höchste Errungenschaft menschlicher Weisheit

gepredigt wird, daß in demselben Lande dieses „ubi bene" nicht gilt! Die Liebe beim Franzosen, vertrieben aus Allem sonst, hat sich gerettet in sein Vaterlandsgefühl; wenn sie auch da wieder fast zur Caricatur wurde, so ist es doch Liebe, die der Verstand nicht construirt.

Der Adel, aus sich heraus schon durch festes Besitzthum gestützt, gerieth nicht ganz in die Collisionen mit dem Bürgerstande, welche im andern Deutschland den Neid erweckten. Die Beamtenstellung, hier nicht so alles industrielle Leben umspinnend und bedingend als bei uns, wird nicht auf gleiche Weise gesucht, sie gibt, da die Titel fehlen, keinen Glanz. Außerdem fehlt dem eigentlichen Oestreicher der angeborne Hang zur Geschäftsthätigkeit. Sein Princip: „Leben und leben lassen," bringt ihn, sein und Anderer Leben zu reguliren nur wenn er muß. Auch aus den übrigen, Oestreichs Scepter unterworfenen Stämmen nennt man nur den Böhmen als den zu amtlicher Thätigkeit am aufgelegtesten und gefügigsten. So ist hier nicht derselbe Andrang nach Staatsposten wie bei uns, und wie der Vater nicht meint, daß sein Sohn nur durch feste An-

stellung ein ordentlicher Mensch werde und den Zweck des Lebens erreiche, meint auch der Adel nicht, weder besonders zu Staatsämtern berufen zu sein, noch durch sie an Ehre zu gewinnen. Mit dieser Contention fällt eine gehässige Scheidewand der Stände hinweg, welche hie und da in gutmüthigen Gemüthern die alleinige Quelle des mismüthigen Freiheitssinnes ist. Einzelne hohe Hof- und Staatsämter sind freilich Privilegia des Adels, aber auch hier nur des hohen, ja gewissermaßen Erbgut einer Oligarchie. Bis da hinauf versteigt sich nicht der Neid des Bürgers, läge er überhaupt im Charakter des Wieners. Doch selbst unter diesen Höchsten, unter den Hohen scheint der Stolz auf Das, was sie sind durch sich, die Lust nach glänzenden Titeln, die ein Anderer ihnen gibt, eher zu mindern als zu heben. Es gibt Beispiele, daß Magnaten erst im Greisenalter es sich zur Pflicht gemacht, um amtliche Thätigkeit und Staatswürden zu werben.

Ich bin kein Wortredner des östreichischen Adels; dies zu werden, gehörte mehr Kenntniß, als ein Fremder erwerben kann. Stände er an dem Wendepunkte, wo er gegen den Zeitstrom nicht mehr

durch Kenntnisse, Verdienst, großartige Gesinnungen und Werke, sondern allein durch trotziges Festhalten am verjährten Besitzthum sich halten will, so rettete ihn keine örtliche Gunst vor mehr oder minder schnellem Sinken. Fürst Esterhazy lächelte ungläubig in London zum Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen," daß eine Reform in England jemals möglich werden könne, und es waren nicht sieben Jahr vergangen, so war diese Reform zur Wirklichkeit geworden, in einer Größe und Umfassendheit, daß das Schema dazu, welches man sieben Jahre zuvor eine Chimäre schalt, dagegen winzig erscheint. Nicht als Wortredner für seine Bedeutung, sondern dafür, daß diese Bedeutung noch da ist, halb in alter Kraft, sprach ich dies vom östreichischen Adel, und daß in seinem Institute, so scheint es, nichts liegt, was den Wünschen des Oestreichers nach Freiheit widersteht. Es ist im deutschen Oestreich keine Leibeigenschaft, kein Feudaldruck, der Adel strebt nicht dem Bürger wegzunehmen, wonach dieser verlangt, er engt ihm nicht den Boden ein zum Stehen, er entzieht ihm nicht die Luft, er will ihn nicht regieren und nicht bevormunden, er spricht mit ihm, wie er un-

ter sich spricht, und da er Alles ausgibt, was er einnimmt und mehr, so gibt er dem Bürger viel. Wo ist da Grund zum Neid und zum Hasse! Ja sogar, wenn es scherzen gälte, er läßt es sich gefallen, daß die Gesellschaftssprache den Bürger adelt. So — scheint es. Bilder geben nur den Schein zurück, und nicht in jedem Gesichte drückt sich der anomale Organismus des Körpers aus, daß ihn der Maler auch auffassen kann.

Ueber Oestreichs Zukunft schwebt ein dunkler Schleier. Bleiben, wie es ist, kann es nicht, es wird nur so zusammengehalten, und man hütet sich daran zu rühren; eine kleine Reparatur könnte einen großen Riß verursachen. Aber einmal, wenn nicht Stürme von Außen Alles zertrümmern, muß an die Reform gegangen werden. Wer wird sie wagen? Englands begonnene schien, und ist noch ein Problem, und dennoch möchte die Aufgabe dort leichter sein als in Oestreich. Wie eine Form finden, die für alle diese Elemente paßt, welche hier den gebildeten Sinn befriedigt, dort dem rohen Bedürfniß genügt? Weder strengster Gerechtigkeitssinn, noch vollkommenste Schlauheit lösen die Aufgabe. Eine Inspiration gehört dazu, um

einst für die Dauer Das zu ersetzen, was jetzt nur durch Kraft und persönliche Anhänglichkeit sich geltend macht. Welche Rolle alsdann die Aristokratie spielen wird? Will sie nur sich retten, so stürzt sie sich und Vieles. Der alte Zauber ist gelöst, es muß ein neuer gesucht werden; im Zunft- und Kastengeist wird er nicht gefunden. Was überhaupt einst in der vervollkommneten Welt vor uns die alte Aristokratie ersetzen soll, weiß ich nicht; denn was ich in Amerika dafür finde, die Plutokratie, die Advocatenherrschaft, den rohen Dünkel des Individuums, scheint mir so wenig ein Surrogat als im heutigen Frankreich bei weit liebenswürdigern Formen das dort einzig gültige Adelsdiplom: das Interesse. Aber was soll in Oestreich sie ersetzen? Verwebt in das bunte Kleid des Lebens stockte ohne sie dies Leben, dem die mannichfachen Triebfedern abgehen, welche anderswo es munter erhalten.

Ein Aristokrat bin ich, weil ich meine, daß kein gesellschaftlicher Verband auf die Dauer ohne eine Aristokratie bestehen könne, und weil unter den zur Erscheinung gekommenen die durch Geburt begründete, auf großen, festen Landbesitz ge-

stützte, mir die am mindesten drückende für das Gefühl dünkt, verträglich mit persönlicher und geistiger Freiheit, ja, wo der Adel noch nicht enervirt ist, nach allen Vorgängen der Geschichte diese des Geistes hebend noch und erweckend. Denn der Kleinbürgergeist schafft und häuft nur für die Gegenwart, und wo er der Zukunft gedenkt, ist es doch nur um des Nutzens halb, wohingegen das Große und Schöne, was den Geist erkräftigt, vorzugsweise von den Aristokratien gepflegt worden, und der Adel, wo er sich noch bewußt Dessen, was er vertritt, neben der Gegenwart, wenn er für die Zukunft arbeitet, auch der Vergangenheit gedenken muß. Daß wir verhungern werden und verdursten oder in Ketten schmachten und Unwissenheit, davor ist mir nicht bange; denn mit jedem Jahre manifestirt sich mehr und mehr die Ohnmacht derer, die das Letztere möchten, und für das Erstere, daß es nicht geschieht, sorgt ein jeder selbst und die Millionen Priester, welche dem Gott „Industrie" dienen, um Märtyrer zu werden oder Millionaire. Die Risse und Spalten in den Feudalburgen flickt kein römischer Kitt, und in ihre Verließe sperren sie weder Ketzer, noch Ju=

den, noch reisende Kaufleute mehr. Es geht Alles vorwärts. Das, was die Liberalen wollen, hilft sich, macht sich von selbst, es braucht nicht unser Aller Kräfte. Das großartig Gemeinnützige dagegen, was aus den aristokratischen Institutionen des Alterthums hervorging, was in Kunst, Wissenschaft, selbst im Sinn für Freiheit und Staatswohl, noch auf uns fortlebt, macht sich nirgend von selbst. Kalmucken blieben Kalmucken und Chinesen Chinesen; sie hatten nie einen Adel.

Die östreichische Aristokratie baut freilich keinen St. Stephan mehr, und was sie im Augenblick Großes schafft, ist mir nicht bekannt; aber sie ist frei von dem junkerhaften Dünkel, von dem beleidigenden Scheine, von der verletzenden Vornehmheit, von dem augenfälligen Haschen nach Vorzügen, die ihr anderwärts für geringen Vortheil nur die Abneigung und die Misgunst der nicht Privilegirten einbringen. Und grade aus dem Adel sind jetzt mehre Sängerstimmen erklungen, welche eben so wohlgefäilig an sich tönen, als der freiheitsathmende Geist darin verräth, daß kein dumpfer Kastengeist diesen Stand beherrscht. Jemand, selbst ein Glied desselben, klagte mir zwar, unter allen

östreichischen Großen seien kaum zwanzig, die man ins rechte Centrum, und kaum zwei, die man auf die linke Seite placiren könne. Wozu aber das! Wäre denn der Wunsch unrecht, daß in ganz Deutschland Niemand wäre, der auf einen der Plätze von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken im Palais Bourbon paßte! Sind denn unsere Lebensbedingungen nicht ganz verschieden! Etwas Anderes könnte mehr Sorge erregen: solche vorurtheilsfreie Sängerstimmen, wie jetzt im östreichischen Adel, erhoben sich auch vor vierzig, funfzig Jahren im Norddeutschen, hochgebildete, freiheitsathmende. Diese sind nun längst verklungen, denn die Zunftlosung: man müsse zusammenhalten, und nicht freiwillig Denen, die den Besitz rauben wollen, entgegenkommen, überwog den freien Sinn — zum unersetzlichen Schaden für den Adel selbst, der zu retten war.

---

39. Das Thor von Wien.

Wien hat mit Berlin Das gemein, daß sein prachtvollstes Thor mehr eine Zierde ist als eine Entrée. Zwar ließe sich beweisen, daß man zum Burgthor hinaus nach Italien und Frankreich fahren kann, während es bis jüngst schwer wurde, die Linie vorm brandenburger Thore mit einer Hauptroute in Verbindung zu bringen. Aber dieses, wenn auch mehr ein Parade- und Lustthor, hat dafür die schöne Avenue durch den Thiergarten, und aus dem hochbelaubten Walde tritt man in die Stadt. Ehe man ans Burgthor kommt, fährt man durch endlose Gassen und Straßen einer Vorstadt, fast gewärtig die Stadt schon durchschnitten zu haben, wenn man sie erreicht. Das Thor kommt uns auch da noch problematisch vor, denn aus dem Glacisgarten davor, tritt man in einen Volksgarten gleich dahinter und erreicht am andern Ende nicht die Stadt, sondern ein neues, ungleich enge-

res Portal, durch das wir erst in die Höfe der Burg gelangen und aus den Höfen unmittelbar ins Gewühl der Stadt. Bei aller Baulust und Baumitteln hält es für mittelalterlich fundirte Städte schwer, imposante Eingänge zu gewinnen.

Das Burgthor selbst — es ist die Oeffnung eines Außenwerks um die Bastei — ist ein Porticus in schönem antiken Styl, und wohlgefällig dem Auge. Wohlgefälliger als erhaben, da die Rücksicht auf die Höhe der Burg den Baumeister von seinem ursprünglichen Plane abzuweichen zwang. Nun hebt es sich nur wenig über die Höhe der Vorbastei, von der man vermittelst einer Treppe auf die Platteform steigt. Das interessante Schauspiel von dieser Höhe auf das bunteste und eleganteste Volksleben, das unter unsern Füßen sich fortdrängt, lockt doch, obgleich bei Tage immer offen, verhältnißmäßig weniger Zuschauer an als auf andern Punkten der Bastei, z. B. der Donaubrücke. Der wiener Witz ist hier geschäftig gewesen. „Justitia regnorum fundamentum" steht mit großen, goldnen Buchstaben über dem Thore, und der Wiener meint das paßte: „denn es ginge ja drunter und drüber (weg)." Zur Altstadt Wien

paßte dies antike Thor wenig, aber mit den neuen Anlagen ringsum, den schönen Partien des Volksgartens, in den man zur Gesellschaft auch den Theseustempel gestellt, und den Palästen der Vorstadt steht es in Einklang, und einigermaßen hat man auch der Fronte der alten Burg einen Anstrich gegeben, daß sie nicht zu mittelalterlich sauer auf das antike Thor sehen soll. Trotz alle Dem ist es mehr eine schöne Rarität in Wien, als etwas Herausgebornes aus Wien.

Ein Thor hat sonst Das in allen Städten gemein, daß man dadurch in die Stadt eintritt und aus der Stadt herauskommt. Die wiener Thore haben das Besondere, daß mehr einzieht als ausgeht, nämlich aus der Fremde, als in die Fremde. Noch ist der Sinn zu reisen wenig bei den Wienern geweckt, sie sind ungefähr der Gegenpol zu den Engländern. Sie fänden auswärts nicht ihre gebackenen Hähnl, und darum bleiben sie zu Haus, sagt der böse Leumund. Aber wäre es, daß auch bei ihnen die Reiselust einmal erwachte, wie jetzt bei den Franzosen, so hat der Oestreicher viel Schwierigkeiten zu überwinden. Ein Paß ins Ausland kostet schon zehn schwere Gulden, und wie

viel Eis und gebackene Hähnl und Seidel Wein hat man ohne den Fuß aufzuheben um zehn schwere Gulden, was so viel ist als fünfundzwanzig Papiergulden in der Kaiserstadt selbst.

Und doch, wie viel kommt aus Wien nach Norddeutschland! Wären die Theater der Spiegel des Volkslebens, so müßte unseres zur Hälfte wienerisch sein. Man rechne alle die Erscheinungen nach, welche auf der Bühne, namentlich in der Oper, in Deutschland Glück und sich einen Namen gemacht. Seit Anfang dieses Jahrhunderts fast lauter Wiener. Die große berliner Oper und das königstädtische Theater recrutirten sich fast allein daher, an Stücken wie an Darstellern, wofür — es nur als Curiosum zu erwähnen — das Personal des Hofburgtheaters fast allein aus Norddeutschen besteht, indem das Publicum daselbst keinen einheimischen Dialekt auf den Bretern duldet, so lieb ihm derselbe im Leben und auf den Volksbühnen ist. Zähle man die Namen berühmter Virtuosen, die als Concertgeber nach Berlin kamen, zusammen, und aus den östreichischen Provinzen, Böhmen freilich voran, wird die überwiegende Mehrzahl stammen.

Ein reicher Fonds von schöpferischer Kraft — auch im geistigen Leben — ruht noch im östreichischen Kaiserstaat. Sie ist noch unzubereitet, wie Alles dort noch ungepfeffert ist. Das norddeutsche Leben, wenn es wirklich an der Auszehrung litte, oder an den Punkt des Verknöcherns gekommen wäre, was ich leugne, wird noch lange von dort her frische Säfte ziehen können, und in viel reicherm Maße als aus den südlichen Theilen unseres gemeinsamen Vaterlandes, die jetzt strotzen wollen von bewußter Lebenskraft, und deren Sprecher darauf pochen, daß bei ihnen allein lebensfrischer Sinn, Licht und Freiheit sei, vermeinend, weil Norddeutschland nicht augenblicks aus seinem ruhigen Entwickelungsgange in ihren Sturmschritt übergehen will, weil es eine viel hundertjährig erprüfte Weise, wie man vorwärts kommt, nicht mit der Errungenschaft von Gestern blindlings vertausche nmag, daß es hinter ihnen zurückbleibe. — Zurückgeschreckt von einer bittern Erfahrung, daß auch bester Wille in Ueberhast verderblicher wirkt für Wachsen und Gedeihen als offenbare Hemmung findet Oestreich in seiner eignen, nächsten Geschichte den beredten Advocaten für das Zaudern seiner

Gubernatoren. Wir vermögen unser Gefühl nicht zu überreden, daß dies gut ist. Aber es gibt, die da meinen, eiserne Mauern weckten stählerne Kräfte, und jeder Schritt breit Bodens der Aufklärung bestritten, mache den Sieg einst um desto dauernder. Gegenüber Denen, wo alle Wälle, Mauern, Gehege niedergerissen sind, wer am lautesten schreit, der beste Held ist, und vor dem betäubend überwältigenden Knabengeschrei die Männerstimmen verstummen müssen: diesem Zustande vollkommener Losgelassenheit, auch Freiheit genannt, gegenüber, haben sie Recht. Hier fördert noch der Zwang eigenes Wachsthum. Aber wir meinen, ein für den Naturzustand zweckmäßiges Gesetz verliere von seiner Bedeutung, wo längst in einem Volke die Athletenstärke in Leib und Seele weichlicherer Bildung gewichen ist, und wie ein gutgeordneter Staat für studirte Geburtshelfer und Geburtshelferinnen sorgen müsse, habe er auch jetzt die Verpflichtung für den Geist Sorge zu tragen, wenn er gebären will; gar nicht ihm helfen, gar nicht ihn leiten wollen und es darauf ankommen lassen, daß die durch langen Widerstand angestauten Kräfte plötzlich die Schleusen brechen und die

Wälle niederreißen, sei gefährlich; und grade der Hinüberblick auf die Nachbargauen müsse vor der Gefahr warnen; jenes Wildwasser, plötzlich hereinbrechend aus den Bergen und Meeren, sei so zerstörend und habe einen noch erschreckendern Anblick, weil man nicht zuvor Kanäle gebaut wie in Niederdeutschland. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß, wo die Reformation vorangegangen und durchgedrungen ins Staats- und Volksleben, der spätere revolutionnaire Strom nicht verwüstend eindringen konnte. Man war vorbereitet; man nahm so viel Flut auf, als die Kanäle brauchten, das Wildwasser spülte an den Deichen, ohne sie zu zerstören. Manche, die lange trocken gelegen, hätten freilich noch mehr aufnehmen können ohne Schaden. Oestreich will noch bei sich nichts aufnehmen, weil es Berge, einen festen, hohen, gesunden Boden hat; aber, um im Bilde zu bleiben, Böhmen war ehedem ein Meereskessel, Venedig wuchs aus dem Wasser und die Fluten der Donau ertränkten erst jüngst einen belebten Theil von Wien selbst. Die physische Weltordnung hält Schritt mit der moralischen, und es ist die Zeit der Revolutionen in beiden.

Mir drängt sich noch ein Bild auf. Wenn man im Boston misère générale spielt, so bleiben auf dem Spieler zum Schluß die meisten Stiche sitzen, der sich zu Anfang scheut, einige freiwillig zu nehmen. Es gibt auch noch ein anderes vom Einimpfen eines Giftes, wodurch der gesunde sich vor den Verheerungen schützt; es ist aber schon zu oft gebraucht. Wenn es zum misère générale in Europa käme, weil Niemand Kraft und Willen hätte, ein großes Spiel anzusagen, auf wem würden die meisten Stiche sitzen bleiben?

Der Austausch zwischen Oestreich und Preußen der, gering an Producten, aber an geistigem Leben immer munterer wird, ist etwas Erfreuliches in einer nicht erfreulichen Zeit. Was man ehedem wollte, daß es nothwendige Gegner, Feinde wären, ist unwahr; es sind nur nothwendige Gegensätze im germanischen Leben. Sie werden und sie müssen neben einander bestehen, so lange deutsches Wesen selbständig bleibt. Zum Haß ist kein Grund da und zum Neide auch nicht, wenn Jeder auf sich zurückblickt. Im Preußischen habe ich niemals von einer gehässigen Stimmung gegen den Oestreicher gehört. Die Erinnerungen an den

siebenjährigen Krieg sind historisch verklärt; auch zweifle ich, ob damals in Brandenburg auch nur der vierte Theil von dem Nationalhaß war, als im Jahre Zwölf und Dreizehn gegen die Franzosen. Die preußische Begeisterung ging auf, nicht im Haß, sondern in der Bewunderung für ihren Monarchen. Scheelsüchtiger hat man wol in Wien auf das preußische Wesen bis jüngst geblickt; in manchen Volkswitzen, in manchen Lustspielen müssen wir bedenkliche Partien vertreten. Doch meine ich, daß dies sich jetzt geändert hat. Was unangenehm Sprödes, Selbstgenügliches in der preußischen Erscheinung ist, kann den gemüthlichen Wiener nicht ansprechen; darauf beschränkt sich indeß wol jetzt die Abneigung, nachdem andere Gründe, wo wir uns nicht von aller Schuld frei sprechen können, weggefallen sind. Wo ich anklopfte und wo ich horchte, fand ich freundlichen Sinn, sogar schon Geneigtheit, fremde Vorzüge anzuerkennen. Der gesunde Volkssinn auf beiden Seiten möchte früher anerkannt haben als die Regierungen, daß Oestreich und Preußen nicht an Deutschlands beiden Polen stehen, sich zu befeinden, sondern Hand in Hand Wächter zu sein germanischer Sitte und

germanischer Freiheit, hier gegen Zügellosigkeit, dort gegen Despotismus, hier gegen Verflüchtigung des Lebens, dort gegen Erstarrung, hier gegen Brand, dort gegen Frost. Es ist ein Bund, in den kein Dritter gehört.

---

40. Mein politisches Glaubensbekenntniss.

Unwillkürlich haben sich in diese Bilder mehr politische Betrachtungen eingeschlichen, als meine Absicht war. Es gibt einen blinden Reisenden, den Lieutenant Holmann; aber um die Aufgabe zu lösen, gar nicht von der Politik zu reden, indem man eine Reise von heut durch civilisirte Länder beschreibt, müßte der Reisende wenigstens auch taub sein. Indessen meinte ein Freund, der in meinem Manuscript geblättert, ob es nicht meine Pflicht werde, den Leser einmal vorweg auf den Punkt zu führen, von dem ich die Dinge in dieser Beziehung ansehe. Einige würden mich nach meinen Aeußerungen für servil verschreien, Andere doch revolutionnaire Ansichten auswittern, und er erinnerte mich, wie mir Feinde jüngst ein Abspringen in meinen Grundsätzen, und selbst Freunde ein Schwanken vorwerfen! Weder den Feinden

noch den Freunden kann ich das zugestehen; aber ihm gab ich Recht, daß es Pflicht werden kann, unumwunden zu sagen, was man denkt, und ich finde es passend, bei dieser Gelegenheit mein politisches Glaubensbekenntniß niederzulegen. Wiewol ich es nicht für unmännlich halte, irrige Ansichten zu berichtigen, und dafür achte, daß eigentlich jede Ansicht sich verändert, indem sie sich ausbildet, sind doch grade meine über Politik, die ich hie und da auszusprechen genöthigt war, so lange ich mir über mich selbst Rechenschaft geben kann, dieselben geblieben. Es kommt mir nicht in den Sinn, hier etwas Neues zu Tage fördern zu wollen, noch Bekanntes in neuem Lichte darzustellen. Ich will nichts beweisen, erörtern, keine Proselyten machen; nur was ich selbst über einen Gegenstand, von dem kaum Jemand unberührt bleibt, der aus seinen vier Wänden herausgeht, gefühlt und gedacht, will ich, so deutlich es mir möglich, aussprechen. Es ist mein Glaubensbekenntniß, meine gegenwärtige Ueberzeugung und weiter nichts; es sei auch damit nichts bezweckt, als daß ich meine, es wird mir danach Niemand vorwerfen mögen, um Ehr' und Vortheil willen einen

frühern Glauben verleugnet zu haben! Es sollte Jeder, der es redlich meint, in diesen trüben politischen Glaubenskriegen vor Allem sich über seinen eignen ins Klare zu setzen suchen. Wie manche Fehde würde dadurch ehrlicher, und wie manche unterbliebe durch Verständigung.

Es ist und war meine innige und feste Ueberzeugung, daß die Erbmonarchie für Europa die allein angemessene Regierungsform ist; es ist mein Glaube, daß sie die vorherrschende bleiben muß, bis entweder die alte Barbarei einbricht, oder das tausendjährige Reich kommt, und daß bis dahin alle Versuche, sie umzustoßen, auf sie zurückführen müssen. Also bin ich Royalist. Ich habe nie, auch als Knabe nicht, für den Gedanken einer Republik geschwärmt.

Ich bin Royalist — soll ich mir über die Gründe Rechenschaft geben, und das Gefühl nicht entscheiden — einmal: weil die Geschichte mich lehrt, daß unter allen dagewesenen Staatsformen in Erbmonarchien

1. bei möglichster Sicherung des Eigenthums die möglichst vollkommene, unparteiische Verwaltung

2. die möglichste Gleichheit aller Bürger, eine Gleichheit, wie sie noch in keiner Republik realisirt war, und

3. die möglichste Freiheit der Meinungen unter dem Schirm einer unantastbaren Hoheit statt gefunden hat und statt findet.

Dann bin ich Royalist, weil ich meine, daß kein von Menschen gemachtes Gesetz für alle Fälle ausreicht, und daß das allervollkommenste das allerdrückendste wird, wenn keine lindernde Hand seine scharfen Ecken abschleift Ich bin der Meinung, daß der Mensch, trotz aller Stärke, auf die er pocht, ein schwaches Wesen ist und sich selbst nicht genug; und wie ich glaube, daß über der Natur und ihrem Gesetze, das wir erforschen mögen, ein unsichtbarer Gott schwebt mit einem unerforschbaren Gesetz, so meine ich, daß dem Menschen das Gesetz nicht ausreicht zu seinem Recht, wie viel weniger zu seinem Troste, und daß er der Vermittlung der Gnade bedarf, so lange er Mensch ist. In dem Sinne glaube ich an ein göttliches Recht der Könige und bin Royalist, vermeinend, daß neben dem unerbittlichen Gesetze eine väterlich waltende Macht wohlthut und noth ist.

Einige sind Royalisten in der Hoffnung, daß nur von den Fürsten das Große und Schöne in Kunst und Wissenschaft, Das, was nicht blendet und keinen unmittelbaren Nutzen abwirft, gehegt und gepflegt werde, und daß die Tasso, Rafael, Palladio nur an fürstlichen Sonnen sich wärmen können, ihre Kunst aber, wo sie nicht Wohnhäuser baut, und Gurkenschilder pinselt, in dieser egoistischen Zeit der Industrie untergehen werde. Diese Hoffnung und diese Furcht theile ich nicht, seit das Frivole und Feile, das Eitle und das Lüsterne vorzugsweise von den Thronen Ehrenkränze erhält, und das Würdige seine Mediceer in der Anerkennung der Nation suchen muß und zum Theil schon gefunden hat. Dieses Ruhmes, ihre Nation zu vertreten in Anerkennung und Belohnung Dessen, was der Stolz der Nation ist, haben die Fürsten sich begeben, sie haben die Anweisung, von den Völkern ihnen präsentirt, nicht acceptirt. *) Ich bin deutscher Royalist,

*) Unverkennbar sind die Höfe, wie sie ehedem den Nationen in der Bildung vorangingen, jetzt hinter denselben zurück geblieben. Die Anerkennung alles Dessen,

trotz dem, daß ein Keppler verhungert, ein Bürger verkümmert ist, Lessing zum Lohn für sein ganzes Leben im Alter Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde, Schiller mit dem Bedürfniß rang, Göthe nur im kleinen Weimar Excellenz war, Heinrich von Kleist aus Mangel an aller Aufmunterung sich erschießen mußte und Ludwig Tieck, jetzt Deutschlands erster Dichter, er,

---

was in Kunst, Wissenschaft und namentlich in der Poesie bleibenden Werth errang, ging seit einem Jahrhunderte, mit wenig Ausnahmen, von den Nationen aus. Die Fürsten drückten höchstens, und erst sehr spät, das Staatssiegel der Bestätigung darauf, während ihre Mignons, wenn nicht schon während ihres Lustres ein Gegenstand des Spottes, sehr bald in Dunkelheit und Vergessenheit versanken. So umgekehrt hat sich das Verhältniß seit den Zeiten der Mediceer, der Estes, der Leos und der Ludwige, daß, was jetzt von den Höfen gepflegt wird, bei den Gebildeten der Nationen in der Regel ein Vorurtheil gegen sich hat; und daran sind nicht die Liberalen schuld, denn es herrscht zumeist unter rigiden Royalisten und den noch strengern Aristokraten, welche bedauern, daß die Könige diesen schönen Theil ihres Gnadenrechtes, das blühende Reis, das sich um den metallenen Scepter schlang, das Supremat über die Künste, so leicht aus der Hand gleiten ließen. Große Mitschuld daran hat das unglückselige Streben, durch Begünstigung frivoler Vergnügungslust und einer pos-

der eine glorwürdige Revolution gewirkt, die in den Poesien aller europäischen Völker fortwirkt, Ehre bringend dem deutschen Namen, in seinem sechzigsten Jahre, nur von einem deutschen Fürsten, vom Könige von Sachsen eine Pension erhält, die ungefähr so viel beträgt, als eine fremde Tänzerin an einem Abend in Berlin verdient.

Ich glaube, daß die Monarchie keine Schat-

---

senreißenden Kunst den Volkssinn vom Ernst des Lebens abzuziehen. Bei allen Höfen hat man die aristokratische Tragödie als unbequem weggeschoben und heimlich gelächelt, wenn sie entwürdigt wurde, und doch wundert man sich bei denselben Höfen, daß das Volk den Respect vor der Aristokratie verlor! — Wenn man viel lache, hieß es, werde man nicht an Politik denken. Es können doch aber nicht Alle lachen — und Die, welche nicht lachen können und Denen zusehen müssen, welche immer lachen, ziehen in der Regel ein desto verdrießlicher Gesicht. Auch Cäsar zog die glatte Stirn des Antonius der runzelvollen des Cassius vor, und Antonius glänzende, volle Wangen schützten ihn doch nicht vor Brutus. Als ob, was Cäsar nicht konnte, sich vor den Denkern schützen, im neunzehnten Jahrhundert möglich wäre! Man durchschaut die Absicht, ist verstimmt, und was man beabsichtigte, schlägt zum Gegentheil aus, und was man verabsäumte: „vorauszuschreiten auf der Menschheit Höhen,“ läßt sich nicht wieder nachholen. Für die Liberalen ist es ein Vergnügen, für die Republicaner ein Triumph.

tenmonarchie, nicht bloß eine erbliche Präsidentschaft sein darf, sondern mit Kraft und Glanz umgeben, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen soll.

Eine Republik halte ich für undenkbar. Die alten, welche den tönenden Namen hergaben, mit ihren Patriciern und Plebejern, ihren Freien und Heloten, erkennt der Republicaner von heut selbst nicht als Das an, was er will; aber Das, was er will, hat er auch nie gekannt, denn es existirt nirgend und hat auch nirgend existirt als in seiner Phantasie. Weder Rom, noch Athen, noch Florenz und Venedig, nicht die Schweiz und Holland und nicht Amerika erfüllen das Bild.

Gar nicht an die offenkundigen Mängel der Andern zu mahnen, wo erfüllt das Land der Wünsche, Amerika, diese? Und dächte man die schwarzen Sklaven alle frei und zu Bürgern mit Stimmenrecht erhoben, wann füllt sich die viel tiefere Kluft zwischen Creolen, Quarteronen, Mestizen u. s. w., eine Kluft, gegen die alle Klüfte in den europäischen Aristokratien versandete Chausséegräben sind? — Vielleicht in hundert Jahren. Bis da hat die europäische Aristokratie aber auch grade hundert Jahre Zeit, sich mit der Zeit auszusöhnen.

Und gesetzt, sie wären Alle gleich; was ist dann Amerika mit seiner Advocaten-, Plutarchen- und Factionsaristokratie, mit seinem prüden, stolzen Sectengeist, mit seiner Musterkarte von Religionen, die nicht wie zu einem großen Lobgesang harmoniren, sondern nur wie Ladenschilder die Kaufmannsfirmen anzeigen. Ist das das Eden einer Republik? Ist das Ziel irdischer Vollkommenheit eines Staates: keine höhern Interessen zu fördern, als die des Nutzens; Schönes und Großes, Religion, Kunst und Wissenschaft der Speculation zu überlassen und sie nur dann zu registriren, wenn sie Steuern zahlen, sonst zu ignoriren? Ist eine Nation, wo jedes Individuum ein Handelsmann ist, und der Bruder im Bruder, der Vater im Sohn und der Sohn im Vater nur den Kaufmann sieht, mit dem er nach streng gleichen Gesetzen handelt und rechtet, ist das das Ideal einer freien Nation?

Es hat keine Republik gegeben, es gibt keine, und bis man mir beweist, daß alle Menschen leidenschaftslos, tugendhaft, und die Welt vollkommen werden kann, bestreite ich, daß es eine Republik geben wird. Bis da glaube ich vielmehr,

daß auch in Amerika, wenn die Menschen enger rücken, und die Interessen weiter auseinander, der Reibung und Trennung eine Monarchie folgt. Woher alsdann die Liebe kommen soll, ohne die keine echte Monarchie denkbar, weiß ich freilich so wenig, als wo die Tugend zu finden, auf die allein eine Republik gebaut werden kann. *)

Eben wie die Republik halte ich den Begriff Volkssouverainetät für eine Chimäre. In den wenigsten Fällen gibt es einen allgemeinen

*) Es ist wohl zu beachten, wie unter den Nationen, wo das republicanische Element vor Alters am lebendigsten war, wenn auch nicht das Volksgefühl erloschen, doch dermaßen die elastische Kraft, die eigentlich ein Volk ausmacht, mangelt, daß ihre Wiedergeburt als selbstständiges Volk, riesenhafter Anstrengungen Einzelner ungeachtet, nicht möglich, oder es nur durch fremde Hülfe wurde. Man denke an Italien, Polen, Griechenland. Zu welcher Einheit gedieh dagegen das monarchischste aller Völker, Frankreich. Ganz Frankreich gehorcht immer Einem, entweder einem Könige, einem Kaiser, oder einer Idee. Durch seine tausendjährige Tendenz, eine Monarchie zu werden, war Frankreich, im Augenblick, wo diese Monarchie scheinbar zerfiel, die mächtigste Nation Europas und durch fürchterliche Gährungsprozesse führte es seine Regenerationskraft immer wieder zur alten Einheit.

Volkswillen, in noch wenigern wird es möglich ihn auszumitteln, und in den aller allerseltensten wird diese addirte Meinung der Millionen Meinungen etwas Anderes sein, als daß Jeder seinen eignen, baaren, nächsten Vortheil will, und ohne Opfer. Ueber alle idealen Interessen herrscht in dieser Zeit das eine Interesse, und das ist schon im Marais verschieden von der Faubourg St. Germain; um wieviel mehr in Washington und Südcarolina. Wo dies Interesse von einem allgemeinen Gefühl überwältigt wird, und der Egoismus zurücktritt, wie in Tirol 1809, in Spanien 1811, in Preußen 1813, das sind Ausnahmen; großer Druck ging der großen Aufregung voran, und es wäre so thörig, in einer Staatsökonomie darauf zu rechnen, als von einem Weinbauer, der nach einem Kometenjahr den Anschlag für die andern machte. Ganz unmöglich aber ist, wie man einen Wassermesser hat, dies wogende Interesse zu jeder Stunde und in jedem Falle so zu constatiren, daß in jedem Regierungsacte der souveraine Volkswille wirklich executirt wird. In einem Volke, wo keine traditionelle Macht gilt, herrscht das Recht des Stärkern, in einem gebildeten das des intellectuell

Stärkern, in einem rohen das des Manufortior; beide werden wissen, sich in das Gewand des Gesetzes zu kleiden.

Ich hasse die absoluten Monarchien, d. h. wo die Willkür des Regenten das höchste Gesetz ist. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß eine absolute Monarchie so wenig in der Wirklichkeit existirt als eine absolute Republik.

Ob ich constitutionell bin, weiß ich nicht. Es scheint mir keine Lebensfrage. Die Geschichte aller Constitutionen lehrt mich, daß ohne lebendigen Geist, aus dem sie ausgingen, und der sie lebendig hält, diese Formen, der Willkür entgegen gesetzt, wie Pappe gebogen, oder zu steinernen Schranken wurden, ein Spiel dem kecken Geiste, der zerstören, eine Mauer dem kräftigen, der schaffen wollte.

Um deshalb bin ich noch nicht anticonstitutionell. In dem allgemeinen Verlangen nach formell fixirten Verfassungen erkenne ich mehr als eine Mode, — ein Bedürfniß, eine historische Thatsache. Ich schätze die Länder glücklich, deren äußere Bedingungen Repräsentativverfassungen gestatten, nicht, weil ich meine, daß daselbst besser verwaltet,

unparteiischer Recht gesprochen, der Bürger wohlhabender, der Bauer weniger gedrückt, der Handel lebendiger, der Betriebsfleiß gehoben, die Kenntniß gefördert wird; im Gegentheil können alle jene Vortheile in einer reinen Monarchie ebenso und besser heraustreten, und eine mitregierende, aber vom Factionsgeist selbst regierte Kammer kann so viele Fehler begehen als ein übelwollender oder übel berathener Minister in seinem Cabinet. — Glücklich schätze ich diese Länder um deshalb, weil das Gefühl des Bürgers daselbst gehoben wird zu Regionen, die noch nicht die höchsten sind, aber doch über den Staub der Registraturen, der Bibliotheken, über frömmelnden Stumpfsinn und frivole Lust und über den flachen Anger gemeiner Selbstsucht weit hinaus. So hoch schätze ich diese Erhebung des Individuums, daß die Furcht Vieler, gerechtfertigt durch schlimme Beispiele es werde aller Ernst der Wissenschaft, der Religion und Kunst sich zum Interesse am Tagesstreit verflüchtigen, mir dagegen nicht aufkommt.

Ich meine nicht, daß durch eine Repräsentativverfassung der Willkür die Hände gebunden werden, und der Himmel auf Erden kommt, aber doch

wünsche ich eine Repräsentativverfassung, wo sie möglich, von Herzen, ohne sie für nothwendig zu achten.

Ich meine, daß sie nur eine Form ist, die der Zeit angehört. Ich meine, daß im öffentlichen Geiste eine Verfassung theils schon wacht, theils noch schlummert, welche die Willkür selbst beschränkt und die absolute Monarchie unmöglich macht. Ich meine, daß durch unsre Schulen, Akademien, Universitäten, durch Kunst und Wissenschaft, durch den Handel, durch die gefoderte Bildung der Beamten, des Militairs eine ungleich vollkommenere und feinere Constitutionen sich bildet, eine im Geist, während jene eine im Buchstaben war; eine Constitution, welche deutlicher den geläuterten Volkswillen ausspricht, welche mehr die Willkür beschränkt, welche mächtiger eingreift in die Regierungen, welche kräftiger herrscht, als die zufällige Stimmenmehrheit nach ihren Steuerquoten erwählter Repräsentanten. Wer leugnet die reißenden Fortschritte dieser ideellen Constitution in Europa, welche unerbittlich den Stab über jede Willkür bricht! Sie hemmt die Hinrichtungen, sie mildert die Strafen, sie emancipirt Dissidenten,

Irländer und Juden, sie reformirt in der Türkei, sie verhindert den Völkerkrieg; sie herrscht schon bis ins Cardinalcollegium von Rom, sie legte die Inquisitionskerker in Madrid unter Siegel, und wo sie retardirt wird, kommt ihre Züchtigung nur um so empfindlicher nach. Modena entgeht so wenig als einst Piemont und Venedig der Strafe des Weltgerichts dafür, daß der Eigenwille meinte, auf das Recht aus modernden Documenten gestützt, dem Rechte des Geistes trotzen zu dürfen. Gewaltig wächst die Macht dieser Constitution, und ich bin gewiß, daß die meisten Streitfragen von heut zwischen Fürsten und Völkern über hundert Jahr so zweifellos entschieden sind, als es heut unmöglich wäre, den Hexenprozeß in Preußen wieder einzuführen.

Ich glaube an die Legitimität. Aber so wenig ich glaube an eine allein seligmachende Kirche, an eine allein seligmachende Regierungsform, an allein seligmachende Ideen in Kunst und Wissenschaft, glaube ich, daß die Legitimität mehr ist, als ein wohlthätiges Aushülfegesetz in der unvollkommenen Welt. Wer mir beweist, daß eine vollkommene kommen muß, wo Jeder fähig, das Beste

zu erkennen, und Jeder bereit, dem Besten sich zu unterwerfen, dem gebe ich zu, daß nicht der Sohn des Königs, sondern der Beste nach dem König wieder König werden muß. Bis dahin halte ich die Geburt für das einzige Auskunftsmittel, der Ungewißheit zu begegnen, welche schlimmer ist als eine schlimme Gewißheit. Wo keine Gründe mehr ausreichen, entscheidet überall die Gewalt, das Loos, der Zufall. Die Legitimität ist der Zufall in Gesetzesform gebracht, ein höchstes, letztes, nothwendiges Gesetz in dem Reich des Endlichen; darum noch kein höchstes im Reich des Unendlichen.

Ich glaube, daß alle Dinge dem Naturgesetze des Blühens und Welkens unterworfen sind: also auch die Legitimität. So wenig ich glaube, daß man einen abgestorbenen Baum um deshalb, weil er unsern Urgroßvätern bereits Schatten und Früchte gab, im fruchttragenden Garten ewig dulden soll, meine ich, daß ein Königsstamm ewig sein muß, weil er einmal war.

Auch ein Königsstamm kann morsch werden. Auch ein Königsstamm kann sein Recht, zu leben, verwirken. Auch an einen Königsstamm kann man das Beil legen, um ihn zu fällen. Nicht um eine

schlechte That geschieht dies, nicht um einen Gewaltstreich, nicht durch Klage und Urtel eines Gerichts, nicht nach dem Spruche eines Codex. Denn wäre das, so wäre die Legitimität selbst damit vernichtet, die fingirte Ordnung umgestoßen, und sie ist etwas so Heiliges und Wohlthätiges, daß selbst der schreiende Schmerz des Einzelnen gegen die Harmonie des Ganzen verstummen muß.

Bestimmen wollen im voraus, nach Artikeln und Paragraphen, wann ein Volk das Recht hat zur Rebellion, kommt mir vor als wie zu Zeiten Fiesole's und Cimabue's ein Gesetz machen: wann ein Rafael geboren werden dürfe. Der Weltgeist schafft über alle geschriebene Gesetze hinaus, und der Genius zerbricht die alten Regeln, indem er durch die That neue aufstellt. Es kann nie in geschriebenen Gesetzbüchern stehen, wann das Recht des Fürsten aufhört, und das Recht des Volkes anfängt; denn wie kann ein Recht, das aus dem Unendlichen niedersteigt, in endlichen Formeln abgefaßt werden? Es offenbart sich, und dann ist es recht.

Nur in Beispielen lehrt uns die Geschichte, daß Herrschergeschlechter immer dann die Kronen ver-

wirkten, wann Generationen hindurch ihr Interesse von dem des Volkes sich sonderte. Nicht über blutdürstig ungerechte Regenten ward der Stab gebrochen, sondern über solche, die in fanatischem Trotze ihren Eigenwillen für das Höchste achteten, und vielfach gewarnt durch Zeichen, doch blind und taub blieben. So stürzten die Stuarts, Wasas, Bourbons; die Unschuldigen mit und für die Schuldigen, und die noch nicht Gebornen büßten für Die, welche in ihren Grüften nicht mehr büßen konnten. Das ist wohl zu merken; kein Zufall, keine Grausamkeit der Willkür, — ein Charakteristicum. Denn, wie die Hand, die den Scepter faßt, das Loos Vieler faßt, auch Solcher, die nicht darum wissen und wollen, setzt sie zur Bürgschaft dafür ein das Loos Aller, die ihr die Nächsten und Theuersten sind; und die nichts theilen von der Lust des Herrschers, theilen doch seine Verschuldung und den Fluch seiner That. Und wie nach aller Völker Gesetzen Kind und Kindeskind des Hochverräthers mit ihm büßen, so muß auch Kind und Kindeskind mit dem gestürzten Herrscher gestürzt werden. Grausam sind die Gesetze, herrschend um das Recht der goldnen Krone,

wie der Blitz um goldne Firnen gefährlicher züngelt; aber sie stehn in Wechselwirkung mit den Gesetzen der Unterthanentreue.

Ich halte die Julirevolution für so recht und heilig, wie irgend einen Rechtsvertrag und beschwornen Bund auf Erden; ich glaube, daß nie über einen Verbrecher mit so viel Recht der Stab gebrochen wurde, als mit dem im zehnten Karl die Bourbonen von ihrem tausendjährigen Thron gestürzt wurden, und ich erblicke in der Unwillkürlichkeit, die umsonst abgestritten wird, in der beispiellosen Wirkung dieser Revolution die Offenbarung eines Rechts, das aus dem Unendlichen stammt.

Nicht um einen gebrochenen Eid brach ihr Recht zusammen (wie viele Fürstenhäuser brächen da!) sondern weil der eine Eidbruch das letzte Siegel war auf eine beispiellose Verkehrtheit und beispiellose Verstocktheit; weil sie, belastet mit dem Fluch überhundertjähriger Sünden ihrer Ahnen, nicht gewarnt durch zweimalige Aechtung, nicht erleuchtet durch einen Weltbrand, ihrer Blindheit angezündet durch die Vorsehung, funfzehn Jahre lang nicht gegen eine Volksverschwörung gekämpft, sondern in blödsinnigem Fanatismus selbst verschworen

waren gegen Alles, was durch ein halbes Jahrhundert ins Leben getreten und ihrer Nation werth geworden. Wurde je ein höherer Wille in der Weltgeschichte sichtbar, so hier mit Blitzesklarheit und erschütternder Wirkung. An den Wunderglauben klammert sich das entnervte, von Gott gezeichnete und verstoßene Geschlecht, aber das ungeheuerste Wunder, in dem er zu ihm spricht, sieht es nicht. — Man wirft mir zu große Weichheit des Gemüthes vor, vielleicht mit Recht, aber Karl's X. Loos hat mich nie gerührt. Ich sehe in dem kronenlosen Greise nur die erstarrte Sünde; keine Reue, keine Liebe, kein Gottvertraun; der Glaube richtet sich nicht hoffend nach oben, nur fürchtend nach unten. Die Herzogin von Angouleme ist für mich das einzige menschliche Wesen aus dieser Familie, das menschliche Achtung erweckt. Sie ist die personificirte Trauer über der Todtenurne der Bourbonen.

Ich halte die Folgen der Julirevolution für unselig, weil sie statt des gekränkten Rechts eine Chimäre, die Volkssouverainetät, auf den Thron gesetzt. Warum hatte Ludwig Philipp nicht den Muth, als Philipp VII. die verwirkte Krone zu fassen, warum verwirkte er selbst sein gutes Recht,

indem er sich schenken ließ, was schon sein war?

Ich glaube an die Legitimität und hoffe Europa's Frieden von ihr; aber ich verabscheue sie, wenn sie als absolutes Gespenst gegen den Geist der Wahrheit und des Lichts ein Dasein erlügen will.

Ich verabscheue jedes Princip, wenn es ohne Rücksicht auf den Geist des Lebens durchgeführt werden soll.

Ich preise Deutschland um deshalb glücklich, weil in seinen Fürstengeschlechtern noch das Mark des Lebens rinnt, weil Habsburger und Hohenzollern mit ihren Völkern noch etwas Anderes als der Begriff, weil die gegenseitige Liebe sie verbindet, eine Liebe, die mächtig ist, noch größere Fehlgriffe, als deren die letzten zwei Jahrzehende seit dem wiener und karlsbader Congreß Zeugen sind, auszugleichen, noch finstrere Versuche, Mistrauen zwischen beiden auszustreuen, zunichte zu machen.

Einen Geburtsadel, auf Grundbesitz gestützt, achte ich, insofern er in kein Kastenwesen umartet, weder der Sache der Freiheit, noch der Bildung gefährlich; im Gegentheil, wo der Adel seine wahre

Bedeutung erkennt, beiden förderlich. Ueberzeugt, daß eine Aristokratie in jeder Gesellschaft sich von selbst macht, halte ich den überkommenen Adel für das Gefühl minder drückend als den täglich neu gebornen Geldadel, den Bureaukratenadel und den Verdienstadel, deren jeder den schlummernden Neid beständig weckt: „Hättest Du's nicht ebenso verdient?" — Die Aristokratie des Genies wird durch alle Aristokratien siegreich brechen; daß der des leichten Talentes nicht in voraus zu ihrem Wettlauf alle Schlagbäume aufgezogen und alle Barrieren niedergerissen werden, mag nicht vom Schlimmen sein; die echte Kraft erstarkt durch Widerstand. Wo der Adel in ein Junkerthum überging, in eine Legion zu Ansprüchen und Vorzügen Berechtigter, von nichts als ihrer Geburt unterstützt, wer wollte da für seine Bedeutung und sein Recht das Wort führen. Er ist nicht mehr, er lügt nur noch sein Dasein.

An einen Völkerfrühling glaube ich nicht, und glaubte nie daran, insofern sie darunter einen plötzlich aufgefundenen, allgemein gültigen neuen Weg des Heils für die Völker verstehen.

Auch ist es meine Ueberzeugung, daß der Deut-

sche niemals gewaltsam, durch Aufstand, die Realisirung der liberalen Ideen von allgemeiner Gleichheit, Freiheit und der Vervollkommnung der andern bürgerlichen Einrichtungen durchsetzt; aber daß diese Ideen, insofern sie irdisch möglich, allmälig durch die Macht der Ueberzeugung vollständig siegen und ins Leben treten werden.

Ich hasse das Bestreben, welches im Rückwärts oder im Stillstande Heil sucht, das, welches die Fortschritte der Kenntnisse fürchtend, die Organe der Bildung ersticken möchte, die Schulen beschränkt, die Presse, statt ihr männlich ins Auge zu blicken, aus Angst unterdrückt, den Volksrednern, statt sie zu widerlegen, den Mund verschließt, oft ehe sie ihn geöffnet, und ich verabscheue das System, welches den passiven Gehorsam als das Summum von Bürgertugend aufstellt. Ich halte die Wortredner dieses Systems und Die, welche nur in einer Rückkehr zu frühern Zuständen das Heil erblicken und predigen, für die nächsten Verbündeten Derer, welche um ein Wahngebild alles Bestehende umstürzen wollen.

Ich bedaure unsre deutschen Brüder im Süden, welche im Jammer über die Unvollkommen-

heiten, die Zerstückelung bei sich, ihre Rettung als Deutsche in außerdeutschem Wesen gesucht; ich beklage ihre Anstrengungen, insofern sie dem Irlicht: „Volkssouverainetät" folgend, die Freiheit darin suchen, die schon schwankende Macht in den Händen ihrer Fürsten noch zu beschränken und, das lebendige Fürstenthum, ein Kind germanischer Liebe, zu einem modernen Begriff umwandelnd, zur Republik hinsteuern. Tief bedaure ich den unseligen Zwiespalt, der immer greller zwischen Süd- und Norddeutschland heraustritt; ich halte den Factionsgroll dort, geboren aus Unkenntniß oder auch Neid, angefacht durch geflissentliche Verdrehung Dessen, was bei uns gut ist, für Deutschlands ideale Einheit weit gefährlicher als alle politische Zerstückelung. Bis vor 1830 gab es in Deutschland philosophische und Kunstschulen, und im Schwärmen für die Wahrheit, die man erfaßt zu haben glaubte, war man ungerecht; aber man war ungerecht im guten Glauben, ungerecht im Rausche heiliger Begeisterung, ungerecht ohne Lüge und ohne Intrigue. Die Heiligkeit des Wahnes hielt Deutschland zusammen. Man fragte nicht, ob das neue zündende Wort ein Baier ausgesprochen oder ein

Sachse, ein Liberaler oder ein Royalist. Diese interessenlose, sich selbst verleugnende, parteilose Parteiwuth war ein eigenthümliches, kostbares Erbtheil deutschen Sinnes — und sie ist hin. Denn man hält jetzt die Lüge für eine gute Waffe, und braucht sie um den guten Namen zu vernichten, wo man die Sache zu stark findet.

Ich verberge mir nicht, daß die Sache der Könige, die ich für die gute halte, moralisch jetzt im Sinken war; nicht, weil ihre Gegner so stark sind, sondern weil ihre Vertreter so schwach gewesen; nicht weil sie im Verlieren, sondern weil sie im Gewinnen sind; nicht weil die Doctrinen der Republicaner Herz und Geist der Völker bestochen haben, sondern weil die Regierenden mehr Angst davor zeigen, als die Völker Neigung dafür. Nicht die Propaganden, nicht die liberalen Publicisten, nicht die freie Presse, sondern die gebundene, droht in meinen Augen dem Königsthum. Wenn ich die neuen Bücherverbote lese, wenn ich weiß, was unsre officiellen Zeitungen von Thatsachen sagen sollen und was sie verschweigen müssen, wenn ich Zeuge eines Censurzwanges bin, so widerstrebend

aller germanischen *) Bildung und alter Freiheit, so lächerlich als auf der andern Seite die Excesse

*) Wohlmeinende haben in öffentlichen Blättern die Meinung zu verbreiten gesucht, die Censur sei jetzt nicht mehr so arg, als man sie ausschreit. Sie haben Recht. Mit gewissen anständigen Wendungen will ich die Pulververschwörung loben, den Königsmord anempfehlen und die Republik predigen. Der Censor wird gegen dergleichen theoretische, mit Bescheidenheit vorgetragene Ansichten nichts einzuwenden haben. Zieht dagegen zufällig der Kammerdiener des Mannes, dem er seinen Posten verdankt, ein Eichhörnchen auf, so streicht er mir ganz gewiß, wenn ich drucken lassen will: „Eichhörnchen sind unnütze Thiere," weil es eine Versündigung wäre gegen Gottes Allmacht und Allweisheit. — Noch weniger werde ich von einer notorisch aus dem Contract gelaufenen Schauspielerin, würde sie auch mit Steckbriefen verfolgt, dies sagen dürfen, wenn die Gelaufene und Verfolgte zufällig sich einer einflußreichen Protection erfreut; vermuthlich weil es eine Lästerung wäre gegen Gottes Allgüte, die gewiß auch fortgelaufenen Schauspielerinnen diese Sünde verzeiht. Und der Censor handelt klug und — recht, was hier eins und dasselbe ist, und Du — an seiner Stelle — handeltest auch so. Ehe nicht das Amt eines Censors ein unantastbares wird, gleich dem des Richters, und er nur nach Urtheil und Recht abgesetzt werden kann, bleibt die Censur die drückendste, mangelhafteste Behörde in einem civilisirten Staate, das wahre Symbol der Willkür, eine gekrönte Laune, und das trotz aller Obercensoren und Censurcollegien!

der Presse widerwärtig; wenn ich sehe, wie er den bösen Willen nicht beschränkt, aber dem guten Handschellen anlegt; wen ich außer den Meisterwerken deutschen Geistes aus seiner Blütezeit, außer Egmont und Tell, auf unsern Bühnen auch alle Stücke aus Furcht verboten oder verändert sehe, welche Fürsten und Obrigkeiten in ungünstigem Lichte darstellen und poetisch der Freiheit das Wort reden; wenn ich sehe, wie man für einen Studentenunfug die Universität straft, das Vergehen eines Individuums ganze Classen büßen läßt, und dem sinkenden Adel aufzuhelfen wähnt, indem man ein paar Individuen in hohen Posten Bürgerlichen vorzieht, so überschleicht mich der Zweifel, ob die Thorheit der belgischen Revolution, welche vor drei Jahren die Sache der Könige rettete, nicht ihr Aequivalent gefunden hat. Wenn ich aber überdenke, wie man aus Angst zuließ, daß ein Volk starb, das noch unbändige Lebenskraft und Lust in jedem Pulse hatte; ein Volk, dem wir viel schuldig waren, so viel schuldig, daß seine ungeheuere Gegenschuld unsre doch nicht aufwog, und ein andres aus Angst ins Leben rief, das nie gelebt, ein Fabricat von Jesuiten und

Journalisten, und dort um die unnatürliche Leichenbahre, hier um die unnatürliche Wiege den sophistischen Mantel der Tugend und Nothwendigkeit breitete; wenn ich sehe, wie man berufenen Volkssprechern den Mund verschließt, ehe sie ihn geöffnet, aus Angst, daß sie ihn anders öffnen könnten, als man erwartet, und wie man anrüchigen Charakteren, Parteigängern, käuflichen Talenten schmeichelt, während man strenge Royalisten verfolgt, weil sie nicht ihr Urtheil gefangen geben wollen, und grade so sprechen, wie man will, so überkommt mich der Zweifel, ob das Königthum in Europa denn wirklich so fest steht, als ich glaubte und hoffte, und ob, was der Grimm der Feinde nicht vermocht, die eigne unkönigliche Angst nicht zu Stande bringt, daß der Boden unter ihren Füßen weicht und sinkt. Aber troß dem bleibe ich Royalist; denn es können bessere Zeiten kommen, und selbst die schlimmen wirklichen sind besser als die geträumten glückseligen.

Die nächste Zukunft freilich schien trübe; jetzt im Augenblick, wo ich es durchlese, um es zum Druck zu senden, dünkt mich, als leuchte wieder ein Strahl des Vertrauens, daß es heller werde.

Möglich — schrieb ich — daß die Ansicht für den Augenblick siegt, welche ich für die falsche achte, daß die monarchische Sache sinkt, weil die Monarchen kein Vertrauen haben zu den Völkern; aber die Völker kehren doch zu den Monarchien zurück. Möge der Prozeß nicht nöthig werden! Aber möglich auch, daß, was uns heute heiß bewegt, unsre Enkel lächeln macht. Vielleicht dauern die Kämpfe und Parteien, welche die gebildete Welt zerreißen, nicht eine Generation durch fort. Papst und Kaiser, Protestanten und Katholiken *waren* Gegensätze, Gedanken, in die die Welt sich theilte wie heut in Fürsten- und Völkerrechte. Wer spricht noch davon, und welche neue Begriffe werden in hundert Jahren Geist und Herz beherrschen, wenn man unsre Kämpfe vergessen hat!





